~~Vat~~
~~323 mb~~ Goethe

P.o. germ. 483 vg

<36618583970019 S

<36618583970019

Bayer. Staatsbibliothek

E, A

Briefe und Auffätze

von

Goethe

aus den Jahren 1766 bis 1786.

Zum erstenmal herausgegeben

durch

A. Schöll.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Weimar,

Druck und Verlag des Landes=Industrie=Comptoirs.

1846.

274. D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

Seite
Einleitung 1

1765 — 1768.

Der Lügner (Fragment) 7
Bruchstück eines Romans in Briefen 20
Brief an eine Freundin 23

1770. 1771.

An Herrn Hetzler den jüngeren 29
An Herrn Trapp 31
An T. (Wunderlicher Mann) 34
An Herrn H. den jüngeren 37
An Fräulein von Klettenberg 39
An Herrn Engelbrecht 47
An Herrn H. den älteren 48
An Mamsell F(ränzchen) 49
An Friederike (Liebe neue Freundin) 51
Saarbrück (An Mamsell Fränzchen) 55
An die Großmama 60
Ephemerides 63
Sprachliches 65
Individuelles 68
Das Juristische 71
Das Medizinische 75

Seite
Naturlehre 78
Philosophie und Theologie 82
Aesthetik und Poetik 106
(Volkslieder) 123
Dichterische Vorwürfe (Faust) 131
(Götz) 136
(Cäsar) 137

1773 — 1776.

Aus Werther 143
Zu Mahomet 147
Uebertragung des hohen Liedes 155
Anfang eines Reisetagebuchs 157

1778 — 1783.

Briefe an Kraft 165

1786.

Brief an F. H. Jacobi . . . . (193) 211

Anhang.

Epigramme 233
Maskenreim 235
Strophen der Liebe 236

Handschriften von Goethe, theils Brief-Conzepte oder Copien, theils poetische und prosaische Aufzeichnungen, die einst miteinander aus Goethes eigener Hand in befreundete Hände übergingen, bringen wir hier nebst einigen seiner Briefe, die der Empfänger in dieselbe Verwahrung gab, zum erstenmal in's Licht der Oeffentlichkeit.

Die beigesetzten Daten oder der Inhalt erlaubten eine chronologische Anordnung.* Der größte Theil rührt aus der Jünglings- und blühenden Mannszeit des Dichters her.

Außer einer angefangenen Lustspiel-Uebersetzung, einem romanhaften Fragment und einem Brief aus einem wirklichen Roman, welche schon in den Leipziger Studienjahren entstanden sein dürften, geben wir aus der Straßburger Epoche eine Anzahl Briefe theils an verschiedene junge Freunde, gegen die sich der Jüngling, rathgebend oder scherzend, urteilend und anregend, bald mit merkwürdiger Reife, bald energischer Empfindung, immer mit eigener Lebendigkeit und anmutiger Leichtigkeit ausspricht. Andere an Freundinnen; worunter einer an Fräulein von Kletten-

* Zeitbezeichnung, die nicht aus der Handschrift herrührt, ist stets in Klammern eingeschlossen. Rechtschreibung, auch Interpunction, so weit sie charakteristisch waren, beibehalten.

berg, in welchem bei frommer Gemüthserregung ein verständiges Urteil über Religionszustände und eine zwanglose Heiterkeit erblickt wird; und einige von engeren Leidenschaften eingegebene, die an liebe Mädchen empfindsame oder neckische, unruhige und tiefgefühlte Geständnisse richten. Einer ist an Friedrike und zwei stehen in deutlichem Bezug auf sie. Aus derselben Zeit endlich ein so kindlich als würdig gefaßtes Trostschreiben an die Großmutter bei dem Tode des Großvaters.

Die Einblicke in das Streben und bunte Treiben dieser Jünglingsperiode konnten wir noch aus einer Art Tagebuch vermehren, welches besonders das Manichfaltige, was gelesen wurde, und manche Lieblingsrichtung der Gedanken andeutet.

Als Ueberbleibsel der folgenden Jahre, in welchen sich Goethe wieder näher um das Vaterhaus her bewegt, werden dem Leser ein Par abgerissene Blätter mit dem ersten Entwurf nachher geänderter Stellen aus Werthers Leiden und noch mehr ein Fragment willkommen sein, welches die erste Szene des beabsichtigten Trauerspiels Mahomet gibt. Als hiezugehörige Studien sind Aufzeichnungen aus dem Koran anzuführen, so wie eine Uebertragung des Hohenliedes, die nach Verwandtschaft und Abfassungszeit ihnen sich anschließt.

Nun aus der nächstfolgenden Epoche, da Goethe schon nach Weimar geladen war, bei einiger Verspätung aber des Reisegefärthen einen Ausflug bis Heidelberg machte, zeigen uns Tagebuchblätter mit Lebewohlrufen an Lilli, auch einem Gedankengruß an Merk, unter hellen Reiseblicken das Wogen und Wallen seines damals manichfach beunruhigten Gemüthes.

Es ist im dritten Jahr darauf, in Weimar, daß die Briefe beginnen, die ein Hilfsbedürftiger während eines Zeitraums von sechs Jahren von Goethe erhielt. Ohne bedeutenden Sachinhalt, verdienen sie, als Zeugnisse von Milde, von reiner Menschenbeurteilung und einsichtiger Theilnahme, veröffentlicht im allgemeinen Gedächtniß zu bleiben.

Wieder drei Jahre später als die letzten Zeilen, die von diesem eigenen Verhältniß zeugen, ist der Brief an Jakobi geschrieben, der sich (der letzte, den wir mittheilen) mit unumwundenem Urteil über dessen Schrift wider Mendelssohns Beschuldigungen ausspricht.

Schließlich etliche ungedruckte Gedichte aus verschiedener Zeit.

Diesen Ueberblick des Inhalts achten wir für die beste Bevorwortung der Herausgabe, falls dieselbe Denjenigen gegenüber, die an bisherigen Veröffentlichungen auch unbedeutender Reliquien die Ueberschätzung tadeln, einer Rechtfertigung bedürfen sollte. Unsere Anekdota, aus der Entwicklungszeit und dem aufsteigenden Lebensalter des großen Dichters, sichern sich durch Inhalt oder Bezug das Interesse hier der Poesie und des Literaturgangs, dort der Zeitgeschichte und der Charakteristik einer so auserwählten Persönlichkeit.

Goethes Natur und frühe Gewohnheit, das Gegenwärtige mit Hingebung als Ganzes und Allgemeines zu behandeln, das Allgemeine bedächtlich am Nächstgegebenen zu ergreifen, hielt seine Dichtung in der engsten und reichlichsten Verknüpfung mit seinen Lebensverhältnissen und mit den deutschen Bildungs-

zuständen bis in die Zeit seiner Vollreife. Bei keinem unserer Dichter ist daher die Betrachtung seines Lebens zur Beleuchtung und Ergänzung seiner Poesie erwünschter und zur Geschichte unserer Bildung lehrreicher, bei keinem so an sich selbst poetisch; weßhalb von ihm das, was er davon gab, mit dem richtigsten Namen: Dichtung und Wahrheit genannt wurde.

In diesem Zusammenhange haben Blüthen und Abfälle aus seiner Jugendzeit auch da, wo ihr Umfang leicht, ihre nächste Beziehung beschränkter Art ist, etwas ungemein Erfrischendes, Keim- und Sinnvolles, das jeder gebildete Deutsche liebt. Dieselbe Natur und Bestimmung hat ihn von seinen vielen Berührungen so viele Aeußerungen und Zeugnisse geben, niederlegen, sammeln lassen, daß Keiner unserer Nation ein so ausgeführtes Bild von sich und dem, was in und an ihm sich abbildete oder zurückwarf, hinterlassen hat. Und weil bei Umfassung eines Bildes von eben so allgemeiner als eigenster Bedeutung dem Geschichtsforscher, dem Denker, Dem, der das Menschliche kennen will, wie es ist, die reine und bestimmte Begränzung höchst wichtig wird, so gilt auch hier: Wer hat, dem wird gegeben. Nachdem so viel Gehaltvolles und Bemerkenswerthes in urkundlichem Zusammenhange vorliegt, gewinnt auch das Unbedeutende, wenn es ihm sich einfügt, seinen Werth für die Einsicht.

1765 — 1768.

1765 — 1768.

Titel und Inhalt ließen leicht in dem folgenden Fragment von Goethes Hand den Anfang einer Uebersetzung des Menteur erkennen, jenes Lustspiels, dessen ganzen Plan Corneille aus des Lope de Vega La sospechosa verdad entlehnt zu haben gestand, und von dem Voltaire sagte, es sei die erste Charakterkomödie, die den Franzosen Ehre gemacht und die sie, gleichwie die erste ergreifende Tragödie, den Spaniern verdanken.

Wann Göthe auf den Einfall gekommen, dies in's Französische übertragene Drama nun in's Deutsche, ohne ängstliche Treue, aber ohne Verpflanzung der Szene in die Heimat (wie seinerseits Corneille gethan) zu übertragen, können wir nur rathen. Schon als Knabe hat Goethe mit Corneilles Theater Bekanntschaft gemacht (Dicht. u. W. I, 3, W. in 12°. Bd. 24 S. 171); doch zur Nachahmung reizte ihn damals nur Piron. In seinen ersten Studienjahren aber läßt sich das galante Leipzig als die geeignete Luft für eine Uebung dieser Art und sie selbst in manchem Bezug, mindestens in der Handhabung des Alexandriners, als ein Halbgeschwister der „Laune des Verliebten" und der „Mitschuldigen" ansehen. Zwar hielt Goethe über die Leipziger Arbeiten,

nach der Heimkehr, als er auf die zweite Akademie ziehen sollte, ein großes Haupt=Autodafé. (Bd. 25 S. 212:) „Mehrere angefangene Stücke, deren einige bis zum dritten oder vierten Act, andere aber nur bis zu vollendeter Exposition gelangt waren, nebst vielen andern Gedichten, Briefen und Papieren wurden dem Feuer übergeben, und kaum blieb etwas verschont außer dem Manuscript von Behrisch, die Laune des Verliebten und die Mitschuldigen" u. s. w. Durch die enge Oeffnung dieses kaum könnte aber unser eine Manuscriptbogen immerhin durchgekommen sein. Für die Möglichkeit seiner Entstehung während des Straßburger Aufenthalts ließe sich anführen, daß Goethe sich der Ausgabe des Corneille von Voltaire als damals erschienen erinnert (Bd. 26 S. 59) und in gewisser Beziehung die französische Lustspieldichtung und Schauspielkunst anerkennt (S. 65 f.); aber noch entschiedener und ausführlicher schildert er seine und seiner Genossen Unbefriedigung und Hinwegwendung von französischer Art, Poesie und Literatur (S. 71). Noch unwahrscheinlicher ist, daß dieser Versuch in eine spätere Periode und etwa unter die kleinen Arbeiten gehöre, zu welchen Goethe in Wetzlar von Gotter, dem Freund französischer Dichtung, angeregt wurde (S. 139). Er war damals in Urteil und Hervorbringungstrieb schon zu sehr sein eigen, um sich von einer Stylübung der Art etwas zu versprechen und Muße für sie zu haben. So erscheint der Ansatz zwischen 1765 und 68 am haltbarsten.

Um die Vergleichung mit dem Vorbilde, die zum Urteil

erfodert wird, dem Leser zu erleichtern, geht der französische Text zur Seite. Das Deutsche weicht ab, theils indem es engere Glieder wegläßt und den Hauptgedanken breiter und allgemeiner macht, theils durch Umbildung des Ausdrucks und eigene Wendungen. Im Ganzen ist es dadurch minder nachdrücklich, hat aber einen läßlich fließenden Ton; im Einzelnen sind ein parmal frivole Stellen abgekürzt und gemildert. Bei Diesem und Jenem ist mir, als säh' ich Gellert im Hintergrunde. Wenn ihm auch Goethe diesen Versuch nicht etwa in seinem Practicum vorlegte — wenigstens bezeichnet er die Aufsätze, die er ihm zu corrigiren gab, (Bd. 25 S. 64) mit anderem Charakter, dessen Mißbilligung aber gerade ihn auf den Gedanken einer solchen Uebung bringen konnte: so hatte er sich jedenfalls den Einflüssen seines Sinnes und Beispiels nicht entzogen (S. 41. 49. 206).

Gewiß ist, daß dieses Bruchstück meist den Reiz hat, uns das junge Gesicht des nachmaligen Olympiers noch unter fremder Perücke zu zeigen. Daher gibt der Abdruck auch die Orthographie als Theil des Zeitkostüms getreuer wieder als im Weiteren nöthig schien.

Le Menteur.

Comedie de P. Corneille. 1642.

Acte premier.

Scene 1.

Dorante, Cliton.

Dorante.

A la fin j'ai quitté la robe pour l'épée.
L'attente où j'ai vécu n'a point été trompée:
Mon pére a consenti que je suive mon choix,
Et je fais banqueroute à ce fatras de lois.
Mais puisque nous voici dedans les Tuileries,
Le pays du beau monde et des galanteries,
Dis-moi, me trouves-tu bien fait en cavalier?
Ne vois-tu rien en moi qui sente l'écolier?
Comme il est mal-aisé qu'au royaume du code
On apprenne à se faire un visage à la mode,
J'ai lieu d'appréhender....

Cliton.

Ne craignez rien pour vous;
Vous ferez en une heure ici mille jaloux.
Ce visage et ce port n'ont point l'air de l'école,
Et jamais comme vous on ne peignit Barthole.
Je prévois du malheur pour beaucoup de maris.
Mais que vous semble encor maintenant de Paris?

Der Lügner.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Dorant. Cliton.

Dorant.

Gehab dich wohl o Jus! wir sind nunmehr geschieden;
Dem Himmel sey's gedankt, mein Vater ist's zufrieden.
Der Übergang ist schnell, unglaublich scheint er mir,
Noch gestern ein Student, und heut ein Cavalier.
Doch wird mir bange, daß ich mich verrahten könnte.
Betrachte mich einmal, seh ich wie ein Studente?
Denn, Cliton, zeigt' ich mich hier in der Tuillerie,
Dem Land der grosen Welt und der Galanterie,
Nur Einmal schülerhafft, beleidigt' ich die Mode
Mit einer Kleinigkeit, ich grämte mich zu Tode.
Drum fürcht' ich mich —

Cliton.

Wovor? Mein Herr? das seh ich nicht.
Ein Mensch gemacht wie Sie, ein offenes Gesicht,
Die Festigkeit im Gang, die Anmuth im Betragen,
Der darf sich ohne Furcht auf unsre Plätze wagen.
Er ist für jeden Mann ein schröcklich Phänomen,
Die Weiber schützen ihn. Doch ist Paris nicht schön?

Dorante.

J'en trouve l'air bien doux, et cette loi bien rude
Qui m'en avoit banni sous prétexte d'étude.
Toi qui sais les moyens de s'y bien divertir,
Ayant eu le bonheur de n'en jamais sortir,
Dis-moi comme en ce lieu l'on gouverne les dames.

Cliton.

C'est-là le plus beau soin qui vienne aux belles ames,
Disent les beaux esprits. Mais, sans faire le fin,
Vous avez l'appétit ouvert de bon matin.
D'hier au soir seulement vous êtes dans la ville,
Et vous vous ennuyez déjà d'être inutile:
Votre humeur sans emploi ne peut passer un jour,
Et déjà vous cherchez à pratiquer l'amour!
Je suis auprès de vous en fort bonne posture,
De passer pour un homme à donner tablature.
J'ai la taille d'un maître en ce noble métier,
Et je suis, tout au moins, l'intendant du quartier.

Dorante.

Ne t'effarouche point; je ne cherche, à vrai dire,
Que quelque connoissance où l'on se plaise à rire,
Qu'on puisse visiter par divertissement,
Où l'on puisse en douceur couler quelque moment.
Pour me connoître mal, tu prends mon sens à gauche.

Cliton.

J'entends: vous n'êtes pas un homme de débauche,

Dorant.

Unendlich schön. Ich kann dem Vater nicht vergeben,
Daß er mich zwang, bißher in Poitiers zu leben.
Du hast das Glück gehabt beständig hier zu seyn,
Drum sage mir einmal, wie richtet man sich ein?
Wird man in dieser Stadt leicht eines Herzens Meister?

Cliton.

O schöner Zeitvertreib, für alle schöne Geister!
Bey meiner Treu! Er regt sich früh, ihr Apetitt.
Sie kommen gestern an, kaum heut den ersten Schritt
Aus ihres Vaters Haus, an diese Luft; so rauchen
Sie schon, die edle Zeit mit Nuzen zu gebrauchen.
Es kömmt kein Ebenteur, die Zeit wird Ihnen lang
Recht wohl! Wer fleisig ist hasst allen Müßiggang.
Eh nun, wir wollen sehn uns immer einzurichten.
Ich kenne die und die, weiß die und die Geschichten.
Das lernt sich bald mein Herr, wie man's mit Mädgen macht,
Am Tage sind sie streng, geschmeidig bey der Nacht;
Da werden Sie sich leicht —

Dorant.

Du wirst Dich sehr betrügen,
Bekanndtschafft wünsch' ich nur, mich manchmal zu vergnügen.
Wenn man ein bißgen liebt, wird man gesellschafftlich,
Wird andern angenehm, und unterhält auch sich.
Das andre, Cliton, ist nicht meine schwache Seite.

Cliton.

Ich merk's. Sie sind noch nicht wie unsre jungen Leute.

Et tenez celles-là trop indignes de vous,
Que le son d'un écu rend traitables à tous.
Aussi que vous cherchiez de ces sages coquettes
Ou peuvent tous venans débiter leurs fleurettes,
Mais qui ne font l'amour que de babil et d'yeux,
Vous êtes d'encolure à vouloir un peu mieux.
Loin de passer son tems, chacun le perd chez elles,
Et le jeu, comme on dit, n'en vaut pas les chandelles:
Mais ce seroit pour vous un bonheur sans égal
Que ces femmes de bien qui se gouvernent mal,
Et de qui la vertu, quand on leur fait service,
N'est pas incompatible avec un peu de vice.
Vous en verrez ici de toutes les façons.
Ne me demandez point cependant des leçons:
Ou je me connois mal à voir votre visage,
Ou vous n'en êtes pas à votre apprentissage:
Vos lois ne régloient pas si bien tous vos desseins,
Que vous eussiez toujours un porte-feuille aux mains.

Dorante.

A ne rien déguiser, Cliton, je te confesse
Qu'à Poitiers j'ai vécu comme vit la jeunesse;
J'étois en ces lieux-là de beaucoup de métiers.
Mais Paris, après tout, est bien loin de Poitiers;
Le climat différent veut une autre méthode:
Ce qu'on admire ailleurs est ici hors de mode.
La diverse façon de parler et d'agir
Donne aux nouveaux venus souvent de quoi rougir.

Sie hassen jene Art, die, wenn der Beutel klingt,
Was sie dem Christen gab auch wohl dem Juden bringt.
Der Eckel ist recht hübsch. Bey jenen Buhlerinnen
Wo jeder kömmt und liebt, und alle nichts gewinnen:
Ein wohlgewandtes Aug, ein wohlgewähltes Wort,
So nehmen sie ihn an, so schicken sie ihn fort:
Da, denk ich, ist für sie auch kein bequemer Posten,
Er ist nicht ohne Müh, und trägt nicht seine Kosten.
Am besten wählen sie zu einem solchen Scherz,
Ein Herz voll Ehrbaarkeit, und doch ein zärtlich Herz,
Ein Frauenzimmer, das die Tugend zwar verehret,
Allein dem Liebsten auch nicht alle Freude wehret.
Herr, darauf gehn sie aus, nur frisch es findt sich schon.
Doch brauchen sie von mir nicht erst viel Lektion;
Ihr Auge sieht mir aus als ob es lange wüsste,
Wie man auf dieser Jagd die Netze stellen müßte.
Sie sind zwar noch nicht lang von hohen Schulen da,
Doch dort studiert man auch dergleichen Studia.

Dorant.

In diesen hab ich wohl nie vielen nachgegeben
Ich lebte zu Poitiers wie junge Leute leben.
Ich liebte da und dort, und steets gelang es mir,
Doch Poitiers, guter Freund, liegt immer weit von hier.
Man lebt nicht hier und dort nach einerley Methode,
Was dort bewundert wird ist hier schon aus der Mode,
Man denkt man handelt hier man redet nicht wie dort,
Und einen Neuling stürzt ein unbesonn'nes Wort.

Chez les provinciaux on prend ce qu'on rencontre;
Et là, faute de mieux, un sot passe à la montre.
Mais il faut à Paris bien d'autres qualités;
On ne s'éblouit point de ces fausses clartés;
Et tant d'honnêtes gens que l'on y voit ensemble
Font qu'on est mal reçu si l'on ne leur ressemble.

Cliton.

Connoissez mieux Paris, puisque vous en parlez.
Paris est un grand lieu plein de marchands mêlés;
L'effet n'y répond pas toujours à l'apparence;
On s'y laisse duper autant qu'en lieu de France;
Et parmi tant d'esprits plus polis et meilleurs,
Il y croit des badauts autant et plus qu'ailleurs.
Dans la confusion que ce grand monde apporte,
Il y vient de tous lieux des gens de toute sorte;
Et dans toute la France il est fort peu d'endroits
Dont il n'ait le rebut aussi-bien que le choix.
Comme on s'y connoît mal, chacun s'y fait de mise,
Et vaut communément autant comme il se prise;
De bien pires que vous s'y font assez valoir.
Mais pour venir au point que vous voulez savoir,
Etes-vous libéral?

Dorante.

Je ne suis point avare.

Cliton.

C'est un secret d'amour et bien grand, et bien rare,
Mais il faut de l'adresse à le bien débiter,

Man pflegt in der Provinz zu nehmen nicht zu wählen,
Man nimmt die Tohren auch wenn ja die Klugen fehlen.
Allein hier in Paris muß man ganz anders seyn.
Es trügt die Leute hier nicht leicht der falsche Schein.
Ein jeder ist galant, und unter solchen Leuten,
Wenn man nicht ist wie sie kann man nicht viel bedeuten.

Cliton.

Man sieht sie kennen noch Paris nicht lange Zeit.
Es ist nichts weniger als ganz Vollkommenheit,
Und man betrügt sich hier so gut als andrer Orten.
Man findet hier ein Volk gemischt von allen Sorten.
Ganz Frankreich kömmt hierher. Uns sendet jede Stadt,
So gut die Narren, als die Klugen die sie hat.
Man muß nur herzhafft seyn um sich in Ruf zu setzen,
Und um geschätzt zu seyn, braucht man sich nur zu schätzen.
Es hat es mancher, der nicht war wie Sie gewagt.
Doch Apropos, von dem was sie vorhin gefragt,
Freygebig sind sie doch?

Dorant.

Ich gebe wenn ich habe.

Cliton.

Zur Liebe, Gnädger Herr, ist das die gröste Gabe.
Doch wer bey dem Gebrauch, nicht Kunst genug besitzt,

Autrement on s'y perd au lieu d'en profiter.
Tel donne à pleines mains qui n'oblige personne;
La façon de donner vaut mieux que ce qu'on donne.
L'un perd exprès au jeu son présent déguisé,
L'autre oubli un bijou qu'on auroit refusé.
Un lourdaud libéral auprès d'une maîtresse
Semble donner l'aumône alors qu'il fait largesse;
Et d'un tel contretems il fait tout ce qu'il fait
Que quand il tâche à plaire il offense en effet.

Dorante.

Laissons-là ces lourdauds contre qui tu déclames,
Et me dis seulement si tu connois ces dames.

Cliton.

Non; cette marchandise est de trop bon aloi;
Ce n'est point là gibier à des gens comme moi.
Il est aisé pourtant d'en savoir des nouvelles,
Et bientôt leur cocher m'en dira des plus belles.

Dorante.

Penses-tu qu'il t'en die?

Cliton.

Assez pour en mourir;
Puisque c'est un cocher, il aime à discourir.

Dem schadet ein Geschenk anstatt daß es ihm nützt.
Der schenkt mit voller Hand, und wird doch nicht geliebet.
Die Art zu geben, gilt mehr als das was man giebet.
Und ein versteckt Geschenk das man im Spiel verlohr,
Ein wohlgetroffner Tausch, macht ein geneigtes Ohr.
Die grobe Zärtlichkeit, sich brüstender Amanten,
Beschenkt ein Mädgen offt wie einen Abgebrannten,
Verstehet keinen Wink, versieht die rechte Zeit,
Und zur Beleidigung wird die Gefälligkeit.

Dorant.

Ich kenne dieses Volk, allein Sie nachzuahmen
Ist mein Charakter nicht. Hör! kennst du jene Damen.

Cliton.

Dergleichen Wildpret kömmt vor meinesgleichen nie,
Doch allem Anschein nach ist es so was für sie.
Nur frisch gehandelt Herr, es sind noch frische Waaren,
Vom Diener will ich leicht das übrige erfahren.

Dorant.

Glaubst [du] er sagt dir was?

Cliton.

Ich frag ihn um ihr Hauß,
Und kein Bedienter schlägt so ein Dißcoursgen aus.

Ungefähr in dieselbe Zeit mit dem vorigen setzen wir (freilich nur aus Muthmaßung) noch ein Fragment nebst einem in der Handschrift ihm folgenden überschriftlosen Briefe. Das Erstere enthält außer vier Worten, die zu Vorhergehendem, das verloren ist, gehörten, ein Schreiben mit der Ueberschrift Arianne an Wetty. Jene Schlußworte vor ihm, so wie die Bezüge in ihm geben es als Theil eines größern, sein Ton und die übergeschriebenen Namen als Theil eines idealen Ganzen zu erkennen. Briefform und Abfassung passen ziemlich zu der Beschreibung, die Goethe (Bd. 25 S. 64) von den Aufsätzen gibt, die er in Gellerts Praktikum brachte —: „Selbst meine Prosa fand wenig Gnade vor seinen Augen: denn ich pflegte nach meiner alten Weise immer einen kleinen Roman zum Grunde zu legen, den ich in Briefen auszuführen liebte. Die Gegenstände waren leidenschaftlich, der Styl ging über die gewöhnliche Prosa hinaus, und der Inhalt mochte freilich nicht sehr für eine tiefe Menschenkenntniß des Verfassers zeugen."

In Leipzig demnach, als Ueberrest der hier bezeichneten Versuche, unser Fragment entstanden zu glauben, wird man noch weiter durch eine Andeutung verführt, welche der Brief an eine Freundin, der gleich darauf folgt, zu enthalten scheint. Ohne Ueberschrift dem Fragment angehängt und von ihm nur durch den Zwischenraum einer Zeile getrennt, scheinbar sogar durch das W. in seiner ersten Linie an den „Walter" in jenem anknüpfend, erscheint er gleichwohl bei näherer Betrachtung nicht zu ihm gehörig, nach Beziehung, Sinn und Ton ihm fremd, und ist sehr wahrscheinlich nicht ideal, sondern im Namen eines lebendigen Jünglings an ein wirkliches Wesen, eine etwas leichtsinnige Freundin gerichtet. Nun erwähnt derselbe gegen sie einer früheren Geliebten, einer Nette, der er verzeihen müsse, wenn sie ihn in den Armen eines Andern vergesse. Eine Annette aber liebte ja der junge Goethe in Leipzig und quälte aus Verstimmung die Zärtliche mit „ungegründeten Eifersüchteleien" so lange, bis endlich ihr Gemüth sich von ihm entfernte und er, bereuend, bemerken mußte, „daß er nun wohl zu den Tollheiten berechtigt sein möchte, die er sich ohne

Noth und Ursache erlaubt hatte." (Bd. 25 S. 109 f. vgl. S. 87. 102 Bd. 26 S. 118.) Auch dafür, daß Goethe, nach Annettens Verlust, mit anderen Freundinnen, Geschöpfen der leichteren Art, wie die Ungenannte, die unser Brief zierlich straft, wirklich bekannt geworden, findet sich einiger Anhalt in der Erwähnung (Bd. 25 S. 142): „Unglücklicher Weise hatte Behrisch, und wir durch ihn, noch einen gewissen anderen Hang zu einigen Mädchen, welche besser waren als ihr Ruf; wodurch dann aber unser Ruf nicht gefördert werden konnte." — Und endlich wird man zugeben, daß die Erfahrungen, die unser Brief verräth, in der Richtung derjenigen liegen, die Goethe als Anlässe für die Erfindung und Stimmung seiner „Mitschuldigen" schildert (25 S. 112).

Indem nun beide so verschiedene, aber in der Handschrift gesellte Ueberreste solche Anknüpfungen an Goethes Erinnerungen aus Leipzig bieten, dürften sie etwa in's Jahr 1767 gesetzt werden.

Romanhaftes Fragment.

...... ist das Stillschweigen Erlaubniß.

Arianne an Wetty.

Ich kann Waltern nicht widerlegen, Wetty, aber ich wollte schwören, daß er unrecht hat; ihm mögen seine Gedanken genug thun, wenn ich damit zufrieden wäre, so wäre ich Walter. Nein Wetty, unsere Empfindungen liegen tiefer, als daß man sie mit einer superficiellen Erkänntniß, so kavalierement durch Stolz und Eigennutz erklären könnte. Es ist mit der Liebe wie mit dem Leben, wie mit dem Athemhohlen. Freylich ziehe ich die Lufft in mich; willst du das auch Eigennutz nennen? Aber ich hauche sie wieder aus, und sage mir, wenn Du in der Frühlingssonne sitzest, und für Wonne dein Busen stärker athmet, ist das Hauchen nicht eine grössere

Wonne als das Athemholen, denn das ist Mühe, iens ist Ruhe; und wenn uns die Entzückung manchmal aus voller Brust die Frülingslufft einziehen macht, so ist es doch nur um sie von ganzen Herzen wieder ausgeben zu dürffen. Und ebenso ists mit der Liebe, und ihr meynt leben und nicht leben wäre eins. O meine Freundinn was nicht lebt hat keine anziehende Krafft, es fliesst keine Atmosphäre von ihm aus, deren Wirbel uns hinreissen könnten. Der kältste Sinn ist das Sehen, Erkänntniß ist sein Gefühl, und drum behaupte ich, daß man das nie mit einem zärtlichen Herzen lieben kann, was allein Ansprache macht unsern Augen zu gefallen. Ein Edelstein, ist das herrlichste Werk der todten Natur, aber er ist todt; und die eifrigste Betrachtung davon ist doch immer kalt; man muß ein Holländer seyn um mit einer Tulpe zu sympathisiren, und dann ist auch die Sympathie dieser Wassermänner sehr phlegmatisch.

Ich habe heute früh eine sonderliche Erfahrung hierüber gehabt.

Und so meine liebe halt ich das Sehen für eine Vorbereitung der übrigen Sinne denn der Geruch ist Genuß und das Gehör und der Geschmack, das Sehen nicht. Aber das Haben wollen wovon ich rede, ist nicht Geitz, der wäre geitzig der eine Tulpe, ein Edelgestein, oder Dukaten lieben könnte. Ich, was mir nicht antwortet damit rede ich nicht.

Grüße Deinen Walter, und sag ihm wir wollten Freunde bleiben. Leb wohl.

An eine Freundin. Ohne Ueberschrift.

Auf einer Stube mit ihrem W. an einem Tische sogar, in einerley Beschäftigung, an Sie zu schreiben, aber wahrhafftig nicht mit gleicher Empfindung. Einen Brief, ohne Zweifel mit Gedanken, mit Worten die ohngefähr seyn werden was man Vorwürfe nennt, werden Sie von seiner Feder zu erwarten haben die mit aufgebrachter Eilfertigkeit über das Papier schnorrt. Ich weis nicht was er schreibt, aber ich kanns rathen; ein Brief wie der Ihrige — Sie konnten vermuthen daß er mir communicirt werden würde — ist eben nicht dasjenige Desert, das unserm Gaumen sonderlich gefällt, und unsern Kopf und unser Blut in Ruhe läßt. Er empfindet, was ich auch empfunden habe. Ich habe Mitleiden mit ihm. Mitleiden wie man es mit einem Kranken hat, dem man um größere Schmerzen zu lindern, Blasen ziehen muß. Ich binn ruhig, wie er bewegt ist, und doch war eine Zeit da ich bewegter war als er ist, Eh nun die Zeit wird auch den Sturm in seinem Herzen legen; die Zeit — und — wenn er klug ist — ein ander Mittel, das noch probater gefunden wird als das.

Es ist bitter, sehr bitter, meine zärtliche Freundinn eine so liebliche Aussicht empfindungsvoller Hoffnungen so verfinstert zu sehen. Verfinstert? O da wäre noch Hoffnung daß es wieder Tag werden könnte. Verschwunden! Unwiederbringlicher verschwunden als die Jahre der Jugend, und die Blüten der Schönheit. Und doch muß man einmal er-

fahren, daß Mädgen — Mädgen sind, und daß ihnen ein Mann ein Mann ist. Lieber Gott, fühlte Ihr armer Liebhaber, diese Wahrheit so lebendig als ich, er würde über Ihren Brief so wenig erstaunt seyn als ich. Er ist ein guter Mensch, und wundert sich sehr da seine Ca—* o Beständigkeit wir kennen einander. Ich binn auch verlassen worden. Manche Thräne, manches Lied hat mich mein Unglück gekostet. Aber wieviel Dank binn ich Ihnen schuldig, daß Sie mich an Ihrem Busen allen Trost finden liessen, den ein Verlaßner wünschen kann. Denn was konnte ich verlohren haben, da die Liebeswürdige *,*, in die feurigsten Umarmungen versunken auf meinem Schoos zitterte. Nelly war mein süses Mädgen, das einzige das ich ie geliebt habe, aber gewiß meine Freundinn, unsre gestohlnen freundschafftlichen Augenblicke in der dämmernden kleinen Stube, haben mich überzeugt, daß ich Netten verzeihen muß wenn sie mich in den Armen eines andern vergißt. Und Sie hatten mich auch so vergessen, das war natürlich; mein Freund war mein Nachfolger, das war mir angenehm; aber leid war mir's, daß Sie ihm eine ewige Liebe hoffen ließen, ich dächte doch sie hätten Ihr Herz besser kennen sollen.

Nun das ist vorbey; Ihr Liebhaber rast, aber das wird sich geben. Sie werden sehen, wie er ehstens in einen sitt- und tugendsamen Freund verwandelt seyn, und auf den Fus mit Ihnen stehen wird wie ich jetzt stehe. Unverbrüchlich, und

* Catharine?

heilig wird das schöne Bündniß seyn, denn abgedankte Liebhaber, sind die besten Freunde, wenn man sie menaschiren kann.

Nun an Freunden kann es Ihnen nicht fehlen. Nur hüten Sie sich, es sind nicht alle Liebhaber so geduldig. Und ich bitte Sie, erinnern Sie sich offt des Vergangnen, um auf die Zukunft nichts zu versprechen. Und wenn Ihr kleines Stübgen, das so offt der Zeuge unsrer seeligen Trunkenheit war, das wie ich nicht zweifle, auch meinen Freund offt glücklich gesehen hat, wenn diese liebe romantische Höle, nun auch künftig den Schauplatz der Freuden, eines neuen Liebhabers abgiebt; o möchte sich der betrogne Glückliche nicht schmeicheln, ein Frauenzimmer könne uns mehr gewähren, als den gegenwärtigen Genuß. Leben Sie wohl meine liebste Freundinn.

1770. 1771.

1. An Herrn Hetzler den jüngeren.

Den 14. Juli (1770).

Trapp hielt mich für todt; und für was werden Sie mich halten? denn ich bin Ihnen eine Antwort länger schuldig, als ihm. Sie kennen mich aber zu gut, theuerster Freund, als daß Sie zu meinem Stillschweigen eine unwahrscheinliche Ursache aufgraben sollten. Ich bin immer nachläßiger, als ich beschäftigt bin, und weil ich nichts zu thun hatte, oder nichts thun wollte, ist Ihr Brief auch unbeantwortet geblieben. Nun bin ich endlich einmal dran, Ihnen zu sagen, daß ich Sie liebe, und daß ich mich freue, Sie noch immer als einen wachenden Schüler der Musen zu sehen. Sie sind mir ein guter Mann, und haben mich lieb; aber Sie halten mich doch für zu weise und sich selbst zu gering, da Sie mir Fragen vorlegen, die ich Ihnen weder deutlich noch kurz, Ihre Erfahrung und eigne Empfindung aber sehr leicht beantworten kann. Nur ein wenig Geduld; und, wenn ich Ihnen rathen darf, so werden Sie mehr Vortheil finden, zu suchen, wo Schönheit sein möchte, als ängstlich zu fragen, was sie ist. Einmal für allemal bleibt sie unerklärlich; sie erscheint uns wie im Traum, wenn wir die Werke der großen

Dichter und Maler, kurz, aller empfindenden Künstler betrachten; es ist ein schwimmendes glänzendes Schattenbild, dessen Umriß keine Definition hascht.

Mendelssohn und andere, deren Schüler unser Herr Rektor ist, haben versucht die Schönheit wie einen Schmetterling zu fangen und mit Stecknadeln für den neugierigen Betrachter festzustecken; es ist ihnen gelungen; doch es ist nicht anders damit, als mit dem Schmetterlingsfang; das arme Thier zittert im Netze, streift sich die schönsten Farben ab; und wenn man es ja unversehrt erwischt, so stickt es doch endlich steif und leblos da; der Leichnam ist nicht das ganze Thier, es gehört noch etwas dazu, noch ein Hauptstück, und bei der Gelegenheit, wie bei jeder andern, ein sehr hauptsächliches Hauptstück: das Leben, der Geist der alles schön macht.

Genießen Sie Ihrer Jugend und freuen Sie sich, Schmetterlinge um Blumen fliegen zu sehen, es gehe Ihnen das Herz und das Auge dabei über; und lassen Sie mir die Freuden-feindliche Erfahrungssucht, die Sommervögel tödtet und Blumen anatomirt, alten oder kalten Leuten. Ich thue mir Gewalt an hier abzubrechen; Sie wissen, daß ich in dieser Materie so unerschöpflich bin, als eine Wittwe in den Umständen von den letzten Stunden ihres seeligen Eheherren; und dann daß ich besonders gern mit Ihnen davon rede, weil wir einander verstehen.

Müllers Einleitung in die Classischen Schriftsteller ist zu weitläufig, es gibt wohl noch viel andre, doch wüßte ich keins für Sie, am besten ist's, man liest erst den Schriftsteller und

hernach die Einleitung statt des Epilogs, wir lernen besser acht haben, und selbst urtheilen; doch wünschte ich, daß Sie über diese Materien den Herrn Rektor fragten, er muß es immer besser wissen als ich. Literarische Kenntnisse, erwerben sich durch Zeit und Fleis und wegen beyder muß ein Jüngling einem Manne nachstehen. So ist's auch wegen dem Homer. Die Englische Ausgabe mit Clarkes Uebersetzung ist theuer, der Leipziger Nachdruck soll viele Druckfehler haben, das kann ich auch nicht beurtheilen.

Leben Sie wohl.

---

2. An Herrn Trapp.

Am 28. Juli (1770).

Nichts weiß ich! Das wissen Sie dächt ich, lang, und fragen mich doch immer zu und verwundern sich wenn ich nicht antworte. So gern ich mich mit meinen Freunden, und besonders mit Ihnen unterrede so sehr hält mich mein unstetes Leben davon ab; komme ich dann einmal an die zu beantwortenden Briefe, und finde Fragen und Untersuchungen, denen ich nicht gewachsen bin, so nimmt meine Faulheit gerne daher eine Ursache, und schiebt eine Antwort ins Weite. Ich lebe etwas in den Tag hinein, und danke Gott dafür, und manchmal auch seinem Sohne, wenn ich darf, daß ich in

solchen Umständen bin, die mir es aufzulegen scheinen. Wie wollen Sie nun, daß ich Ihnen rathen soll, in einer Angelegenheit rathen soll, die so weit über meine Erfahrung geht; und noch dazu, da ich nicht weiß, wie, noch welche Person.

Was bliebe mir also übrig? Abzuhandeln, ob es gut sei, sich zu verheurathen oder nicht. Lieber Freund, diese allgemeinen Betrachtungen machen weder den einen noch den andern gescheuter als er ist, und Ihren Specialfall, kenne ich viel zu wenig, um nur Einen richtigen Gedanken haben zu können. Ueberhaupt ist dieses eine von denen Gelegenheiten, wo unsere Klugheit, Weisheit, Grübelei oder Unglauben, wie Sie es nennen wollen, am wenigsten ausrichtet. Wer nicht wie Elieser mit völliger Resignation in seines Gottes, überall einfliesende Weisheit, das Schicksal einer ganzen zukünftigen Welt dem Tränken der Kameele überlassen kann, der ist freylich übel dran, dem ist nicht zu helfen. Denn wie wollte dem zu rathen sein, der sich von Gott nicht will rathen lassen.

Freylich wird es Ihnen gehen, lieber Freund, wie uns jungen Herren allen. Wir wollen unsere Väter nicht für uns freyen lassen und sind nicht leicht auf dem Felde, zu beten, wenn unsere Braut im Anzuge ist. Unsere Neigungen? Was wir thun sollen in Absicht auf sie? Narren sind sie, diese unreifen Bewegungen unseres Herzens, und Sie wissen ja, was geschieht, wenn man sich von solchen Compangnons bei der Nase herumführen läßt.

Ich könnte nun manches schöne Blümchen, manchen guten moralischen Gedanken, auch wohl manchen politischen bei die-

ser Gelegenheit anbringen, wenn ich den Werth der Worte nicht so gut kennte. Reflexionen sind eine sehr leichte Waare, mit Gebet dagegen ist's ein sehr einträglicher Handel; eine einzige Aufwallung des Herzens im Namen des, den wir inzwischen einen Herrn nennen, biß wir ihn unsern Herrn betiteln können, und wir sind mit unzähligen Wohlthaten überschüttet.

Noch etwas. Wie steht's mit Ihrer Gesundheit? Ich bitte Sie, sorgen Sie doch für diesen Leib mit anhaltender Treue. Die Seele muß nun einmal durch diese Augen sehen, und wenn sie trüb sind, so ist's in der ganzen Welt Regenwetter.

Vielleicht weiß ich das so gut, als jemand. Es war eine Zeit, da mir die Welt so voll Dornen schien, als Ihnen jetzo. Der Himmelsarzt hat das Feuer des Lebens in meinem Körper wieder gestärkt, und Muth und Freude sind wieder da. Es wird mit Ihnen auch noch so werden, wenn es Ihr bestes ist. Leben Sie wohl. Und wenn Sie Sich auch nicht ganz in mich finden können, so braucht Sie das nicht zu bekümmern; überzeugen Sie Sich nur von der Wahrheit vollkommen, daß ich Ihr treuer Freund bin.

Wir schließen hier ein Fragment an, das sich, ohne Datum und Adresse, unter denselben Papieren, aber auf einem andern Bogen erhalten hat. Es findet sich nämlich auf der Rückseite des Blattes, auf welchem die letzte Hälfte jenes Briefes an eine Ungenannte steht, den wir mit dem vorangehenden Romanfragment in die Leipziger Zeit

setzten (oben S. 23). Nichts hindert aber anzunehmen, daß Goethe sich dieser leeren Rückseite und der folgenden in Straßburg bedient, um darauf einen Brief, der mit jenen älteren Stücken nichts zu schaffen hatte, zu entwerfen. Dieser Brief=Rest hat nur die Ueberschrift: „Wunderlicher Mann.“ Sein Inhalt jedoch, verglichen dem obigen Schreiben an Trapp, insbesondere die Stelle: Eine Frau? Und ich soll Ihnen rathen, lieber T., legt die Vermuthung nahe, daß er ziemlich gleichzeitig mit Letzterem an denselben jungen Freund gerichtet sei. Der minder schonende Ton aber und die Unvollendung dieses Briefs machen wahrscheinlich, daß es ein früherer Entwurf sei, an dessen Stelle das obige Schreiben in seiner mildern und bündigern Fassung getreten.

3. Wunderlicher Mann.

Geschwind will ich antworten, sehr geschwind, ob mich gleich die Kenntniß Ihres wandelbaren Gemütes glauben läßt, mein Brief, ob er gleich die Ihrigen pünktlich beantworten soll, werde Sie doch wieder in einer andern Stellung antreffen als die war, in der Sie schrieben, und werde also wieder halb überflüssig seyn.

Sie wollen aufs neue meine Meynung über allerley Dinge wissen. Und wozu? Wissen Sie denn nicht daß ich anders denke als Sie, und Gott anders denkt als wir alle beyde.

Sie thun mir die Ehre an zu schreiben ich sey klug, und alsdann schreiben Sie hinten drein, es käme Ihnen vor, als wenn ich an Ihrem Elend Schuld wäre. Wenn ich was thue, so handelt der ganze *,*. Und weil denn zu dem ganzen G. auch ein Bissgen Klugheit gehört, so ist natürlich, daß die Ihnen auch ein Bissgen geschadet hat. Und was

soll's am Ende? Gegen unsern HerrGott sind wir doch Arme Schelmen, wir haben zu reden, und er hat zu thun. Und wenn wir lange wählen, dahin? oder dorthin? so nimmt er uns beym Arme, und führt uns den dritten Weeg, an den wir gar nicht gedacht haben.

Eine Frau? Und ich soll Ihnen rathen. Lieber T. Ich kenne die Wichtigkeit dieser Frage zu sehr, als daß ich mich unterstehen sollte, so auf zwey Beinen, in den Tag hinein zu antworten. Thun Sie was Sie können. Die Umstände sind die besten Rathgeber, wenn man Gott nicht fragen will oder kann. Und, im Ernste! Mit aller Ihrer Resignation für den zweyten Artikel, haben Sie doch gar zu wenig Empfindung für den Ersten. Sie haben Ehrfurcht vor Gott. Das ist eben das Unglück, da muß Sie seine Allgegenwart so sehr scheniren, als wenn der Churfürst immer um sie wäre. Ja wenn Sie nur ein ächtes Gefühl von der Allgegenwärtigen Liebe hätten, Sie würden nicht so iammern.

Glauben Sie denn nicht, daß sich Gott so sehr für ....

Ein ursprünglich zwischengeheftetes Blatt oder Bogen ist ausgefallen, dann folgt:

Ich müsste mehr Ehre haben, von der wahren Nachfolge Chr. zu reden, oder ich müsste unverschämter seyn, wenn ich mich über die Materie der falschen Propheten erklären wollte. Was ich Ihnen rathen kann, ist das: Wenn Sie glauben solche Wölfe um sich zu haben, so empfelen Sie es dem Oberhirten Sie dafür zu behüten.

Mit dem Spielen ist es wieder so eine Sache. Wenn Sie es für eine Sünde halten, so spielen Sie nicht. Warum wollten Sie törig seyn, und Ihr Gewissen andern Leuten zu gefallen beschweeren. Aber ich wünschte nicht, daß Sie eine Religionssache draus machten, und sagten: Ich thu es nicht, weil ich's für Sünde halte. Und noch weniger wünschte ich, daß Sie iemanden, der gerne spielt abhalten, und denen Leuten beweisen wollten, es sey Sünde. Wer spielen will den lassen Sie spielen, aber Sie lassen Sie's seyn. Wenn man Sie nötigt; So sagen Sie, ich spiele nicht. Wenn man fragt warum? So sagen Sie: Weil ich keinen Gefallen dran habe. Sagen die Leute: Das ist Grille; so antworten Sie mit ienem grosen Philosophen: Gut, es sey Grille, habt ihr etwan keine? Und wenn man Sie fragt: Was halten Sie von dem Spiel; so können Sie sagen: Ich spiele nicht. Was ich davon halte kann sehr einerley seyn, meine Meynung wird zur Entscheidung des Streits nichts beytragen. Und so helfen Sie sich durch, wenn Sie können. Denn es ist aus tausend Ursachen gut, gewisse Kleinigkeiten nicht nach den Grundsätzen der Religion, besonders öffentlich zu beurteilen.*

Wenn Sie bey einem Gastmahl sind, und Sie lassen eine Speise bey Sich vorbeygehn, und sagen: ich danke. So fragt man nicht, warum isst er nicht. Kann er's nicht vertragen?

* Goethen selbst hatte in diesen jungen Tagen das Spielen, ob es erlaubt sei oder unerlaubt, zu schaffen gemacht. Zur Zeit dieses Schreibens hatte er sich für seine Zweckmäßigkeit entschieden. S. Dicht. u. W., der W. Bd. 25 S. 207 (vgl. S. 62) und 243.

Oder isst er's nicht gern? Oder ist er satt? Oder wartet er auf was bessers? Davon wird nichts gefragt. Und wenn ia der Hausherr, aus Höflichkeit einen nötigt, und ich wiederhole mein, ich danke, so gibt er sich zufrieden. (Doch es fallt mir ein, in W. passt das Gleichniss nicht. Da lassen sie niemand bey Tische pausiren. Ich bedaure Sie.)

---

4. An H.* den jüngern.

24. August (1770).

Sie haben noch immer zu viel Liebe und Gütigkeit für mich, es thut mir leid; wie lange wollte ich es Ihnen schon sagen? Ich finde gar keinen Vortheil in dem allzugünstigen Begriff, den Sie Sich von mir zusammengemacht haben. Es ist eine alte Wahrheit, eine gewisse Erfahrung, die mich hier zu fürchten macht; heben Sie dieses Blatt wohl auf, ich möchte vielleicht in Zukunft mich drauf zu berufen Ursache finden. Ich wünschte, daß Sie mein Freund blieben; aber dazu müssen Sie mich erst für das halten, was ich wirklich bin, damit Sie in der Folge der Zeit nicht Ihre Gesinnung mit Ihrer Meinung verändern.

Ihre Neigung für mich hat mir Vorzüge geliehen die ich nicht habe. Man liebt seine Freunde, wie sein Mädchen

* Wahrscheinlich Hetzler; s. oben Nr. 1.

und eines jeden Phillis ist einem jeden die schönste, so geizig sind wir immer das beste haben zu wollen.

Wir sind getrennt. Entfernung ist ein gewaltig niederschlagend Pulver, und Ihr Herz kann nicht leer bleiben.

Sie gehen auf Akademien; das erste was Sie finden sind hundert Leute wie ich. Er war doch also nicht allein! denken Sie, und gehen weiter, und finden hundert bessere als mich, Sie messen mich nach dem neuen Maasstab, finden allerlei Fehler, und dann bin ich verloren. Einen, den man vollkommen gehalten hat, und an Einer Seite mangelhaft findet, beurtheilt man nicht leicht mit Billigkeit.

Unsre Eitelkeit ist dabei mit im Spiele, wir haben uns betrogen, und wollen es nicht Wort haben, und thun uns die Ehre an zu glauben, daß wir betrogen worden sind, damit werfen wir alle Schuld, Verdruß, und eine Art von Haß, auf einen Unglücklichen, der doch gar keinen Theil daran hat, daß ihn unsre Uebereilung für etwas ansah, für das er nicht angesehen zu sein verlangte.

Ueberhaupt um die Welt recht zu betrachten (wozu Sie doch auch Lust bezeugen) muß man sie weder für zu schlimm, noch zu gut halten; Liebe und Haß sind gar nah verwandt und beide machen uns trüb sehen.

Es fehlt nicht viel, so fang ich an zu waschen. Die Mittelstraße zu treffen, wollen wir nicht verlangen, so lang wir jung sind. Lassen Sie uns unser Tagewerk verrichten und den Alten nicht in das Handwerk pfuschen.

Die Sachen anzusehen, so gut wir können, sie in unser

Gedächtniß schreiben, aufmerksam zu sein und keinen Tag ohne etwas zu sammeln, vorüber gehen lassen. Dann jenen Wissenschaften obliegen, die dem Geist eine gewisse Richte geben, Dinge zu vergleichen, jedes an seinen Platz zu stellen, jedes Werth zu bestimmen (eine ächte Philosophie mein ich, und eine gründliche Mathesin) Das ist's, was wir jetzo zu thun haben.

Dabei müssen wir nichts sein, sondern alles werden wollen, und besonders nicht öfter stille stehen und ruhen, als die Nothdurft eines müden Geistes und Körpers erfordert.

Ich weiß wohl, daß es uns beiden nicht jederzeit aufgeräumt ist, zu thun was wir sollen; aber wenn man ein wenig seinen Vortheil kennt und Kräfte hat, so erweckt eine edle Empfindung leicht den Muth wieder. Die Morgenträgheit ist bald weg, wenn man sich nur einmal überwunden hat, den Fuß aus dem Bette zu setzen 2c.

---

5. Gnädige Fräulein.*

Den 26. August (1770).

Ich bin heute mit der christlichen Gemeine hingegangen, mich an des Herrn Leiden und Tod zu erinnern und Sie

* Ohne Zweifel Fräulein von Klettenberg, welcher der junge Goethe nach der Heimkehr von Leipzig im Herbst 1768 sich näherte, und deren religiöse Mittheilungen den „Bekenntnissen einer schönen Seele" zu Grund liegen (W. Bd. 25 S. 196 f.).

können rathen, warum ich mich diesen Nachmittag unterhalten, und einen so saumseeligen Brief, endlich im Ernste treiben will.

Es geht unsern besten Freunden mit uns, wie es Gott selbst zu gehen pflegt, zu jeder Liebe gehört eine Sammlung, und ich wollte ausgeworfene Schaupfennige ehe wieder gesammelt haben, als zerstreute Gedanken, und besonders hier, unter denen Umständen, worin ich mich jetzo befinde.

Und doch scheinen sie nicht wenig zu versprechen. Die vielen Menschen, die ich sehe, die vielen Zufälle, die mir querüber kommen, geben mir Erfahrungen und Kenntnisse, von denen ich mir nichts habe träumen lassen. Uebrigens ist mein Körper just so gesund, um eine mäßige und nötige Arbeit zu tragen und um mich bei Gelegenheit zu erinnern, daß ich weder an Leib noch an Seele ein Riese bin.*

Mein Umgang mit denen frommen Leuten hier ist nicht gar stark, ich hatte mich im Anfange sehr stark an sie ge-

* Bd. 25 S. 197: — „Nun fand sie an mir was sie bedurfte, ein junges lebhaftes, auch nach einem unbekannten Heile strebendes Wesen, das, ob es sich gleich nicht für außerordentlich sündhaft halten konnte, sich doch in keinem behaglichen Zustand befand, und weder an Leib noch Seele ganz gesund war." Vgl. S. 201. 210. Noch in Straßburg litt Goethe an einer gewissen Reizbarkeit der Sinne, gegen die er sich durch eigene Uebungen (Aushalten im Lärmen des Zapfenstreichs, Ersteigen des Münstergipfels, Besuch der Anatomie, des Klinikum, der Lectionen der Entbindungskunst) abzuhärten bedacht war (das. S. 251).

wendet, aber es ist, als wenn es nicht sein sollte.* Sie sind so von Herzen langweilig, wenn sie anfangen, daß es meine Lebhaftigkeit nicht aushalten konnte. Lauter Leute von mäßigem Verstande, die mit der ersten Religionsempfindung, auch den ersten vernünftigen Gedanken dachten, und nun meinen, das wäre alles, weil sie sonst von nichts wissen; dabei so hällisch** und meinem Grafen*** so feind, und so kirchlich und

* „Dann gab ich, sagt Goethe (Bd. 25 S. 227), wo er von seinem Einstande in Straßburg spricht, meine Empfehlungsschreiben ab, und fand unter meinen Gönnern einen Handelsmann, der mit seiner Familie jenen frommen, mir genugsam bekannten Gesinnungen ergeben war, ob er sich gleich, was den äußeren Gottesdienst betrifft, nicht von der Kirche getrennt hatte. Er war dabei ein verständiger Mann und keineswegs kopfhängerisch in seinem Thun und Lassen." So kam also Goethe mit Frommen in Berührung, die ohne die unmittelbare Gefühlsreligion der Herrnhuter, kirchlich-symbolgläubig waren.

** D. i. von hallischer Denkart, was im Theologischen schon dazumal so viel bedeutete als engherzig.

*** Dem Grafen Zinzendorf. Goethe bemerkt (Bd. 25 S. 197), daß Frl. v. Klettenberg zwischen ähnlich gesinnten Frauen, die umfassender, strenger, aber auch gelehrter und trockener dachten, und Anderen, deren Empfindsamkeit in ziemlich eintöniger Terminologie sich genügte, mittendurch ihren Weg nehmend, sich mit einiger Selbstgefälligkeit in dem Bilde des Grafen Zinzendorf zu spiegeln schien. Ausführlicher erzählt (Bd. 19 S. 325 f.) die schöne Seele ihr Bekanntwerden mit den Liedern und Schriften des Grafen („Eigene Empfindungen schienen auf eine eigene Weise ausgedrückt; keine Schulterminologie erinnerte an etwas Steifes oder Gemeines"), ihre Fortschritte in seiner Art zu denken und zu sprechen („Er ist kein leerer Phantast; er spricht von großen Wahrheiten meist in einem kühnen Fluge der Einbildungskraft, und die ihn geschmäht haben, wußten

pünktlich, daß — ich Ihnen eben nichts weiter zu sagen brauche.*

seine Eigenschaften weder zu schätzen, noch zu unterscheiden"); wie sie eine herrnhutische Schwester auf eigene Hand wurde, dann in ihrer Nähe eine heimliche Gemeinde dieser Richtung fand, nicht ohne zu bemerken, daß nur wenige den Sinn der zarten Worte und Ausdrücke fühlten, auch dadurch nicht mehr, als ehemals durch die kirchlich-symbolische Sprache gefördert waren; ferner, wie bei Entdeckung derselben der würdige Oberhofprediger, als großer Widersacher der Herrnhuter, und andere liebevolle edle Menschen, die in diesem Falle ihr Herz von Widerwillen und Haß nicht rein halten konnten, gar bald zur Ungerechtigkeit übergingen, und, um eine äußere Form zu vertheidigen, ihr bestes Innerste beinahe zerstörten; endlich wie ihr unter Belehrungen durch einen edelgebildeten Weltmann die schwache Seite ihres Wohlgefallens an jener Bildersprache und beim Besuch einer herrnhutischen Einrichtung mancher Widerspruch derselben mit ihrem Gefühle bemerklich, sie selbst aber im Gleichgewichte einer nach innen lauteren und gewissen, nach außen thätigen und betrachtenden Richtung des schönsten Friedens theilhaft geworden.

* Den Gegensatz der Gesinnung, die Goethe hällisch nennt, mit der seines Grafen werden folgende Erinnerungen deutlich machen: Schon Aug. Hermann Franke, in dessen Pädagogium zu Halle der Graf streng gezüchtet worden war, betrachtete späterhin ihn und seinen Anhang nicht ohne Mißtrauen und Bedenken, Zinzendorf erhielt jedoch ein gutes Vernehmen mit ihm (Spangenberg Leb. d. Gr. 3. S. 171. 296. 315). Nach Franke d. ä. Tode fanden aber die hallischen Frommen aus seiner Schule, daß Zinzendorf kein Bekehrter sei, vornehmlich weil er den Bußkampf, wie sie ihn schilderten und als nothwendige Bedingung des Heils verlangten, weder selbst erfahren zu haben gestand, noch von Andern fordern wollte oder im Augsburgischen Bekenntniß gefordert erkannte (Das. S. 401. 537). Die Pietisten wurden seine heftigen Gegner, sprachen ihm die Kindschaft Gottes ab und warfen ihm vor, daß er den Seelen das Christenthum

Es kömmt noch was dazu. Die Vorliebe für unsre eignen Empfindungen und Meinungen, die Eitelkeit, eines jeden

zu leicht und sie des Heils verlustig mache. Er hingegen hielt ihnen ihre unnöthige und schädliche Uebertreibung des Bußkampfes, ihren Zwang zum Gebet und Bibellesen, ihre thörigte Enthaltung von gleichgültigen Dingen, ihr zu Unwissenheit und Heuchelei führendes Formenwesen vor (Varnhagen Biogr. Denkm. V, 150). — Als Zinzendorf 1731 nach Halle kam, einen Besuch von Baumgarten erhielt und ein fünfstündiges Gespräch mit Franke dem Sohn hatte, glaubte er durch ein Bündniß mit ihm, Christi Wesen auf den Grund der Einfalt mit aller Treue auszubreiten, die Scheidewand zwischen Halle und Herrnhut weggenommen. Späterhin aber erklärte ihm Franke wiederholt, mit ihm außer der allgemeinen Liebe nicht connectiren zu wollen; worauf ihn der Graf versicherte, daß ihm demohngeachtet Frankes Andenken noch werther sein solle, als es die generale Christenpflicht erfordern möchte (Spangenb. 698). 1733 ward Spangenberg, der von Herrnhut nach Halle berufen war, wegen Anstoßes, den er den dortigen Theologen gegeben, beinahe auf eben die Weise, wie vor ihm der Hofrath Wolf von Halle vertrieben; was bald heftige Controversen zur Folge hatte, bis der Graf, der selbst Anfangs geeifert hatte, einen Gemeindebeschluß veranlaßte, sie, Spangenberg und seine Freunde, wollten sich nicht vertheidigen und den, der da recht richtet, zu bitten nicht aufhören, daß er die ganze Universität Halle, und sonderlich diejenige Facultät, durch welche er so geraume Zeit sehr verherrlichet worden, aus seiner besondern Gnadenaufsicht nicht lassen, sondern auch fernerhin also regiren wolle, daß alle ihre Werke in Gott gethan sein und bleiben mögen (Das. S. 795). — 1740, als die Streitschriften gegen den Grafen immer zugenommen hatten, fügte er unter anderm die Absendung zweier Brüder an Franke d. j. und seine Freunde mit einem Schreiben, um Einiges, worin man gegen sie zu weit gegangen, ihnen abzubitten. Die Brüder wurden in Halle nicht angenommen (Das. 1252). — Nachdem die Tübinger theologische Facultät schon 1733, nach geschehener Anfrage und Untersuchung, über

Nase dahin drehen zu wollen wohin unsre gewachsen ist; Fehler, denen solche Leute, die eine gute Sache haben, mit der größten Sicherheit nachhängen.

Wie oft habe ich *.* die Sache seiner Grillen und die Sache Gottes vermischen hören, wenn er meinen Vetter aus=

die Herrnhuter die einmüthige Erklärung abgegeben hatte, „daß in alleweg ermeldete Gemeine, nach vorausgesetzter lauterer Uebereinstimmung mit der evangelischen Lehre, bei ihren seit dreihundert Jahren her (unter den mährischen Brüdern) gehabten Einrichtungen und bekannter **disciplina ecclesiastica** verbleiben, und dennoch ihre Connexion mit der evangelischen Kirche behaupten könne und solle": gab 1742 der hallische Professor S. J. Baumgarten ein theologisches Bedenken heraus, worin er die Frage, ob die evangelisch=mährische Gemeine zur evangelischen Kirche zu rechnen sei, entschieden verneinte; was der Graf in seinem „Siegfried" zu widerlegen suchte (Das. 1515). — Stellt man neben diese Vorgänge die stets festgehaltene Maxime des Grafen, daß das Wesen des Christenthums Liebe zum Heiland und Seligkeit in ihm sei; wobei man jede Confession gelten lassen und auch mit Andersdenkenden brüderlich leben könne, was er in der Stiftung und Hebung, wie von mährischen, so von reformirten und lutherischen Gemeinden bewährte, seine Freiheit sowohl, als Läßlichkeit gegenüber von Zeremonien, Formen, Meinungen und Auslegungen, endlich selbst die Geringschätzung aller Scholastik, in der er meinte: „Besser noch in Phantasie Steh'n, als in Philosophie. Fühlen wird durch Prüfen just; Raisonniren ist Verlust", eine beziehungsweise durch Erfahrungen gerechtfertigte Einseitigkeit, die nicht wenig zu den Ueberzeugungen des jungen Goethe stimmte (W. Bd. 26 S. 68. 71): so wird, wie dieser, unerbaut von den „Hällischen," ihn mit Wahrheit seinen Grafen nennen konnte, wohlverständlich. Noch weiter kann man die Weise dieser Einstimmung durch Vergleichung von Goethes Brief des Pastors (1773) mit Schriften Zinzendorfs verfolgen. Vgl. auch W. Bd. 25 S. 247.

schalt. Ich habe den Mann gern, wir sind gute Freunde; aber schon als Hausvater ist er zu streng, und Sie können sich denken was herauskommt wenn er die feinern Pflichten der Religion von seinen jungen rohen Leuten beobachtet haben will.

Eine andre Bekanntschaft, grad das Widerspiel von dieser, hat mir bisher nicht wenig genutzt. Ich soll durch alle Klassen gehn, so scheints gnädige Fräulein.

Herr *,* ein Ideal für Mosheimen oder Jerusalemen, ein Mann, der durch viel Erfahrung mit viel Verstand gegangen ist; der bei der Kälte des Bluts womit er von jeher die Welt betrachtet hat, gefunden zu haben glaubt: Daß wir auf diese Welt gesetzt sind besonders um ihr nützlich zu sein, daß wir uns dazu fähig machen können, wozu denn auch die Religion etwas hilft; und daß der brauchbarste der beste ist. Und alles was draus folgt. *

* Der Name, statt dessen Goethe hier beim eigenhändigen Copiren des Briefs (wie öfter statt andern, auch des eigenen) nur zwei Kreuze setzte, war vermuthlich Dr. Salzmann, der Präsident von Goethe's Tischgesellschaft in Straßburg, der sie in Ordnung und Ansehen erhielt (Bd. 25 S. 229), ihr allgemeiner Pädagog, dessen Verstand, Nachgiebigkeit und Würde bei allem Scherz, den er erlaubte, ihn allen lieb und werth machte. „Unter allen jedoch war ich Derjenige, der sich am meisten an ihn anschloß, und er nicht weniger geneigt sich mit mir zu unterhalten, weil er mich manigfaltiger gebildet fand als die übrigen und nicht so einseitig im Urtheil.“ Einer Stelle, die von geringem Einfluß zu sein scheint, stand er auf eine Weise vor, die ihm zur größten Ehre gereichte. Actuarius beim Pupillen-Collegium, wo er eigentlich das Heft in Händen hatte, versah er viele Jahre lang das Geschäft auf das genaueste, so daß es keine Familie von der

Uebermorgen ist mein Geburtstag; schwerlich wird eine neue Epoque von ihm angehen; dem sei, wie ihm wolle, so betet mit mir, für mich, daß alles werde, wie's werden soll.

Die Jurisprudenz fangt an mir sehr zu gefallen. So ist's doch mit allem wie mit dem Merseburger Biere, das erstemal schauert man, und hat man's eine Woche getrunken, so kann man's nicht mehr lassen. Und die Chymie ist noch immer meine heimlich Geliebte.

Es ist doch immer noch der alte Geck! der...*

ersten bis zu der letzten gab, die ihm nicht Dank schuldig gewesen wäre (240 f.). — Als zu jener Tischgesellschaft Jung Stilling hinzukam, der von Goethe besser als von andern verstanden wurde, betrug auch Salzmann sich schonend gegen ihn; „schonend, sage ich, weil Salzmann seinem Charakter, Wesen, Alter und Zuständen nach, auf der Seite der vernünftigen, oder vielmehr verständigen Christen stehen und halten mußte, deren Religion eigentlich auf der Rechtschaffenheit des Charakters und auf einer männlichen Selbständigkeit beruhte, und die sich daher nicht gern mit Empfindungen, die sie leicht in's Trübe, und Schwärmerei, die sie bald in's Dunkle hätte führen können, abgaben und vermengten. Auch diese Klasse war respectabel und zahlreich; alle ehrliche tüchtige Leute verstanden sich und waren von gleicher Ueberzeugung so wie von gleichem Lebensgang" (248).

* Hier bricht die Copie ab bei einer Anspielung auf den öfteren Ausgang des Meinungstreites mit der Freundin. Sie erklärte alles Unruhige im Treiben des Jünglings daher, daß er keinen versöhnten Gott habe. Er hatte immer gemeint, mit seinem Gott ganz gut zu stehen, der vielleicht seinem unendlich guten Willen sogar hätte besser zu Hülfe kommen sollen. „Der unvermeidliche Streit hierüber endigte sich doch immer auf die freundlichste Weise und manchmal, wie meine Unterhaltung mit dem alten Rector, damit: daß ich ein närrischer Bursche sei, dem man manches nachsehen müsse" (Bd. 25 S. 197).

6. An Herrn Engelb(ach).*

Den 10. September (17)70.

Jeder hat doch seine Reihe in der Welt wie im Schöneraritätenkasten. Ist der Kaiser mit der Armee vorüber gezogen, schau sie, guck sie, da kommt sich die Pabst mit seine Kläriseÿ. Nun hab ich meine Rolle in der Capitelstube auch ausgespielt. Hierbei kommen Ihre Manuscripte, die mir artige Dienste geleistet haben.

Wie Sie leben vermuth ich. Bei mir ist alles ut supra. Im B. Hause fährt man fort angenehm zu sein. Der A. und ich, wir werden uns ehstens copuliren lassen. Der ganze Tisch grüßt Sie. Alle Jungen in der Stadt verfertigen Drachen und ich poßle par compagnie an meiner Disputation. Leben Sie glücklich. Erinnern Sie sich meiner, erinnern Sie auch meine Freunde, daß ich noch bin, und euch alle lieb habe.

* Engelbach gehörte zu den Tischgenossen und Freunden Goethes, mit welchen er sich öfters zum Abend auf den Altan des Münsters beschied, um mit gefüllten Römern die scheidende Sonne zu begrüßen; da denn die Betrachtung der Gegend sich zur Verabredung kleiner Reisen steigerte. So bei dem Ausfluge nach Lothringen im folgenden Sommer war Engelbach mit Weyland Goethes Gefährte. Dicht. u. W., W. in 12°. Bd. 25 S. 316.

7. An Herrn H. den älteren.

Am 28. September (1770).

Anfangen zu bemerken, und bemerkt zu werden, ist ein kurioser Punkt unsres Lebens, geliebter Freund. Der erste moralische Blick in die Welt so wenig als der erste physikalische bringt unserm Kopf oder unserm Herzen eine deutliche Empfindung; man sieht eh man weiß, daß das gesehen ist und nur sehr lange hernach lernt man erkennen was man sieht. Freuen Sie Sich, Sie haben noch lange zu leben, bis Ihnen der Gedanke kommt, es sei in der Welt nichts mehr zu sehen.

Die Zeit wird Ihnen lang, das vermuthe ich. Wenn man nichts anders thut, als sie sich vertreiben, so muß sie einem nothwendig oft zur Last werden; und Sie sind so ein böser Mann daß Sie gern eine Mühe sparen, wenigstens weiß ich nicht, ob Sie die schönen Gaben die Sie in Sich fühlen, bisher nicht haben brauchen wollen, oder ob Sie nicht Gelegenheit genug gefunden haben, wollen zu können.

Die Akademischen Jahre die jetzt auf Sie warten, sollten von Rechtswegen Ihren ganzen Geist beschäftigen. Es ist diejenige Zeit, deren guten oder schlimmen Gebrauch man sein ganzes Leben nachempfindet. Nun, wir sehn einander wieder, und dann wollen wir vom Vergangnen reden, das jetzo noch Zukunft ist.

Sie werden in vielen Sachen Ihre Gesinnungen ändern, nur bitte ich, behalten Sie Ihre Liebe für mich beständig, und lassen Sie Entfernung nur Entfernung sein, einen Nebel der sich zwischen Gegenstände zieht und ohne sie zu ändern, ihre Gestalt unkenntlich macht ꝛc.

---

8. An Mamsell F. *

Am 14. October (1770).

Soll ich Ihnen wieder einmal sagen daß ich noch lebe, und wohl lebe, und so vergnügt als es ein Mittelzustand

* Dies F. über einem Briefe aus dieser Zeit ist jeder mit Goethe bekannte Leser geneigt, zu dem Namen Friedrike zu ergänzen. Diesmal irrt er. Aber im Briefe kommt die liebliche Freundin aus Sesenheim vor. Oder wer erriethe sie nicht aus den „gar angenehmen Leuten, bei welchen auf dem Lande G. einige Tage zugebracht," wo „die Gesellschaft der liebenswürdigen Töchter vom Hause die schöne Gegend und der freundlichste Himmel jede schlafende Empfindung erweckte, jede Erinnerung an alles, was er liebt; so daß ich kaum angelangt bin, als ich schon hier sitze und an Sie schreibe." So haben wir, scheint es, Zeilen vor uns, die unmittelbar nach der ersten Bekanntschaft mit jener Jugendgeliebten geschrieben sind. Noch mehr bestätigt dies der unzweifelhaft an sie selbst gerichtete Brief, der nur um einen Tag später ist, und den wir daher gleich auf diesen folgen lassen. Dieser hier aber ist in die Ferne an eine frühere Freundin gerichtet, welche inzwischen vernachläßigt zu haben sich der Jüngling jetzt zum Vorwurf machte, wo der Keim einer neuen Leidenschaft ihn ahnen ließ, er werde bald der älteren

erlaubt, oder soll ich schweigen, und lieber gar nicht, als beschämt an Sie denken? Ich dächte nein. Vergebung erhalten, ist für mein Herz eben so süß als Dank verdienen, ja noch süßer denn die Empfindung ist uneigennütziger. Sie haben mich nicht vergessen, das weiß ich; ich habe Sie nicht vergessen, das wissen Sie, ohngeachtet eines Stillschweigens, dessen Dauer ich nicht berechnen mag. Ich habe niemals so lebhaft erfahren was das sei, vergnügt ohne daß das Herz einigen Antheil hat, als jetzo, als hier in Straßburg. Eine ausgebreitete Bekanntschaft unter angenehmen Leuten, eine aufgeweckte muntre Gesellschaft jagt mir einen Tag nach dem andern vorüber, läßt mir wenig Zeit zu denken, und gar keine Ruhe zum Empfinden, und wenn man nichts empfindet, denkt man gewiß nicht an seine Freunde. Genug mein jetziges Leben ist vollkommen wie eine Schlittenfahrt, prächtig und klinglend, aber eben so wenig fürs Herz, als es für Augen und Ohren viel ist.

Sie sollten wohl nicht rathen, wie mir jetzo so unverhofft der Einfall kömmt, Ihnen zu schreiben und weil die Ursache so gar artig ist, muß ich's Ihnen sagen.

Ich habe einige Tage auf dem Lande bei gar angenehmen Leuten zugebracht. Die Gesellschaft der liebenswürdigen Töchter vom Hause, die schöne Gegend und der freundlichste Himmel

noch mehr entfremdet werden. Der Brief aus dem nächsten Sommer (s. Nr. 10), der vermuthlich an eben diese frühere Geliebte geschrieben ward, enthält eine Stelle, aus der man schließen kann, daß das F. in der Ueberschrift des Gegenwärtigen **Franziska** bedeute.

weckten in meinem Herzen jede schlafende Empfindung, jede Erinnerung an alles was ich liebe; daß ich kaum angelangt bin, als ich schon hier sitze und an Sie schreibe.

Und daraus können Sie sehen, in wiefern man seiner Freunde vergessen kann wenn's einem wohl geht. Es ist nur das schwärmende, zu bedaurende Glück, das uns unsrer selbst vergessen macht, das auch das Andenken an Geliebte verdunkelt; aber wenn man sich ganz fühlt, und still ist und die reinen Freuden der Liebe und Freundschaft genießt, dann ist durch eine besondere Sympathie jede unterbrochne Freundschaft, jede halbverschiedene Zärtlichkeit wieder auf einmal lebendig. Und Sie, meine liebe Freundin, die ich unter vielen vorzüglich so nennen kann, nehmen Sie diesen Brief als ein neues Zeugniß, daß ich Sie nie vergessen werde. Leben Sie glücklich ꝛc.

---

9. Liebe neue Freundin! *

Str(aßburg), am 15. October (1770).

Ich zweifle nicht Sie so zu nennen; denn wenn ich mich anders nur ein klein wenig auf die Augen verstehe, so fand

* An Friedrike, nach dem ersten Besuch in Sesenheim, der durch Wechselbeleuchtung von Roman und Wirklichkeit, Kleidungsmetamorphosen, Ueberraschungen, Mährchen so idyllischreich war. Bd. 25 S. 334. 338—364.

mein Aug, im ersten Blick, die Hoffnung zu dieser Freundschaft in Ihrem, und für unsere Herzen wollt ich schwören; Sie, zärtlich und gut wie ich Sie kenne, sollten Sie mir, da ich Sie so lieb habe, nicht wieder ein Bischen günstig sein?

Liebe, liebe Freundin,

Ob ich Ihnen was zu sagen habe, ist wohl keine Frage; ob ich aber just weiß, warum ich eben jetzo schreiben will, und was ich schreiben möchte, das ist ein anderes; so viel merk ich an einer gewissen innerlichen Unruhe, daß ich gerne bei Ihnen sein mögte; und in dem Falle ist ein Stückchen Papier so ein wahrer Trost, so ein geflügeltes Pferd für mich, hier, mitten in dem lärmenden Straßburg, als es Ihnen in Ihrer Ruhe nur sein kann, wenn Sie die Entfernung von Ihren Freunden recht lebhaft fühlen.

Die Umstände unserer Rückreise können Sie sich ohngefähr vorstellen, wenn Sie mir beim Abschiede ansehen konnten, wie leid es mir that; und wenn Sie beobachteten, wie sehr Weyland nach Hause eilte, so gern er auch unter andern Umständen bei Ihnen geblieben wäre. * Seine Gedanken

* Weyland, der Tischgenosse Goethes, der ihn wie in andern Ortschaften des Elsaßes, so auch in Sesenheim zuerst einführte (a. O. S. 338), hatte nach Vollendung von Goethe's Mährchenerzählung das Zeichen zum Aufbruch gegeben. (Bd. 26 S. 1:) „Die Gesellschaft trennte sich einen Augenblick und alle mochten fühlen, daß nach einem so lebhaft vollbrachten Tag der Abend einigermaßen matt werden könnte. Von dieser Sorge befreite mich mein Freund, der sich für uns die Erlaubniß erbat, sogleich Abschied nehmen zu dürfen, weil er als ein

gingen vorwärts, meine zurück, und so ist natürlich, daß der Diskurs weder weitläufig noch interessant werden konnte.*

Zu Ende der Wanzenau machten wir Spekulation, den Weg abzukürzen, und verirrten uns glücklich zwischen den Morästen; die Nacht brach herein und es fehlte nichts, als daß der Regen, der einige Zeit nachher ziemlich freigebig erschien, sich um etwas übereilt hätte, so würden wir alle Ursache gefunden haben, von der Liebe und Treue unsrer Prinzessinnen vollkommen überzeugt zu sein.

Unterdessen war mir die Rolle, die ich, aus Furcht, sie zu verlieren, beständig in der Hand trug, ein rechter Talisman, der mir die Beschwerlichkeiten der Reise alle hinwegzauberte. Und noch? — O, ich mag nichts sagen, entweder Sie können's rathen, oder Sie glauben's nicht.

Endlich langten wir an, und der erste Gedanke, den wir hatten, der auch schon auf dem Weg unsre Freude gewesen war, endigte sich in ein Projekt, Sie balde wieder zu sehen.

Es ist ein gar zu herziges Ding um die Hoffnung, wieder zu sehen. Und wir andern mit denen verwöhnten Herzchen, wenn uns ein bischen was leid thut, gleich sind wir mit der Arzenei da, und sagen: Liebes Herzchen, sei ruhig,

fleißiger und in seinen Studien folgerechter akademischer Bürger, diese Nacht in Drusenheim zuzubringen und morgen zeitig in Straßburg zu sein wünsche."

* Vgl. das. S. 1: „Unser Nachtquartier erreichten wir beide schweigend, ich, weil ich einen Widerhaken im Herzen fühlte, der mich zurückzog, er, weil er etwas anderes im Sinne hatte" u. s. w.

du wirst nicht lange von Ihnen entfernt bleiben, von denen Leuten, die du liebst; sei ruhig liebes Herzchen! Und dann geben wir ihm inzwischen ein Schattenbild, daß es doch was hat, und dann ist es geschickt und still wie ein kleines Kind, dem die Mama eine Puppe statt des Apfels gibt, wovon es nicht essen sollte.

Genug, wir sind nicht hier, und sehen Sie, daß Sie unrecht hatten! Sie wollten nicht glauben, daß mir der Stadtlärm auf Ihre süße Landfreuden mißfallen würde.

Gewiß, Mamsell, Straßburg ist mir noch nie so leer vorgekommen als jetzo. * Zwar hoff ich, es soll besser werden, wenn die Zeit das Andenken unsrer niedlichen und muthwilligen Lustbarkeiten ein wenig ausgelöscht haben wird; wenn ich nicht mehr so lebhaft fühlen werde, wie gut, wie angenehm meine Freundin ist. Doch sollte ich das vergessen können oder wollen? Nein, ich will lieber das wenig Herzwehe behalten und oft an Sie schreiben.

Und nun noch vielen Dank, noch viele aufrichtige Empfehlungen Ihren theuern Eltern; Ihrer lieben Schwester viel hundert — was ich Ihnen gern wieder gäbe.**

* Vgl. das. S. 7: „Als ich in der Stadt wieder an meine Geschäfte kam, fühlte ich die Beschwerlichkeit derselben mehr als sonst.“

** Von den vielen Briefen, die diesem folgten, haben wir leider keinen zu bieten; und der hier zunächstfolgende, der Friedriken, ohne an sie gerichtet zu sein, zum größern Theil angeht, versetzt uns schon in den Sommer des andern Jahrs.

10.

Saarbrück,* am 27. Juni (1771).

Wenn das alles aufgeschrieben wäre, liebe Freundin, was ich an Sie gedacht habe, da ich diesen schönen Weg hierher

* Dies Conzept steht unmittelbar nach dem (acht Monate früher datirten) „an Mamsell F." (Nr. 8) auf einem und demselben Bogen, und war also wohl eben dieser entfernten Freundin geschrieben, an die Goethe dort in der ersten Regung seiner Liebe zu Friedriken sich erinnert hatte. Jetzt, zur Zeit der Sommer-Reise mit Engelbach und Weyland (Bd. 25 S. 316), die den Dichterjüngling nach Saarbrück führte (das. S. 322), stand diese Liebe schon in ihrer Mittagshöhe (das. S. 328 f. 332), ja, das Schreiben aus Saarbrück, das hier vor Augen liegt, verräth bereits, daß den Liebenden sein „leidenschaftliches Verhältniß zu Friedriken nunmehr zu ängstigen anfing" (Bd. 26 S. 25 f. 80). Von dieser Empfindung, die er der Geliebten nicht gestehen konnte (S. 81), sucht er sich durch Ergüsse an die ferner gerückte ehemalige Herzensfreundin zu erleichtern. Ihr vertraut er, daß Liebe nicht muthig mache, sondern beklommen, weich, schwach; daß sie traurig werde, weil „man so schenirt ist". Nach solchen Geständnissen war es nicht allzu verfänglich, wenn er in den scherzhaften Ton übergehend beifügte: „Sagen Sie meinem Fränzchen, daß ich noch immer ihr bin. Ich habe Sie viel lieb und ich ärgerte mich oft, daß sie mich so wenig schenirte" —; womit er sich hier, da es eben erst hieß: „Verliebte können nicht leben, ohne sich zu scheniren", auf die artigste Weise für ungebunden erklärt. Es ist wohl niemand anders als Fränzchen selbst, dem er diesen Auftrag an Fränzchen gibt; wie ja der Brief jenem früheren an Mamsell F. sich anschließt. Auch des Schreibenden guter Freund, den sein Mädchen einst dadurch angenehm schenirte, daß sie ihm auf den Fuß trat, und das Mädchen selbst, waren vermuthlich genau so gut dem Fränzchen, als der Empfängerin

machte, und alle Abwechselungen eines herrlichen Sommertags in der süßesten Ruhe genoß; Sie würden mancherlei zu lesen

des Auftrags an Fränzchen bekannt. Er aber fand in dieser Erinnerung an die zärtliche Fußklemme ein scherzhaftes Symbol seiner jetzigen ernsthaftern Lage; und der ganze Text, der in den Augen der Freundin (wenn sie ihn wirklich zu lesen bekam) nur die halb sentimentale, halb neckende Wiederholung früherer Tändeleien sein konnte, war für ihn selbst Beichte einer wahren gegenwärtigen Leidenschaft für jene Dritte, die, der Freundin unsichtbar, hier heimlich unter allen Denen hereingeführt war, „die Sie lieben, die mich lieben", vor die als deckende Vexir-Maske noch das böse Käthchen vorgeschoben wurde. Dies Ineinanderverkleiden von Einst und Jetzt, Bekenntniß und Heimlichkeit, dies Verknüpfen auseinanderliegender Reize, um einen am andern zu mildern und mit der geschmeidigen Phantasie der Jugend das ringende Herz in der Schwebe zu halten, ist nicht leichtsinniger als treu, nicht schlauer als unschuldig. Im arglos aufgeschlossenen Gemüthe selbst fließt Wahrheit in Täuschung und aus der Täuschung wieder Wahrheit. Wenn am Ende die guten Mädchen zu kurz kamen, war es, weil dieselbe Gemüthsentfaltung fortging, die sich an ihnen bewegt hatte; und er hatte ihnen nicht zu viel, sondern zu wenig gestanden. Die Zweideutigkeit des Gefühls, die der Jüngling eben so sehr litt, als in seinen Aeußerungen sich zu schulden kommen ließ, wenn er eine Wahrheit mit der andern deckte und mit seiner Leidenschaft, anstatt in ihr unterzugehen, sich umzuschwingen lernte, gibt sich dem unbefangenen Leser als jener Doppelsinn, jener Austausch der Dinge zu erkennen, der Poesie ist. Sie wirkt um so reiner, weil sie als unwillkührlicher Zustand, als Natur gefunden wird; und diese kann hier Poesie sein, weil diese Natur poetische Anlage, dieser Zustand ihre Entwicklung ist. Goethen ist dies metaphorische Spiel, welches das Geheime in's Offene legt, und einen in sich haltbaren Sinn zum Symbol eines andern macht, immer eigen geblieben, und es war so lange Poesie als das Symbol, wie hier, noch nach jeder Seite Leben und in lebendiger Empfindung zusammenhängend war.

haben und manchmal empfinden, und oft lachen. Heute regnet's, und in meiner Einsamkeit finde ich nichts reizenders als an Sie zu denken; an Sie, das heißt zugleich an alle die Sie lieben, die mich lieben und auch sogar an Käthchen, von der ich doch weiß, daß sie sich nicht verläugnen wird, daß sie gegen meine Briefe sein wird, was sie gegen mich war, und daß sie — Genug, wer sie auch nur als Silhouette gesehn hat, der kennt sie. *

Gestern waren wir den ganzen Tag geritten, die Nacht kam herbei und wir kamen eben auf's Lothring'sche Gebirg, da die Saar im lieblichen Thale unten vorbei fließt. ** Wie ich so rechter Hand über die grüne Tiefe hinaussah und der Fluß in der Dämmerung so graulich und still floß und linker Hand die schwere Finsterniß des Buchenwaldes vom Berg über mich herabhing, wie um die dunklen Felsen durch's Gebüsch

* Es muß dahingestellt bleiben, ob dies Käthchen — was immerhin möglich wäre — dasselbe gewesen, welches in dem Gedichte Rettung (gedruckt 1775) dem todeslustigen Jungen mit einem „Stimmchen zum Entzücken" rief: „Nimm Dich in Acht! der Fluß ist tief."

Da lief mir 'was durch's ganze Blut,
Ich seh, so ist's ein liebes Mädchen;
Ich frage sie: wie heißt Du? „Käthchen!"
O schönes Käthchen! Du bist gut u. s. w.

1767 etwa könnte ihre Silhouette noch nicht so kenntlich gewesen sein, als nachdem Fränzchen sie abgelöst hatte. Der Goldschmiedsgesell hat auch sein Käthchen, das zum durchgehenden Reim paßt; er datirt aber erst von 1808. — Vgl. auch oben S. 24, und die Gedichte Beweggrund, Liebe wider Willen, Wechsel (1767—69).

** Vgl. Bd. 25 S. 321.

die leuchtenden Vögelchen still und geheimnißvoll zogen;* da wurd's in meinem Herzen so still wie in der Gegend und die ganze Beschwerlichkeit des Tags war vergessen wie ein Traum, man braucht Anstrengung, um ihn im Gedächtniß aufzusuchen.

Welch Glück ist's, ein leichtes, ein freies Herz zu haben! Muth treibt uns an Beschwerlichkeit, an Gefahren; aber große Freuden werden nur mit großer Mühe erworben. Und das ist vielleicht das meiste was ich gegen die Liebe habe; man sagt, sie mache muthig; nimmermehr! Sobald unser Herz weich ist, ist es schwach. Wenn es so ganz warm an seine Brust schlägt, und die Kehle wie zugeschnürt ist, und man Thränen aus den Augen zu drücken sucht, und in einer unbegreiflichen Wonne dasitzt, wenn sie fließen, o da sind wir so schwach, daß uns Blumenketten fesseln, nicht weil sie durch irgend eine Zauberkraft stark sind, sondern weil wir zittern, sie zu zerreißen.

Muthig wird wohl der Liebhaber, der in Gefahr kommt, sein Mädchen zu verlieren, aber das ist nicht mehr Liebe, das ist Neid. Wenn ich Liebe sage, so versteh ich die wiegende Empfindung, in der unser Herz schwimmt, immer auf einem Fleck sich hin und her bewegt, wenn irgend ein Reiz es aus der gewöhnlichen Bahn der Gleichgültigkeit gerückt hat. Wir sind wie Kinder auf dem Schaukelpferde immer

* Das. S. 327: — „wie vor einigen Nächten, an den Ufern der Saar, leuchtende Wolken Johanniswürmer zwischen Fels und Busch um uns schwebten —".

in Bewegung, immer in Arbeit und nimmer vom Fleck. Das ist das wahrste Bild eines Liebhabers. Wie traurig wird die Liebe, wenn man so schenirt ist, und doch können Verliebte nicht leben, ohne sich zu scheniren.

Sagen Sie meinem Fränzchen, daß ich noch immer ihr bin. Ich habe sie viel lieb, und ich ärgerte mich oft, daß sie mich so wenig schenirte; man will gebunden sein, wenn man liebt.

Ich kenne einen guten Freund, dessen Mädchen oft die Gefälligkeit hatte, bei Tisch des Liebsten Füße zum Schemel der ihrigen zu machen. Es geschah einen Abend, daß er aufstehen wollte, eh es ihr gelegen war; sie drückte ihren Fuß auf den seinigen, um ihn durch diese Schmeichelei festzuhalten; unglücklicher Weise kam sie mit dem Absatz auf seine Zehen, er stand viel Schmerzen aus, und doch kannte er den Werth einer Gunstbezeugung zu sehr, um seinen Fuß zurückzuziehen. *

* Für das zärtliche Verhältniß, welches, als dem Aufenthalt in Straßburg vorhergegangen, aus diesem und dem obigen Brief hervorschimmert, gibt es noch ein Zeugniß in dem anmuthigen Liedchen der Abschied mit dem Schlusse:

Doch ich pflücke nun kein Kränzchen,
Keine Rose mehr für Dich.
Frühling ist es, liebes Fränzchen,
Aber leider Herbst für mich!

Im Inhalt der Quartausgabe ist dabei bemerkt: gedruckt 1806. Gedichtet muß es, mit dem Datum unseres Briefes Nr. 8 verglichen, spätestens im Frühjahr 1769 (als Goethe von Frankfurt nach Straßburg reiste) sein. Es war wohl verschwistert mit einem oder dem

11. Theuerste Großmama!

(Straßburg 1771.)*

Der Tod unsers lieben Vaters,** schon so lange täglich gefürchtet, hat mich doch unbereitet überrascht. Ich habe diesen Verlust mit einem vollen Herzen empfunden; und was ist die Welt um uns herum, wenn wir verlieren, was wir lieben.

Mich, nicht Sie zu trösten, schreib ich Ihnen, Ihnen die Sie jetzo das Haupt unserer Familie sind, bitte Sie um Ihre Liebe, und versichre Sie meiner zärtlichsten Ergebenheit.

Sie haben länger in der Welt gelebt als ich, und müssen in Ihrem eignen Herzen mehr Trost finden, als ich kenne. Sie haben mehr Unglück ausgestanden als ich, Sie müssen weit lebhafter fühlen, als ich's sagen kann, daß die traurigste Begebenheit durch die Hand der Vorsicht oft die angenehmste Wendung zu unserer Glückseligkeit nimmt; daß die Reihe von

andern von 1767—1768, 1767—69, zwischen welchen es gedruckt steht und ist nach allem auf ein Verhältniß des Leipziger Aufenthalts zu beziehen. Vgl. auch Bd. 25 S. 177; u. An Mlle. Oeser zu Leipzig. Frankf. 6. Nov. 1768. Quartausg. I. S. 182.

* Dies Schreiben muß etwa vier Monate (s. d. folg. Anm.) älter sein als der vorige Brief, der ihm hier nur wegen Inhaltszusammenhang mit den voraufgehenden voransteht.

** So nennt Goethe den Großvater, indem er im Namen der ganzen Familie spricht. Dieser mütterliche Großvater, Johann Wolfgang Textor, Sr. röm. kais. Maj. wirkl. Rath und Reichsgerichtsschultheiß zu Frankfurt, starb 78 Jahr alt den 6. Februar 1771.

Glück und Unglück im Leben ineinander gekettet ist, wie Schlaf und Wachen, keins ohne das andre und eins um des andern willen, daß alle Freude in der Welt nur geborgt ist. Sie haben Kinder und Enkel vor sich sterben sehn, an dem Morgen ihres Lebens Feyerabend machen, und nun begleiten Ihre Thränen einen Gemahl zu der ewigen Sabbaths-Ruhe, einen Mann, der seinen Wochenlohn redlich verdient hat. Er hat ihn nun. — Und doch hat der liebe Gott, indem er vor ihn sorgte, auch für Sie, für uns gesorgt. Er hat uns nicht den muntern, freundlichen, glücklichen Greis entrissen, der mit der Lebhaftigkeit eines Jünglings die Geschäfte des Alters verrichtete, seinem Volke vorstund, die Freude seiner Familie war. Er hat uns einen Mann genommen, dessen Leben wir schon einige Jahre an einem seidenen Faden hängen sahen. Dessen feuriger Geist die unterdrückende Last eines kranken Körpers mit schwerer Aengstlichkeit fühlen mußte, sich frei wünschen mußte, wie sich ein Gefangener aus dem Kerker hinauswünscht.

Er ist nun frei und unsere Thränen wünschen ihm Glück und unsere Traurigkeit versammelt uns um Sie, liebe Mama, uns mit Ihnen zu trösten, lauter Herzen voll Liebe! Sie haben viel verloren, aber es bleibt Ihnen viel übrig. Sehen Sie uns, lieben Sie uns und sein Sie glücklich. Genießen Sie noch lange auch der zeitlichen Belohnung, die Sie so reichlich an unserem kranken Vater verdient haben, der hingegangen ist, es an dem Ort der Vergeltung zu rühmen, und der uns als Denkmale seiner Liebe zurückgelassen hat, Denk-

male der vergangenen Zeit zur traurigen aber doch angenehmen Erinnerung.

Und so bleibe Ihre Liebe für uns wie sie war, und wo viel Liebe ist, ist viel Glückseligkeit. Ich bin mit recht warmem Herzen Ihr zärtlicher Enkel

J. W. Goe...

Ephemerides.

Was man treibt,
Heut dies und morgen das.

1770.

Dies der Titel eines Heftes in Quart mit 34 beschriebenen Seiten. Es scheint mit dem Jahr, das der Titel nennt, begonnen. Auf der fünften Seite gegen unten steht bei einer besondern Erinnerung: **Febr.**, auf der folgenden unter einer poetischen Stelle aus dem **Mercure de France: Merc. de Fr. Janv. 1770**, die also wohl im andern Monat nach ihrem Erscheinen gelesen und abgeschrieben wurde; auf der zwölften Seite am untern Rande: **Martius.** Auch werden wir eine Bemerkung auf der fünfzehnten durch einen Schluß in den **Mai** 1770 setzen können. S. 27 f. finden sich Notizen, die man leicht auf die Abhandlung bezieht, die Goethe zum Behuf seiner Promotion verfaßte, welche letztere am 6. August 1771 statt fand (Bd. 26 S. 45). Lange Zeit scheint er auf die Abhandlung nicht verwandt zu haben (das. S. 39 f.), so daß jene Notizen vom Sommer (1771) sein mögen. Ein Par andere auf S. 31 sind aus Riedesels Reise durch Sizilien, die 1771 erschien. So viel von der Zeit.

Den Inhalt machen kurze Anführungen aus allerhand Büchern; Titel verschiedener, etwa künftig zu lesender Schriften; kurze Sentenzen und Urteile, etwas ausführlich nur ein parmal über Gelesenes; Worte und Ausdrücke, aus älterem oder besonderem Sprachgebrauch angemerkt; Anekdoten; einzelne Beobachtungen und Andeutungen (meist sehr kurz und in uneigentlichem Ausdruck) aus dem eigenen Leben;

und hingeworfene Zeilen zu poetischem Gebrauch; was alles bunt genug durcheinander läuft.

Ein planmäßiges wissenschaftliches Studium (das vielleicht gleichzeitig in andern Blättern Raum fand) geht durch diese Noten nicht hindurch; wohl aber das Bedürfniß einer Dichternatur, sich mit manichfaltigen Stoffen des Wissens und Vorstellens in Berührung zu setzen. Selbst bei den theoretischen Richtungen, die man darin entdecken kann, bezeichnen die Anmerkungen nicht ein fortschreitendes Untersuchen oder Aufbauen, sondern heben Witziglehrendes, Maximenartiges, Bündigabschließendes heraus, oder halten Gegebenes für meist stillschweigende, seltener ausgesprochene, kritische Indukzionen fest. Ein Abdruck dieser Aphorismen von Material oder Gedanken aus classischen und neuesten Quellen, altfränkischen Tröstern und modernen Abhandlungen, in lateinischen, deutschen, französischen Stellen, mit zwischengesäten Büchertiteln, Rezepten, kleinen Geheimnissen, würde wahrscheinlich dem Leser wenig Inhalt und als Gemeinsames fast nur die Lust am Seltsamen darzustellen scheinen. Hier eine Probe von diesem Allerlei:

(Seite 27:)

Hebammen werden zu den geistlichen Personen des Orts gerechnet. Leyser über den Schilter S. 76.

Das Wort Weihe bedeutet heilig. Diterich von Stade Erklärung deutscher Wörter S. 717.

Diss. de abusu rerum meræ facultatis.

Blakwell über den Homer.

Hurd über Horazens Poetik und Brief an Mezen.

Die Parlamentsstellen werden verkaufft.

Der Haarhandel ist zu Ffurt sehr stark in der Messe.

Hemenagogum. ℞ Arist. rot. ℥jj.
Tart. calyb. ℥j.
Aq. font. ℥jj
fiat infus.

Bücher zur Skaldischen Literatur.

(Folgen vier Büchertitel.)

Thom. Bartholin de contemtu mortis apud vet.

Monumens Celtiques p. Mallet.

Hr. Dr. Gottfr. Schütze.

Stenders Lettische Grammatik.

Je suis m'ecrivoit ce bon Prince, fort proche des Ennemis et ie n'ai quasi pas un cheval sur le quel je puisse combattre, ni un harnois complet que je puisse endosser: mes chemises sont toutes dechirees; mes pourpoints troues au coude: ma marmite est souvent renversee; et depuis (abgebrochen.)

(Seite 28:)

de disciplina arcani in prima eccles: Pfaff de præjud. Theol. §. XIII. p. 149 in Primitiis Tubingensibus.

Im Elsaß heißt die Terminei Bann der Feldschütze Bannkert.

Inhalt der Baselischen Reformationsordnung zu Pflanzung der Erbarkeit und Ausreutung allerley Misbräuche. 1. Theil. 1769.

(Folgen die Capitelüberschriften dieses und des zweiten Theils u. s. w.)

So bunt aber das einzelne Blatt aussieht, so läßt sich doch das Ganze nach gewissen Richtungen und Interessen ordnen, die uns Anknüpfungen an Goethes Erinnerungen aus dieser Zeit gestatten.

Sprachliches.

Die Uebung im Französischen, einer der Zwecke des Straßburger Aufenthalts, worin sich Goethe (Bd. 26 S. 50 f.) nicht ganz

nach Erwartung gefördert sah, ist in unsern Blättern sichtbar. Zwar von der Vorliebe seiner Jünglingsjahre für Montaigne, Amyot, Rabelais, Marot (das. S. 52), verrathen sie Nichts; aber sie enthalten, als Zeugnisse manichfaltiger französischer Lectüre, aus Sully's Memoiren zwei Stellen (die oben mitgetheilten Briefzeilen Heinrich IV. und die Beschreibung vom wunderlichen Aufzug Heinrichs III.)*, aus de Thou eine (gleichfalls über Heinrich III.)** und außer Aufmerkungen von französischen Schriften, die dem Inhalt mehr als der Form gelten, einzelne Phrasen (S. 11) von Malebranche, (S. 15) von Montesquieu, von Rapin, (S. 26) von Dorat; (S. 6) aus dem Mercure de Fr. ein Couplet von 18 Zeilen, (S .4) elf Alexandriner von Voltaire, und (S. 16) vier gewählte Stellen von Rousseau, die wir noch in anderer Hinsicht anführen werden. Auch sind wohl (S. 5) L'amour paternelle (sic) und Le Voyageur François par Mr. l'Abbé de la Porte der Sprache wegen angemerkt, wie (S. 11) der einzelne Ausdruck Des pastiches, um hin sich einzuprägen. Schon auf der zweiten Seite finden sich Bemerkungen in französischer Sprache, die nicht abgeschrieben, sondern von Goethe selbst zu seiner Uebung gemacht scheinen.

Auch die Rückwirkung dieser Absicht, sich mit der Bildung des Nachbarvolkes zu befreunden, ist bemerkbar. Ein Motto der Erfahrung in diesem Punkt scheint die Sentenz aus Malebranche (S. 11):

Quand on parle comme les autres et selon les idées vulgaires, on ne dit pas toujours ce que l'on pense.

* Je me souviendrai toujours de l'attitude et de l'attirail bizarre où je trouvai ce Prince (Henri III de France) dans son cabinet. Il avoit l'epée au coté, une cape sur les épaules, une petite toque sur la tête, un panier plein de petits chiens pendu a son cou par un large ruban; et il se tenoit si immobile qu'en nous parlant il ne remua ni tête ni pieds ni mains. Sully Livr. II.

** Le chancelier me prédit donc dans la conversation, peu de jours avant que Messieurs de Guise fussent tués, que si le Duc de Guise continuoit à faire de la peine au Roi durant le tems qu'il faisoit, ce Prince le feroit expédier entre quatre murailles sans forme de procès. L'esprit du Roi, ajouta-t'il, s'irrite facilement durant une gelée telle que celle que nous essuyons. Ce tems le rend presque furieux. Thouan.

Und noch bestimmter wird man an das kleine französische Gedicht, das Goethe versuchte, und die unbarmherzige, doch nicht ungründliche Kritik eines Franzosen, die es erfuhr (Bd. 25 S. 237), durch die eigene Bemerkung (S. 15) erinnert:

Wer in einer fremden Sprache schreibt oder dichtet, ist wie einer, der in einem fremden Hause wohnt.

Da dies Gedichtchen * veranlaßt war durch die Empfangsmaßregeln der Straßburger bei der Ankunft der Königin Marie Antoinette im Anfang des Mai 1770, scheint auch unsere Bemerkung in diesem Monat oder wenig später niedergeschrieben. — „Ich erinnere mich nicht, sagt Goethe, nachher je wieder ein französisches Gedicht gemacht zu haben"; und in weiterem Sinne erörtert er (Bd. 26 S. 54), warum er und seine Freunde es aufgeben mußten, den Franzosen in ihrer Gebundenheit an allgemein geforderte äußere Form je zu genügen. „Wir faßten daher den umgekehrten Entschluß, die französische Sprache gänzlich abzulehnen und uns mehr als bisher mit Gewalt und Ernst der Muttersprache zu widmen."

Die letzten vier Blätter der Ephemerides zeigen diese auf das Deutsche gewendete Aufmerksamkeit bis in's einzelne Lexikalische. In der obengegebenen Probe ist schon die Stelle abgedruckt, wornach Goethe damals des Dietrich von Stade Erklärung deutscher Wörter las. Auch die Aufzeichnung eines eigenen Ausdrucks der Elsasser

* Es ist mitgetheilt in Fr. Pfeiffer „Goethes Friederike", Leipzig 1841, S. 13, und lautet:

Lorsque le fils de Dieu descendit sur la terre
Pour bénir les mortels comblés de misère,
On vit de tous côtés se presser sur ses pas
Des boiteux, des perclus gisant sur leur grabats.
Mais lorsque des Français l'auguste reine avance,
Qu'elle pose le pied sur la terre de France,
La police attentive a soin de décréter
Qu'à son royal regard ne doit se présenter
Ni bossu, ni goutteux, ni pauvre apoplectique,
Ni perclus, ni bancal, ni même rachitique.
Comme ça de chez soi Strasbourg fait les honneurs!
O siècle! O temps! O moeurs!

Mundart ist dort miteinbegriffen. Solche Glossen kommen noch weiter vor S. 32—34:

Spännungen Irrungen.

Am Staden noch in Straßburg gebräuchlich. Gay (sic), gemauerter Platz vom Wasser an die Häuser, wahrscheinlich von Gestade.

Stumpfreden Schimpfreden.

Das Geraib alles Eingeweide der abgeschlachten Thiere oder vielmehr alles was nicht als Fleischstück verkauft wird, z. B. Kopf, Zunge.

Ringerung.

Gaffeln Zünfte.

Panzerfegen zwingen und dringen.

Noch mehr Spuren hat unser Heft von Beschäftigung mit Latein. Außer kleinen Citaten aus Ovid, Properz, Juvenal (S. 11. 14), zweien aus Seneca (S. 13. 14), vier aus Cicero (S. 15. 17), kommen eine Verweisung auf Plinius' Briefe (S. 1) und sechs Stellen daraus (S. 13 f.) und aus Quintilians Rhetorik neunzehn vor (S. 11 bis 13). Auch in Manilius' Astronomica las Goethe zu dieser Zeit (S. 3. 14. 18). S. 20 ist Livius citirt; S. 14 die Phrase Graciles vindemiae festgehalten, wie dort des pastiches. Eine philosophirende Stelle S. 10, lateinisch geschrieben, scheint, wie dort die französische, zur Uebung von ihm selbst verfaßt.

Vom Studium des Griechischen hingegen ist nichts zu gewahren als einzelne griech. Ausdrücke in ausgehobenen Stellen latein. Autoren und S. 17 die Bemerkung über Alberti's Ausgabe des Hesychius: Hesychii Lexicon, cura Alberti Th. D. L. Bat. Tom. Sec. prodiit 1766 fol. maj.

Individuelles.

Die Inhaltsbezüge dieser Notizen in den drei Sprachen sind zum Theil ganz individuelle. So ist S. 3 bemerkt:

Manilius in Lib. Astronom. de eo, qui sub signo ♀ natus sit: Hic et scriptor erit velox. *

Hierbei dürfen wir uns gewiß erinnern, daß Goethe gleich im Eingange von Dichtung und Wahrheit erzählt, Venus habe seine Geburtstunde freundlich angeblickt. Auch, was auf der zweiten Seite steht:

Longus homo raro sapiens. Baldus **

schrieb der schlanke Jüngling wohl mit ironischem Lächeln nieder.

Wie hier die Erinnerung an sich selbst stillschweigend sich an lateinische Sprüchlein knüpft, so scheint ein eigenes Erlebniß maskirt in den Zeilen (S. 5), welchen das Datum Febr. beigesetzt ist:

Wie falsch Cleanth die Verdrüßlichkeit seiner Geliebten auslegte, und wie Astolf ein langversagtes Geständniß herauslockte.

Wer mag sagen, ob nicht vielleicht in ähnlicher Symbolik das Andenken an ein freundliches Pfand versteckt sei in der unmittelbar folgenden Aufzeichnung:

Unter den Certifikaten, die man denen Reliquien beilegt, um den Besitzer seines Schatzes wegen sicher zu stellen, und die Gläubigen durch keinen Zweifel verwirren zu lassen, stehet noch unter der Signatur Gratis ubique.

Die französischen Verse auf der folgenden Seite aus dem **Mercure de France, Janv. 1770,** machen sich über St. Aulaire und Chaulieu lustig, indem sie ihr in Gesellschaften heiteres und galantes Alter mit dem grämlichen und verdrießlichen Zustand ihrer häuslichen Einsamkeit in Contrast setzen. Indessen da Goethe in der ersten Zeit zu Straßburg sich mehr unterhalten und zerstreut als innerlich ausgefüllt fühlte, hatten ihn vielleicht vornehmlich die Schlußworte berührt:

* „Manilius in seinem Astronomischen Gedicht sagt von dem, der unter dem Zeichen der Venus geboren: Auch schriftstellern wird er behend."

** „Lange Personen sind selten gescheidt. Balde."

Le plaisir trompe la douleur,

Mais le sentiment y ramène.

Auf der nächsten Seite unten steht:

Wie die Zeit die Betrübniß mildert, so mildert sie auch die Reue.

Andeutender Art sind wohl auch die Verschen aus Ovid und Juvenal S. 11:

Si qua latent, meliora putat. Ov. Met. I, 502.

Quid profuit olim, Hippolyto grave propositum, quid Bellerophonti. Juv. X, 325. *

S. 17: Jerem. 46 in fine (Darum fürchte dich nicht, du Jakob, mein Knecht, spricht der Herr; denn ich bin bei dir. Mit allen Heiden, dahin ich dich verstoßen habe, will ich es ein Ende machen: aber mit dir will ich es nicht ein Ende machen; sondern ich will dich züchtigen mit Maaße, auf daß ich dich nicht ungestraft lasse).

Die Voraussetzung liegt nahe, daß Goethe bei den Anfechtungen des Körpers und Gemüths, von welchen er sich in Straßburg erst allmählig erholte, sich diesen Trostspruch nach dem Beispiel seiner Mutter in der Bibel aufschlug.

Sehr übereinstimmend ferner mit seiner eigenen Empfindung, wie sie der erste unserer Briefe an Mlle. F. ausspricht, ist die Phrase von Dorat, die sich S. 26 abgeschrieben findet:

Presque toutes les autres passions répandent l'homme hors de lui; l'amour le ramène audedans et simplifie son bonheur. Discours Préliminaire des „Baisers."

Und da schon auf der nächsten Seite jene Notizen stehen, die (noch wahrscheinlicher als frühere) auf die Promotions-Abhandlung deuten,

* „Ist was verhüllt, das glaubt er noch schöner;" aus Ovids Metamorphosen I, 502.
— „Was nützte sein strenger Vorsatz einst Hippolyten und was dem Bellerophontes;" aus Juvenals Satyren X, 325.

dürfen wir das Aufzeichnen dieses Spruchs über die Liebe schon mit der Leidenschaft für Friedriken in Verbindung denken.

S. 31 liest man sehr flüchtig hingeworfen:

Wie der Ritter sich anzieht schnell um zur Dame zu gehn, und ihm die Lust drüber vergeht, er aber doch im Schwung ist und eine edle Tath vollendet —

S. 32: Traumgespräch mit einem Juden über die Autorschaft.

S. 33: Als das Wachslicht weggenommen und die Verliebten dunkel gelassen wurden.

Das grose Unheil das der *topf in der Liebes-Avantüre verursachte.

Nachdem wir dies dem neugierigen und scharfsinnigen Leser nicht vorenthalten wollen, mögen von allgemeineren Inhaltsbezügen zunächst die auf Fachstudien folgen.

Das Juristische

sollte Goethe in Straßburg vornehmlich beschäftigen. In Leipzig hatte er davon mehr einen allgemeinen encyklopädischen Ueberblick als eigentliche bestimmte Kenntniß gewonnen (Bd. 25 S. 230). Jetzt bereitete er sich zur Promotion, mit Hilfe der Hefte eines Repetenten, aus deren Fragen und Antworten er sich sogleich ziemlich konnte examiniren lassen, „weil Hopps kleiner juristischer Katechismus mir noch vollkommen im Gedächtniß stand; das Uebrige supplirte ich mit einigem Fleiße und qualificirte mich, wider meinen Willen, auf die leichteste Art zum Candidaten" (S. 232).

Die Spuren davon fehlen nicht in unserem Hefte. Die ersten, die begegnen, sind die Titel zweier Bücher, welche als freispielende, ja launige Anwendungen der positiven Rechtsformen gleichsehr den Dichter wie den Rechtscandidaten anziehen mochten.

S. 3. Jacobi Ayreri historischer Processus naiv, in wel-

chem sich Lucifer über Christum, darum, daß dieser ihm die Hölle zerstöret, eingenommen, die Gefangenen daraus erlöset, und hingegen ihn, Lucifern, gefangen und gebunden habe, beschweeret. Darinn ein ganzer ordentlicher Processus von Anfang der Citation biss auf das Endurtheil, in erster und anderer Instanz, dazu die Form wie in Compromissen gehandelt wird, einverleibet. Fr. 1597. recus. in Process. Juris Joco-serio, Hanoviæ 1611.

S. 4: Ant. Cornelii Querela infantium in limbo clausorum adversus divinum iudicium, apud aequum iudicem proposita. Paris. 1531. 4°. *

Dann finden sich S. 15 Verweisungen auf Thomasii cautelæ circa præcognita iurisprudentiæ Lib. I. Cap. V. §. 62 seq. und auf Schultings Vorjustinianische Jurisprudenz:

Suffragium Leg. 4 (de Malef. et Mathem. pro innoxia incantatione ponitur. — Mosaic. et roman. leg. Collatio Tit. XV de Man(ichæis) et Math(ematicis) Vid. Jurispr. Antijust (sic) Schultingii.

S. 20 stehen folgende zwei schöne Anmerkungen über Freiheit und Gesetz:

Communio bonorum, et libertas, non sunt tam ius, quam bona quædam integræ et incorruptæ naturæ convenientia, quæ depravata natura humana, non poterant amplius retineri.

Eberh. Bronchorst' Εναντιοφανων Assertione III. **

* „Ant. Corneil Klage der Unmündigen in der Vorhölle gegen das göttliche Gericht vor billigem Richter."

** „Gemeinschaft der Güter, und Freiheit, sind nicht sowohl ein Recht, als Güter, die der reinen und unverdorbenen Natur zukommen und bei der Verschlechterung der menschlichen Natur nicht mehr behauptet werden konnten." Aus Bronchorst Enantiophana.

Digna vox est majestate regnantis, legibus alligatum se Principem profiteri: Adeo de auctoritate juris, nostra pendet auctoritas. Et revera majus imperio est, submittere legibus Principatum. Et oraculo præsentis edicti, quod nobis licere non patimur, (aliis) indicamus. l. 4. Cod. de Leg. Impp. Theod. et Valent.*

Allerlei Juristisches kommt gleich nach der Phrase von Dorat über die Liebe S. 26:

Die Erbfolge eine Hauptursache der Ungleichheit.

Stryx de actionibus forensibus investigandis et caute eligendis.

Poena Rotæ in diffamatores statuta. Jus prov. Svev. Cap. XIV.

Volentes enim inhonesta hæc et servilia furta perimere et nostros subjectos in quiete a provincialibus iudicibus conservare: propterea festinavimus gratis administrationes eis dare, ut nec ipsis liceat delinquere — Justinian. Nov. 8 c. 11.

Auf der schon oben gegebenen 27. Seite (wo sich u. A. auch Diss. de abusu rerum meræ facultatis angemerkt findet) läßt sich an der Anführung aus Leyser über den Schilter abnehmen, daß damals Goethe bereits mit seiner Dissertation beschäftigt war. Zum Vorwurf derselben hatte er, nach manchem andern unausgeführten Gedanken, die Behauptung genommen, „daß der Gesetzgeber nicht allein berechtigt, sondern verpflichtet sei, einen gewissen Cultus fest-

* „Wahrhaft königlich ist das Wort, daß der Fürst sich an die Gesetze gebunden bekenne: Ja, von der Macht des Rechtes hängt unsere Macht ab. Und in der That größer als Herrschaft ist die Unterordnung des Fürstenthums unter Gesetze. Kraft gegenwärtigen Edictes zeigen wir also (andern) an, was wir uns selber nicht gestattet wissen wollen.“ Aus den Gesetzen der Kaiser Theod. u. Val.

zusetzen, von welchem weder die Geistlichkeit, noch die Laien sich lossagen dürften" (Bd. 26 S. 42). Zu diesem Behuf war es wohl, daß er A. Leyser Praelectiones in Schilteri jus canonicum las,* wie auch wohl Schultings oben angezogene Vergleichung Mosaischer und Römischer Gesetze, Pfaff de præjud. Theol. (citirt S. 28), und die Baseler Reformationsordnung (ebendas.), in welcher die Capitel von Heiligung des Sonntags, Aufführung während der Predigt, Kirchenkleidung u. A. sein Thema nahe berührten. Ferner mochte ihm diese Arbeit, da er sie zum Theil historisch ausführte, ein besonderer Anlaß sein, Mosheims Kirchengeschichte (citirt S. 29) vorzunehmen und etwa die — nicht näher bezeichnete — Schrift von Lauterbach, aus der er sich S. 33 nur die komische Aeußerung aufgeschrieben hat:

Quia in terris Saxoniæ maturius aliquando (sic?) sapiunt homines. Carpzov. Vid. Lauterbach. 4. **

Endlich war es vielleicht auf demselben Wege, daß er das (uns undeutliche) Citat fand:

S. 34: De extrinseco intellectu prohibito Statut. Genuens. d. a. 1597 lib. I, cap. 16 pag. 23,

mit welchem dies Tagebuch endet.

Dies wäre das Juristische. Als heitere Blicke auf seine praktische Seite können hinzugefügt werden:

Ein Advokatenwitz S. 33:

Die Maler gegen die Weisbinder in einem Prozeß führten an, letztere dürfen nicht mit Oelfarben malen, unter anderm auch darum, weil ein Maler diese Farben erfunden habe. Der Weisbinder-Advokat versetzte, das sei eben als

* Vgl. auch Bd. 26 S. 39: „Einzelne rechtliche Gegenstände interessirten mich hinlänglich, und ich glaubte, da ich mir den braven Leyser zum Vorbild genommen hatte, mit meinem kleinen Menschenverstand ziemlich durchzukommen" u. s. w.

** „Weil in den sächsischen Landen die Menschen zeitiger zu Verstand kommen." Carpzow bei Lauterbach.

wenn ein hochwürdig Ministerium [Geistlichkeit] sich des Artilleriewesens anmaßen wollte, weil der Erfinder des Pulvers ein Mönch war.

Ein Bauerngutachten S. 32:

Einem Bauer, dessen neuer Pfarr Schnecken aß, begegnet ein Amtmann, und fragte, wie steht's. Der Bauer sprach: Ey gut, unser Pfarrer frißt das Ungeziefer; wenn noch der Teufel die Amtleut und Advokaten holt, so sind wir geborgen.

Ein finanzwissenschaftliches Problem S. 4:

Kaiser Franz machte einst die Speculation und zeichnete eine ansehnliche Summe Dukaten eh er sie ausgab, um zu sehen, ob der Umlauf des Gelds sie wieder zu ihm bringen würde. Ich überlasse denen Finanzverständigen zu urtheilen, ob es Gedanke oder Grille war.

Das Medizinische

zog Goethen bereits in Leipzig an, wo er sich aus den Gesprächen seiner Tischgenossen Manches davon merkte (Bd. 25 S. 66). Dann während des kränkelnden Zustandes in Frankfurt ließ er sich mit mystischer Heilkunde ein, operirte selbst auf die Bereitung von Mittelsalzen und Gewinnung jungfräulicher Erde, und lernte gleichzeitig, nebst Boerhaaves chemischem Compendium, dessen Aphorismen kennen (S. 202 f.). Nun in Straßburg wieder in täglichem Umgang mit Medizinern, an einer Akademie, wo gerade diese Fakultät glänzte, folgte er, wenig angestrengt vom juridischen Examensbedarf, dem Zuge und besuchte im zweiten Semester Chemie und Anatomie, das Klinikum und die Entbindungsanstalt (S. 232 f. 252).

Von den zwei verschiedenen, ja entgegengesetzten Phasen, wie die Medizin ihn reizte, hier in ihrer Verquickung mit Kabalistik (S. 314), dort in der Klarheit Hippokratischer Methode (Bd. 26 S. 9), enthalten die Ephemeriden ebenfalls Andeutungen.

Gleich auf der ersten Seite lesen wir vier Anmerkungen von des Paracelsus Lehren, wiewohl nicht im engern Sinn medizinische. Auf derselben finden sich aber auch über jene andere Schule die Notizen:

Themison, Thessalus Trallianus die Stifter der Methodischen Sekte. Prosper Alpinus schrieb diese Lehre in dem Buch de Medicina Methodica.

Diocles von Caryst. ein Med(iziner) sehr in die 7zahl verliebt.

Auch Hippokrates war schon für diese Zahl.

Schulzii Theses ad Mat(eriam) Med(icam). Halæ 46.

Geofroy de Mat. Med.

Wieder von der chemisch-magischen Seite kommen S. 6 zwei Stellen aus dem Tractatus de Pestilentia (wir geben sie später) unmittelbar vor den Versen aus dem Mercure de Fr. Und gleich nach diesen, S. 7:

Nun wisset auch das, daß also luxum corpus nichts anders ist, als allein ein eytele Sperma, die nicht figiret, und recht in seiner Proportion stehet, sondern unvollkommen ist, und ist doch der Corpus, aber luxum, wie ihr in Lepra verstehen möget. De Podagr. lib. II, c. Geomantia.

Darum ich wohl mag reden, dass die Artzt, so die Cadaverum Anatomiam für sich nehmen, nichts als unverständig Leut sind, dann nicht der Cadaver zeigt die Anatomey, dann sie giebt allein die Bein, und des Beins Nachbaaren, noch ist aber die Krankheit nicht da.

Die Kunst ist nichts anders als das Licht der Natur. Ib. Conj. ♃. Olei fellis terræ alchalizati correcti ℥ij.

Liquoris Lyncis, Spongiæ, Iudaici, Cancror. a. ℥iii.

Vermisch das mit einander, cirkulirs auf einen Monat, darnach so gieb davon zu trinken, je mehr je besser, und behalt den Harn beysammen, compelier, und coagulir das sedimen zusammen in ein Massam, so findest du den Stein und seine größe alle. D. B. von den Tart. Krankh. 20 Cap.

Auch hier aber folgen sofort auf diese barocken Stellen aus Paracelsus andere aus einem Hippokratiker. Und wenn schon oben die Anmerkung von der Vorliebe mehrerer Methodiker für die Siebenzahl vielleicht mit der Rücksicht gemacht war, daß in solchen Zügen gleichwohl diese verständigen Naturforscher mit jenen abstrusen Theosophen zusammenstimmen: so scheinen auch hier nicht zufällig aus den Aphorismen des Beobachters gerade solche ausgezogen, von welchen die erstere eine Verkettung des Physischen und Geistigen, die andere einen Zusammenhang des Krankheitlebens mit dem Leben des Planeten anerkennt. Verkettung des Geistigen mit dem Elementaren, Zusammenhang des Makrokosmus mit dem Mikrokosmus ist ja gleichfalls die Voraussetzung der Kabalisten, wie sehr auch das „Licht der Natur" in ihrer Kunst sich trübt und verliert. Der Hippokratiker, der auf dieser Seite unsers Heftes den Paracelsus ablöst, ist B o e r h a a v e; die Bemerkungen betreffen frühe Geistesreife als ein Vorzeichen der Rachitis, und das Verhältniß der Blattern-Epidemie zum Jahreszeitenverlauf:

Inter alia signa Rachitidis morbi advenientis recenset Boerhaave in Aph. 1486 ingenii præmaturum acumen.

De Variol. 1380. Est ut plurimum epidemicus, verno tempore incipiens, aestate crescens, languens autumno, hyeme sequenti fere cedens, vere iterum eodem ordine rediturus. Quo citius in hyeme incipit, eo violentior, quo serius, eo mitior erit mali natura.

Ob ein Rezept, wie die vorige Stelle eins enthält, auch auf S. 5 in der räthselhaften Zeile:

5 — 10 gr. 𝔖 c. min. Foem. del.

enthalten sei, ob sie „fünf bis zehn Gran Kochsalz, Frauen-Arzenei", oder was sonst, bedeute, mögen Gelehrte entscheiden. Sonst findet sich von der achten Seite an — das Emmenagogum auf S. 27, das in der obigen Probe schon gegeben ist, ausgenommen — nichts Medizinisches mehr in unserem Heft; fortgehend aber zeigt sich Aufmerksamkeit auf

Naturlehre.

Bücher für das Studium der Physik sind wohl mehr notirt, als sofort gelesen wurden.

S. 5: L'Art des Expériences par Mr. l'Abbé Nollet, 3 V. 12. pour servir de Suppl. aux leçons de physique.

S. 29: Ewerhardt, Naturlehre (wohl: J. P. Eberhard, Sammlung der ausgemachten Wahrheiten in der Naturlehre, 1755, oder: Vermischte Abhdl. aus d. Naturl. 1766 ff.).

S. 30 folgende 9 Schriften über Elektrizität:

Winckler, Eigenschaften, Wirkungen, Ursachen der Elektrizität. Leipzig 1744.

— Eigenschaften der El. Mat. aus versch. neuen Versuchen erkl. Leipzig 1745.

Versuch einer Erkl. der Ursachen der Elektrizität, von A. G. R. P. M. Breslau 1745.

Gordon, Versuch einer Erklärung der Elektrizität. Erfurt 1745.

Caroli de Cisternai du Fay, Versuche und Abh. von der Elektr. der Körper. Erfurt 1745.

Kratzenstein, vom Nutzen der Elektr. Halle 1745.

Jallabert, Exper. Electr. usibus medicis applicata. Basel 1750.

Waitz, Abh. von der Elektr. und deren Ursachen. Preisschrift nebst zwei andern. Berlin 1745.

Hartmann, Verwandtschaft der Elektr. Materie mit den schröcklichen Lufterscheinungen. Hanov. 1759.

Wir sehen hieraus wenigstens den lebhaften Vorsatz des Jünglings, näher mit diesem geheimnißvollsten Capitel der Physik bekannt zu werden, auf das ihn schon in frühen Knabenjahren ein Hausfreund so neugierig gemacht, daß er sich mit einem alten Spinnrade und einigen Arzneigläsern, als einer improvisirten Elektrisirmaschine, lange Zeit herumquälte (Bd. 24 S. 188).

Etwas bestimmter aber spricht sich an einigen wenigen Spuren unseres Heftes aus, daß jenes Interesse für Farben-Erscheinung, welches in späteren Jahren den Dichter und Betrachter so ernstlich beschäftigen sollte, bereits damals rege war.

Wir können als ein Vorzeichen seiner nachmaligen Uebersetzung des Theophrast über die Farben, sammt den von Wolf gebilligten Emendationen, als ein Vorspiel insbesondere seiner „Farbenbenennungen der Griechen und Römer" (Bd. 53) mit Vergnügen die unbedeutende Glosse S. 13 lesen:

Acutum in coloribus dicitur *τὸ λαμπρὸν*, pressum *τὸ σκοτεινὸν* Vid. Buchner ad Plin. Epist. Lib. VIII. Ep. XX.

Auch finden wir schon auf der ersten Seite angemerkt:

Mémoire sur les ombres coloriés p. Mr. Beguelin. Hist. de l'Acad. Roy. d. Sc. et bell. lett. Année 1767. Berlin.

Und was er von seinen chromatischen Arbeiten 1792 sagt, daß ihn dazu „die schönsten Erfahrungen in freier Welt aufregten, wie sie keine dunkle Kammer, kein Löchlein im Laden geben kann" (Bd. 31 S. 21), das wird belegt — wie schon durch seine Erinnerung (Bd. 25 S. 44) an das seltsame Lichtamphitheater bei Hanau auf dem Wege

nach Leipzig 1764 — nun auch durch eine Aufzeichnung in unserem Tagebuch, niedergeschrieben im Februar 1770:

S. 8: In der Hälfte des Januars erschien folgendes Phänomen. An der Gegend des Horizonts, wo im Sommer die Sonne unterzugehen pflegt, war es ungewöhnlich helle und zwar ein blaulich gelber Schein, wie in der reinsten Sommernacht von dem Ort, wo die Sonne untergegangen ist, heraufscheint. Dieses Licht nahm den vierten Theil des sichtbaren Himmels hinaufzu ein; darüber erschienen rubinrothe Streifen, die sich (zwar etwas ungleich) nach dem lichten Gelb zuzogen. Diese Streifen waren sehr abwechselnd und kamen bis in den Zenith. Man sah die Sterne durchfunkeln. Auf beiden Seiten von Abend und Norden war es von dunkeln Wolken eingefaßt, davon auch einige in dem gelben Scheine schwebten. Ueberhaupt war der Himmel rings umzogen. Die Röthe war so stark, daß sie die Häuser und den Schnee färbte und dauerte ohngefähr eine Stunde von sechs bis 7 Abends. Bald umzog sich der Himmel, und es fiel ein starker Schnee.

Diese angelegentliche Auffassung eines Nordlichts gehört in eine Reihe mit dem innigen Antheil an den Schauspielen von Tags- und Jahreszeit, von deren Genüssen im Sommer des folgenden Jahres (1771) Goethe ein so helles Gedächtniß bewahrte. Bd. 26 S. 31: „Monate lang beglückten uns reine ätherische Morgen, wo der Himmel sich in seiner ganzen Pracht wies, indem er die Erde mit überflüssigem Thau getränkt hatte; und damit dieses Schauspiel nicht zu einfach werde, thürmten sich oft Wolken über die entfernten Berge bald in dieser, bald in jener Gegend. Sie standen Tage, ja Wochen lang, ohne den reinen Himmel zu trüben, und selbst die vorübergehen-

den Gewitter erquickten das Land und verherrlichten das Grün, das schon wieder im Sonnenschein glänzte, ehe es noch abtrocknen konnte. Der doppelte Regenbogen, zweifarbige Säume eines dunkelgrauen, beinah schwarzen himmlischen Bandstreifens waren herrlicher, farbiger, entschiedener, aber auch flüchtiger als ich sie irgend beobachtet."

Dieser Erinnerung an die persönliche Grundlage von Goethes Farbenlehre und von seiner Liebe zur Meteorologie mögen in ähnlichem Sinn, als leichte Hindeutungen auf die künftige Beschäftigung mit Pflanzen- und Thier-Gebilden, hier noch drei Anmerkungen aus unseren Blättern folgen: S. 31 aus Riedesel Reise (durch Sizilien 1771):

Manna ist der Saft von einer Art weißen Birken, im Juli, August, September ausgezogen. Baumwolle, gesäet. Pflanze von 5 palmi; Frucht eröffnete Haselnuß; die früher gemachte Notiz S. 7: Lemerge Vegetatio oder Arborificatio Martii. V. Hist. de l'Acad. des Sciences Année 1707, die in der Nähe des Merzmonats (1770) und im Vorgefühl des Naturerwachens geschrieben scheint; dann (nur durch die Zeile: Wie die Zeit die Betrübniß mildert, so mildert sie auch die Reue von ihr getrennt) folgendes zoologische Fragment S. 8, welches der Beschreibung des Nordlichts unmittelbar vorhergeht:

Die großen, wohlgemästeten Spinnen, die wir im Sommer in denen Geweben sehen, sind, wie man mir versichert hat, die Weibgen dieser Nation, da hingegen das männliche Geschlecht hager und unansehnlich in denen Ritzen des Gemäuers und den Fugen der Balken sich aufhält. Gegen Ende des Sommers ist ihre Paarung, früher oder später, je nachdem das Wetter warm oder kalt war, und es soll ein komischer Spektakel sein, diese abenteuerlich und feindselig aussehende Creaturen Liebe machen zu sehen.

Philosophie und Theologie.

In dem Antheile des jungen Goethe an diesen Wissenschaften ist eine ähnliche Spaltung wie in jenem an Medizin und Naturwissenschaft bemerklich. Auf der einen Seite Streben nach klarer Verständigung durch einen Austausch von Selbsterforschung und Betrachtung gegebener Charaktere, auf der andern im Gefühl des unerschöpften Innern eine Hinneigung zum christlich Mystischen, zum philosophisch Pantheistischen, zum Theurgischen.

Zwar sagt Goethe (Bd. 26 S. 68) von sich und seinen Gesellen dieser Zeit: „Auf philosophische Weise erleuchtet und gefördert zu werden, hatten wir keinen Trieb noch Hang", und indem er den blassen, ungefährlichen Eindruck, den das zum Feuer verdammte **Système de la nature** auf sie gemacht, sehr bezeichnend schildert, nennt er (S. 71) den Schaden, den sie etwa doch von diesem Buche gehabt, „daß wir aller Philosophie, besonders aber der Metaphysik, recht herzlich gram wurden und blieben, dagegen aber auf's lebendige Wissen, Erfahren, Thun und Dichten uns nur desto lebhafter und leidenschaftlicher hinwarfen." Da jedoch hiermit (S. 69) „die Hoffnung" verbunden war, „immer vernünftiger zu werden, uns von den äußern Dingen, ja von uns selbst immer unabhängiger zu machen", so war schon durch die Art dieser Ausschließung selbst zunächst ein gewisses Philosophiren in ethischer und psychologischer Absicht hinwieder eingeschlossen. Und so zeugt auch unser Tagebuch für ein Aufmerken Goethes auf die natürlichen und geselligen Bedingungen menschlicher Entwicklung und Charakterbildung, Fähigkeit und Sittlichkeit, deren Bewandtnisse er in Sprüchen Einsichtiger, in Beispielen und Betrachtungen zu ergreifen sucht; eine Richtung, die ohnehin im Geiste eines geborenen Dichters nicht fehlen konnte.

Mit Uebergehung mancher diesem Sinn gemäßer Zeile, die aber später noch in anderer Beziehung anzuführen sein wird, erwähnen wir zuerst der Bücher, die zu solchem Zweck angemerkt wurden.

S. 11: **Examen des esprits par Huarté.**

Le portrait du charactère des hommes et des siècles p. Barclai (vgl. unten).

Spezieller S. 5: Les grands hommes vengés par Mr. de Sablons II Tom.

Einzelne Aussprüche von psychologischem oder ethischem Bezug:

S. 11: Hebetes vero et indociles, non magis secundum naturam hominum eduntur, quam prodigiosa corpora et monstra insignia. Quint. I, 2.

In quibusdam virtutes non habent gratiam, in quibusdam vitia ipsa delectant. Id. l. II, c. 3. *

S. 13: Mandemus memoriae, quod vir mitissimus, et ob hoc quoque maximus, Thrasea crebro dicere solebat, qui vitia odit, homines odit. Plin: L. VIII. Ep. XXII. **

S. 14: Est dolendi modus, non timendi. VIII, 14.

S. 12: Adeo facilius est multa facere, quam diu. Quint. I, 12.

Minus afficit sensus fatigatio quam cogitatio. Id. ibid.***

S. 16: Occasiones hominem fragilem non faciunt, sed qualis sit ostendunt. Kempis I, 16. †

* „Es liegt eben so in der menschlichen Natur, daß Schwache und Ungelehrige, als daß ungeheuerliche Körper und merkwürdige Unformen vorkommen." Quintilian I, 2.

„An Manchen sind die Tugenden ohne Anmuth, an Manchen die Fehler selbst gefällig." Derselbe II, 3.

** „Merken wir, was der milde und auch darum so große Thrasea oft zu sagen pflegte: Wer die Fehler hasset, haßt die Menschen." Plinius Briefe B. 8 Br. 22.

*** „Schmerz hat ein Maß, Furcht keines." Plin. 8, 14.

„Leichter allerdings thut man Vieles, als Anhaltendes." Quint. I, 12.

„Sinnenermüdung greift minder an als Denken." Ders. das.

† „Gelegenheiten machen keinen schwachen Menschen, sondern zeigen ihn wie er ist." Kempis I, 16.

Als Beweis ferner, daß Goethe Barclays Icon animorum (Seelen-Schilderung), wovon er oben die französische Uebersetzung sich aufmerkte, bald hernach im Originale las, sind folgende Auszüge daraus interessant:

S. 16: Media autem indoles — lætitia capacis animi exuberans, eique non efficta prudentia frenum imponens, ea demum omni pretio major, et ad sapientiæ simulque hilaritatis imaginem exacta est. Barclay Icon Anim. III.

Nimirum ut in regionibus, ubi vulgo, et velut ipso natalium munere, acria aut lepida ingenia exurgunt, pauci ex suæ mediocritatis tenore vel curant vel possunt excedere, ita humilioris veluti fati gentes, et plus antiqua bonitate, quam per vanam subtilitatis culturam ornatæ, interdum ingeniis sunt insignes, quæ propius ad coelum accedant, quam ad terram erant nata. Id. c. V.*

Beispiele von sittlichen Zuständen und Charakteren:

Von volksthümlichen: S. 1: De Moribus germ(anicis) minime ut volunt formatis. Tac. Hist. lib. 4 cap. 46. Pomp. Mela. (Von der angeblichen Sitten-Rohheit der Germanen: Tacitus Historien IV, 46. Pomponius Mela. — Tacitus erzählt dort, wie nach dem Falle des Vitellius und Roms Eroberung durch Vespasians Leute, die besiegten und entwaffneten Vitellianer aufgeboten und

* „Der in der Mitte stehende Charakter aber, der die fröhliche Lebhaftigkeit eines fähigen Geistes hat und sie dabei mit eigener Klugheit zügelt, hat den höchsten Werth und ist zum Muster der Weisheit und der Heiterkeit zugleich gemacht." Barclay Ic. anim. 3.

„So wie in Gegenden, wo gewöhnlich, und gleichsam von Haus aus gute und witzige Köpfe sich finden, nur wenige über die Mittelgüte ihrer Art sich zu erheben bedacht oder fähig sind: so haben Völker, die, so zu sagen, vom Schicksal niedriger gestellt und mehr durch altväterliche Biederkeit als mit den Eitelkeiten feiner Bildung geziert sind, bisweilen Geister aufzuweisen, die dem Himmel näher kommen, als durch ihre Geburt der Erde." Ders. C. 5.

zur Musterung geordnet wurden; wie sie aber, da man gleichzeitig Germanische und Britanische Truppen, auch zur Musterung, aber in Waffen und von ihnen gesondert, aufstellte, böse Absicht argwöhnten. „Besonders der Germanische Soldat gab ihnen Furcht, als sei es bei dieser Absonderung auf ihre Niedermetzlung abgesehen." — Sie irrten aber und befuhren nichts von den Germanen. — Der Geograph Pomponius Mela schildert das rauhe Leben, die wilde Kriegslust und Unabhängigkeitsliebe der alten Deutschen, ohne ihre Güte für Gastfreunde und Milde gegen Schutzbedürftige zu verschweigen.)

S. 3: **Sinensis Imperii Libri Classici Sex. Adultorum Schola, Immutabile Medium, Liber Sententiarum, Memcius, Filialis Observantia, Parvulorum Schola. a Franc. Noel. Pragæ 1711.** *

Einzelne Charakterbilder:

S. 12 und 26: Der bei Frostwetter tolle, in seiner Erscheinung bizarre Heinrich III. (aus de Thou und Sully, s. oben). **

S. 14: Der weichliche Mäcen (**Ne in lectulo quidem nisi ab aliis movebatur. Vivebat tamen et vivere volebat. De Mecænate idem sentiente vid. Senec. Cl.**). *** S. 17:

* Die sechs classischen Bücher des Chinesenreichs: Die Schule der Erwachsenen; die unverrückbare Mitte; das Buch der Sprüche; Memcius (von Mem-tsu, dem Nachfolger des Konfutsee); Kinderpflicht: Schule der Kleinen. Aus dem Chinesischen in's Latein übers. v. Fr. Noel. Prag 1711.

** Ein anderes Beispiel vom Einfluß des Materiellen auf das Geistige enthält das oben angeführte Aphorisma von Boerhaave. — Etwas Erlebtes oder Gehörtes von ähnlichem düsteren Zusammenhang scheint S. 14 in die Erinnerungsworte gefaßt: Von der unglücklichen Frau, deren Blut ihr Gehirn verrückt hatte.

*** „Selbst auf dem Sopha konnte er nicht ohne fremde Hilfe sich bewegen. — Doch lebte er, und lebte gerne. Ueber die gleiche Gesinnung des Mäcenas s. Seneca 101."

Der abergläubische **Pompejus** (Etenim ille — Pompejus — admodum extis et portentis movebatur. Cic. de Div.). *

S. 6: Die grauen Genüßlinge **St. Aulaire** und **Chaulieu** (nach dem Gedicht aus dem Merc. de Fr.); S. 4: **Voltaires** Selbstlob (s. unten); S. 16: **Rousseau**: La postérité n'y verra dans ses erreurs mêmes, que les torts d'un ami de la vertu. Rousseau Lett. à Mr. de Beaumont Arch. de Par.

S. 17 steht: Joannis Vincentii Pinelli Vita a Paulo Gualdo conscripta, Aug. Vind. 1607 in 4 prodiit. Recusa curante Guilielmo Bathesio inter cæteras virorum aliquot illustrium vitas p. 314 quod Opus Lond. 1681 editum; und es läßt sich mehr als eine Beziehung denken, in der dem jungen Goethe Charakter und Leben dieses im 16ten Jahrhundert als Jurist, Mediziner, Mathematiker, Historiker, Münzkenner und Schriftensammler, wie auch durch Leiden und Ende (nach seinem Tode sollen sich fünfzehn Steine in seinem Leib gefunden haben) berühmten Italieners interessiren konnte.

Diese Beispiele, wie die vorher angeführten Urteile, haben freilich, für sich genommen, nichts im engeren Sinn Philosophisches, aber zusammengefaßt, deuten sie, als entlegene Punkte **einer** Peripherie, auf den gemeinsamen Mittelpunkt: ein vielseitiges anthropologisches Interesse. In den Kreis dieser Betrachtung wesentlicher Bedingnisse des Menschlichen und Sittlichen gehört auch noch Folgendes, worin zugleich die Andeutung enthalten ist, daß Goethe solchen Erfahrungsverstand als die wahre Weisheit der Philosophie entgegenzusetzen geneigt war. S. 18:

Ich habe die Briefe des Grafen von Tessins** gelesen;

* **Ueber ihn (Pompejus) hatten Eingeweide und Vorzeichen große Macht.** Cicero, von d. Weissagung.

** Der Graf war schwedischer Staatsminister; seine Briefe, an den Kron-

ein liebenswürdiger, erfahrner Greis blickt aus jeder Zeile. Man sieht, daß seine Klugheit nicht ein Kind der Spekulation, sondern des Lebens ist. Genung, er ist ein Weiser, ohne ein Philosoph zu sein, und eben der Mann für den Platz. Ich bin zu weit von der Majestät, um zu beurtheilen, in wiefern die Schmeicheleien, die er dem Prinzen auf jeder Seite sagt, entschuldigt werden können. Ein freier Menschenverstand und ein zärtliches Herz empfelen das ganze Buch.

Ich bin nie an Hof gewesen, mich interessirte „der Herr und Diener" von Mosern * also nicht. Hofleuten mag er

prinzen von Schweden gerichtet, wurden in's Französische übertragen in zwei verschiedenen, aber gleichzeitigen Ausgaben: Lettres à un jeune prince par un ministre d'état chargé de l'élever etc. traduites du suédois. Londr. & Amst. Harrevelt 1755 in 8. und Lettres au prince royal de Suède, trad. d. s. (par Roger, publ. p. El. Cath. Fréron) Paris. Jombert 1755. 2 Vol. 12.

* Dies Buch erschien zu Frankfurt am M. 1759; in neuer Ausg. 1763. Goethe in seinem Leben, wo er, Bd. 24, der Geschichte seiner Knabenjahre die Umrisse von einer Anzahl ausgezeichneter Männer seiner Heimat einflicht, gedenkt S. 121 auch dieses Karl Friedr. v. Moser, als eines vorzüglichen Mannes, dessen Persönlichkeit nicht sowohl als seine Wirkung in der Nachbarschaft und seine Schriften einen sehr bedeutenden Einfluß auf ihn gehabt. „Auch er hatte einen gründlich sittlichen Charakter, der, weil die Gebrechen der menschlichen Natur ihm wohl manchmal zu schaffen machten, ihn sogar zu den sogenannten Frommen hinzog (vgl. Bd. 26 S. 106); und so wollte er, wie von Loen das Hofleben, eben so das Geschäftsleben einer gewissenhafteren Behandlung entgegenführen. Die große Anzahl der kleinen deutschen Höfe stellte eine Menge von Herren und Dienern dar, wovon die ersten unbedingten Gehorsam verlangten, und die andern meistentheils nur nach ihren Ueberzeugungen wirken und dienen wollten. Es entstand daher ein ewiger Conflict und schnelle Veränderungen und Explosionen, weil die Wirkungen des unbedingteu Handelns im Kleinen viel geschwinder merklich und schädlich werden als im Großen. — Moser wollte als Staats- und Geschäftsmann wirken, und hier gab sein ererbtes, bis zum Metier ausgebildetes Talent ihm eine entschiedene Ausbeute; aber er wollte auch zugleich als Mensch und Bürger handeln und seiner sittlichen Würde so wenig als möglich vergeben. Sein: Herr und Diener, sein Daniel in der Löwengrube (vgl. Goethe ebendas. S. 223), seine Reliquien schildern durchaus die Lage, in welcher er sich zwar

gefallen haben, wie einem eine genaue Landkarte einer Gegend gefällt, die man sehr wohl kennt; aber es scheint auch nur Topographie und keine meistermäßig gemalte Landschaft zu sein.

Nächst diesen Sittenstudien sind auf Philosophie bezüglich einige Anmerkungen, die man zur Pädagogik, Methodik und zur Geschichte der Philosophie rechnen kann.

S. 11: Von Betuleji Art zu lehren vid. B. Crophius Hist. des Augsburg. Gymnas. P. II, p. 122 seq.

Daselbst: Vom Stoiker Chrysipp Pädagogisches:

Nutrices si fieri posset sapientes Chrysippus optavit. — De pædagogis hoc amplius, ut aut sint eruditi plane, quam primam esse curam velim, aut se non esse eruditos sciant.*

Von Platon und den Sokratisch-Platonischen Dialogen:

S. 12: Sophronem mimorum scriptorem Plato adeo probavit, ut suppositos capiti libros ejus cum moreretur habuisse credatur. Q. X.

S. 13: Alii sunt sermones Socratis ad coarguendos qui contra disputant compositi, quos ἐλεγκτικὸς vocant, alii ad præcipiendum qui δογματικοὶ appellantur. Id. II, XV.

Von Epikurs Luftbildern:

Nec vero saltem iis quibus ad evitanda vitia judicii satis

nicht gefoltert, aber doch immer geklemmt fühlte. (Auch Bd. 25 S. 100, wo Goethe von der abstrusen Schreibart der Juristen des vorigen Jahrhunderts und von den Wenigen spricht, die zur Zeit seiner Jünglingsjahre hierin Besseres leisteten, nennt er diesen jüngeren von Moser als einen freien und eigenthümlichen Schriftsteller.) — Bei dieser Art zu denken und zu empfinden mußte er freilich mehrmals andere Dienste suchen, an welchen es ihm seine große Gewandtheit nicht fehlen ließ. Ich erinnere mich seiner (vgl. Bd. 58 S. 99, Bd. 31 S. 60) als eines angenehmen, beweglichen und dabei zarten Mannes."

* „Die Wärterinnen wünschte Chrysippus, wo möglich, weise. — Von den Pädagogen ferner Dieses: daß sie entweder ganz gebildet seien; was ich zuerst und zumeist empfehle; oder es wissen, daß sie keine Bildung haben."

fuit, sufficiat imaginem virtutis effingere, et solam, ut sic dixerim, cutem, vel potius illas Epicuri figuras, quas e summis corporibus dicit effluere. *

Von Giordano Bruno S 2. von Malebranche und der Aenderung seiner Theorie S. 17 (s. unten).

Ist alles dies mehr elementarischer Art, so ließ sich der Jüngling auch darüber hinaus in's eigentliche Philosophiren ein. Zum Zeichen dessen finden wir (S. 21—25) eine Vergleichung des Phädon von M. Mendelssohn (Phädon od. üb. d. Unsterblichk. d. Seele. Berl. 1767) mit dem Platonischen, zwar nicht in der Urschrift, aber der Köhler'schen Uebersetzung (Phädon, übers. von J. B. Köhler. Lübeck 1769). Der Auszug ist so bündig, daß wir ihn ganz geben.

S. 21:

Phädon.

Ein Weiser stirbt gerne. So beginnt das Gespräch. Eine kleine Abhandlung über den Selbstmord. Hier weicht Moses zum erstenmal ab.

Es sei keine Art des Selbstmordes da er jetzt so willig sterbe, behauptet Sokrates.

Hätte ich nicht Hoffnung, sagt er, da wo ich hinkomme wieder weise und gute Gottheiten zu finden, und auch die Seelen der Verstorbenen, die dort weit reiner und heiliger

* „An Sophron, dem Verfasser der Mimen (volksmäßiger Charakterbilder in Gesprächen), hatte Platon solches Gefallen, daß man bei seinem Tode dessen Schriften unter seinem Haupte gefunden haben soll."

„Die Sokratischen Gespräche sind theils auf Widerlegung entgegenstehender Ansichten eingerichtet, die sogenannten elenktischen, theils lehrenden Inhalts, dogmatische genannt." —

„Diejenigen, welche genug Urteil hatten, um Fehler zu vermeiden, werden sich auch nicht begnügen mit einem äußeren Abbilde des Vortrefflichen, gleichsam der blosen Haut desselben, oder besser zu sagen, Epikurs Figuren, wie sie ihm zufolge von der Oberfläche der Körper ausfließen."

sind als hienieden: so wäre es freilich eine Thorheit, den Tod so wenig zu achten und ihm willig in die Arme zu rennen.

Man bittet ihn seine Hoffnungen zu erklären.

Ein Weiser, fängt er an, lernt seine ganze Lebzeit durch sterben.

Der Tod, setzt er voraus, sei eine Trennung des Leibs und der Seele.

Für den Leib sorgt der Weise nicht.

Denn er ist ihm vielmehr beschwerlich. Die Seele kann sich schwer zur Betrachtung der geistigen Wesen erheben. Hier weicht Moses zum zweitenmal ab.

Gereinigt durch die Befreiung vom Körper zu werden, sei des Weisen Hoffnung und Wunsch.

Es gebe Leute, die aus Furcht für andern Uebeln gerne sterben. Das seien keine Weisen.

Ich glaube, allda bessere Freunde zu finden als ich hier verlasse.

(S. 22:) So endet sich der Eingang. Cebes verlangt, bewiesen zu haben, daß die Seele nicht vergänglich sei.

Veränderung heißt, wenn eine entgegengesetzte Bestimmung der ersten an einer Sache folgt.

Dazu alle mittleren Zustände genommen werden müssen. Alles Veränderliche kann keinen Augenblick unverändert bleiben.

Platons Sokrates führt seinen Beweiß hier aus dem Zirkel der Dinge.

Die Folge der Zeit geht in einem fort, und es giebt keine zween Augenblicke, die sich am nächsten sind.

Die Folge der Veränderungen kommt mit der Folge der Zeit überein und ist ebenfalls so stätig, so unzertrennlich, daß man keine Zustände angeben kann, die sich einander die nächsten wären, oder zwischen welchen nicht ein Uebergang stattfinden sollte.

Vom thierischen Leibe.

Wenn wir sagen, die Seele stirbt, so heißt's entweder sie vergeht in einem Wink oder nach und nach.

Zwischen Sein und Nichtsein ist eine entsetzliche Kluft, die von der Natur der Dinge nicht übersprungen werden kann.

Und von Gott haben wir nichts zu fürchten.

Kann die Seele ohne Sinne empfinden?

Sie wird die erhabene, heilige, geistische Gefühle von Schönheit, Ordnung und also von Gott haben.

(S. 23:) Bis hierher hat Platons Sokrates erwiesen, es sei alles Erinnerung was wir in unserm Leben denken.

Und weil wir einen Begriff vom Gleichen hätten, das doch vor unsrer Geburt müsse dagewesen sein, so müsse unsre Seele auch vor unsrer Geburt dagewesen sein.

Das Unsichtbare, Geistische ist nicht zusammengesetzt, unsre Seele auch nicht, kann also nicht getrennt werden, und bleibt also nach dem Tode.

Moses II Abschn. Köhl. Ph. 73.

Simmias nach einer Deklamation von Empfindungen der Unsterblichkeit wirft ein, es könne das was wir Seele nennen, ein Werk der Organisation sein, und sei vergänglich, wie die Harmonie nach zerrissner Leier.

Cebes sagt, es könne wohl die Seele fortdauern, vielleicht aber in einem dummen schlafenden Zustand.

Beim Plato sagt Simmias eben dasselbe. Cebes aber wirft ein, es könne wohl die Seele, obwohl der würdigere Theil, endlich untergehn; wie ein Weber, der viele Kleider sich gewebt, endlich doch stirbt und das Geringere, sein letztes Kleid, zurückläßt.

Ein anders ist Ebenmas, sagt Sokrates beim Moses, ein anders die Empfindung desselben; diese letztere kann nicht anders als einfach sein.

Zusammensetzung ist eine Verbindung entfernter Theile, dadurch entsteht eine Ordnung, oder eine Kraft.

Wenn alle einzelne Theile in einer todten Ruhe liegen, kann das Ganze keine Kraft haben.

(S. 24:) Im Ganzen kann hingegen ein Ebenmas sein, wenn in den Theilen keins ist. Denn Manigfaltigkeit, woraus das Ganze besteht, kommt keinem Theile zu.

Und im Ganzen kann keine Wirksamkeit entstehen, wenn nicht jeder Theil wirksam ist.

In der seelenlosen Natur giebt's kein Zusammenhalten. Die Kraft des Zusammenhaltens im Menschen kann ich nicht durch Harmonie erklären: ich erklärte sie da durch ihre eigne Wirkungen.

Aber vielleicht ist dieses denkende Vermögen eine von den Thätigkeiten des Zusammengesetzten, die von der Lage der Theile wirklich unterschieden, und dennoch nirgends anders als im Zusammengesetzten anzutreffen sind.

Die Bestandtheile unsers Körpers müßten also Kräfte haben, aus denen im Z(usammensein) das Vermögeu zu denken entspringt. Und ihr (dieser Kraft, diesem Vermögen) entweder ähnlich oder unähnlich.

Das Zusammennehmen der einfachen Kräfte, aus welchen eine unähnliche Kraft des Zusammengesetzten entspringen soll, setzt ein denkendes Wesen zum voraus, dem sie in Verbindung anders scheinen als sie sind. Daher kann aus diesem Zusammensetzen das denkende Wesen nicht entspringen.

Also müßten die Theile sich und dem Ganzen ähnlich und auch denkende Kräfte sein.

Und endlich müßten wir doch eine Kraft zugeben, die alle andern versammelte. Oder wir gäben (S. 25) viele Geister zu, da ich nur einen haben will.

Sokrates beim Plato sagt erst, wenn die Seele eine Harmonie wäre, so müßten alle Seelen einander gleich sein. Hernach sei eine Harmonie nichts thätiges.

III Abschnitt.

Sokrates beim M. widerlegt den Zebes * hauptsächlich durch die Betrachtung des Zunehmens von unserer Geburt an, und durch die Empfindung und Bestrebung nach Unendlichkeit, die wir in uns fühlen.

Zeigt endlich die Schwierigkeiten, die ein entgegengesetztes System hat; die Fürtrefflichkeit der Folgen des seinigen. Und schließt mit seinem Tode.

* Oben war Cebes geschrieben; daß wir hier das Z für das C finden, ist Einfluß der damals von Wieland neu eingeführten Schreibung klassischer Namen und Worte, die nachher nicht durchgedrungen ist.

Beim Plato fängt Sokrates an zu erzählen, wie es ihm mit seinen Spekulationen über die Entstehung und Veränderung der Dinge gegangen.

Das Schöne und Gute ist was wirkliches.

Man weiß nicht, auf welche Weise ein Ding etwas werde, als durch die Theilnehmung an dem jedem Dinge eigenen Wesen.

Entgegengesetzte Bestimmungen können sich nicht nur nie miteinander vereinigen, sondern auch andre Sachen leiden nicht, daß in ihnen entgegengesetzte Bestimmungen zusammenkommen.

Die Seele führt das Leben immer mit sich, also kann sie nicht sterben.

Hierauf folgt eine erbauliche Cosmologie, und er stirbt.

Zur Vernunftreligion, der dem Inhalte nach dieses Stück schon angehört, sind noch ein Par andeutende Stellen des Tagebuchs zu erwähnen. In demselben gedenken der Angrenzung von Philosophie und Religion: die Stelle S. 15:

Les diverses sectes de philosophie chez les anciens étoient des espèces de religion. Montesq. p. m. 338.

und das einzelne Beispiel eines Uebergangs, das Goethe sich S. 17 lateinisch angemerkt hat:

Nicol. Malebranche primo Cartesium secutus in libello Recherche de la Verité seu De inquirenda veritate, genuinum ipsius sensum expressit. Secessit vero expost in societatem eorum quos Enthusiastas nominare solemus atque libellum de Natura et Gratia edidit.*

* „Nic. Malebranche schloß zuerst an Descartes sich an und gab in der Schrift Recherche de la Verité ganz dessen Gedanken wieder. Hernachmals

Dem Gegensatze aber der Vernunftreligion mit der positiven gelten folgende Anmerkungen aus Voltaire und aus Rousseau:

S. 4:

J'ai fait plus en mon temps que Luther et Calvin;
On les vit opposer par une erreur fatale
Les abus aux abus, le scandale au scandale;
Parmi les factions ardens à se jetter,
Ils condamnoi(en)t le Pape, et vouloi(en)t l'imiter.
L'Europe par eux tous fut longtemps désolée;
Ils ont troublé la terre, et je l'ai consolée.
J'ai dit aux disputans, l'un sur l'autre acharnés:
Cessez impertinens, cessez infortunés,
Très sots enfants de Dieu, chérissez vous en frères,
Et ne vous mordez plus pour d'absurdes chimères.

Voltaire. *

aber gesellte er sich zu den sogenannten Schwärmern und gab das Buch von der Natur und Gnade heraus."

* Vgl. Bd. 26 S. 60, wo sich Goethe auf sehr durchdachte Weise über Voltaire ausspricht, übrigens gesteht, daß ihn und seine deutschgesinnten Freunde besonders die parteiische Unredlichkeit Voltaires und die Verbildung so vieler würdiger Gegenstände immer mehr abgestoßen. „Er hatte die Religion und die heiligen Bücher, worauf sie gegründet ist, um den sogenannten Pfaffen zu schaden, niemals genug herabsetzen können und mir dadurch manche unangenehme Empfindung erregt." Vgl. S. 103. Auch Goethes Brief des Pastors, dessen Entstehung ziemlich gleichzeitig mit den Ephemerides ist, gehört seinem ganzen Inhalte nach hierher, zumal die Stelle über gewisse Philosophen. „Es liegt ihnen nichts so sehr am Herzen, als die Toleranz, und ihr Spott über alles, was nicht ihre Meinung ist, beweist, wie wenig Friede man von ihnen zu hoffen hat. Ich war recht erfreut, zu hören, daß Ihr Euch niemals mit ihnen gezankt. Man hält einen Aal am Schwanze fester als einen Lacher mit Gründen. Es geschah dem portugiesischen Juden recht, der den Spötter von Ferney Vernunft hören machen wollte; seine Gründe mußten einer Sottise weichen, und anstatt seinen Gegner überführt zu sehen, fertigte ihn dieser sehr tolerant ab und sagte: Bleibt denn Jude, weil ihr es einmal seid. — Bleibt denn Philosoph, weil ihr's einmal seid, und Gott habe Mitleiden mit Euch! So pflege ich zu sagen, wenn ich mit so einem zu thun habe." — „Das Haupt-

S. 16: Le peché originel explique tout, excepté son principe, et c'est ce principe qu'il s'agit d'expliquer. Rousseau Lettre à Mr. de Beaumont Arch. de Par.

J'ai prouvé que toute la gloire du paradis les tentoit moins qu'un morceau de sucre, et qu'ils craignoi(en)t beaucoup plus de s'ennuyer à vèpres que de bruler en enfer. Ibid.

Est-il simple, est-il naturel que Dieu ait été chercher Moise pour parler à Jean Jacques Rousseau.

Was wir von jenen Versen Voltaires nicht voraussetzen dürfen, daß Goethe sie einfach aus Zustimmung und Wohlgefallen abgeschrieben, das ist gewiß von diesen letztern kurzen, aber bedeutenden Zeilen, diesen Perlen, die er bei dem ethischen Denker auflas, anzunehmen. „Rousseau, sagt Goethe (Bd. 26 S. 64), hatte uns wahrhaft zugesagt." Und wenn von den hier bemerkten Sätzen der erste das Dogma von der Erbsünde in sich selbst zurücktreibt, auch der zweite zeigt, daß der Fall, von dem man sie ableiten will, sie schon voraussetzt; so bezeichnet Goethe im „Brief des Pastors", obwohl auf indirekte Weise, dasselbe Dogma als unerklärlich und widersprechend. — „Für die Erbsünde können wir nichts und für die wirkliche auch nichts. Das ist so natürlich, als, daß einer geht, der Füße hat; und darum verlangt Gott zur Seligkeit keine Thaten, keine Tugenden, sondern den einfältigsten Glauben; und durch den Glauben allein wird uns das Verdienst Christi mitgetheilt, so daß wir die Herrschaft der Sünde einigermaßen los werden hier im Leben; und nach unsrem Tode, Gott weiß wie, auch das eingeborene Verderben im Grabe bleibt. Wenn nun

elend der Intoleranz offenbart sich doch am meisten in den Uneinigkeiten der Christen selbst, und das ist was Trauriges. Nicht daß ich meine, man sollte eine Vereinigung suchen; das ist eine Sottise wie die Republik Heinrich des Vierten. Wir sind alle Christen, und Augsburg und Dortrecht machen so wenig einen wesentlichen Unterschied der Religion, als Frankreich und Deutschland in dem Wesen des Menschen." Dazu die folgenden schönen Stellen über Luther und Calvin, Katholiken und Protestanten, Kirchen und Sekten.

der Glaube das Einzige ist, wodurch wir Christi Verdienst uns zueignen, so sagt mir, wie ist's denn mit den Kindern? Die sprecht ihr selig, nicht wahr? Warum denn? Weil sie nicht gesündigt haben! Das ist ein schöner Satz, man wird ja nicht verdammt, weil man sündigt. Und das eingeborne Verderben haben sie ja doch an sich, und werden also nicht aus Verdienst selig. Nun so sagt mir die Art, wie die Gerechtigkeit der menschgewordenen Liebe sich den Kindern mittheilt. Seht, ich finde in dem Beispiel einen Beweis, daß wir nicht wissen, was Gott thut, und daß wir nicht Ursache haben, an Jemandes Seligkeit zu verzweifeln."

Was hier, als Gefühl, zum Grunde liegt, daß die menschliche Natur nicht schlechthin erblich böse, sondern Quell des Guten und Bösen in Einem sei, machte Goethe zwei, drei Jahre nachher sich deutlicher, als er von befreundeten Pietisten durch nichts anders sich geschieden sah, als durch seinen Glauben an einen der menschlichen Natur bei allen erblichen Mängeln unabsprechbaren inwendigen Keim zur geistigen Glückseligkeit. „Von dieser letzteren Ueberzeugung (Bd. 26 S. 307) war ich auf's innigste durchdrungen, ohne es selbst zu wissen, obwohl ich mich mit Mund und Feder zu dem Gegentheile bekannt hatte. — Aus diesem Traume wurde ich gerissen, als ich diese meine, wie mir schien höchst unschuldige Meinung in einem geistlichen Gespräch höchst unumwunden eröffnete, und deßhalb eine große Strafpredigt erdulden mußte." Da erkannte denn Goethe die Kluft, die ihn von jener Lehre trennte und schied von der Gesellschaft dieser Frommen, weil ihm unmöglich schien, der Natur, an die er nach allen Seiten gewiesen, und die ihm in ihrer Herrlichkeit erschienen war, so vielen Wackern, die sich's in der Pflicht, um der Pflicht willen, sauer werden ließen, ja sich selber zu entsagen. Als ein Zeugniß nun, wie viel früher, was hier zur Entscheidung kam, sich schon in ihm bewegte, kann die Aushebung jener Zeilen aus Rousseau gelten. Auch das dritte Sätzchen über Moses, so werth es ist, um sein selbst willen bewahrt zu werden, gewinnt in unserem Tagebuch fast die Bedeutung eines Motto's, wenn wir uns erinnern, daß die erste der „zwei biblischen Fragen", die Goethe gleichzeitig mit dem Brief des

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Pastors drucken ließ, und die ihn schon zu dieser Zeit beschäftigt haben kann, die Gesetzgebung Mosis und ihre partikulare Bestimmung betraf.

Neben diesen Spuren in den Tageblättern von einem verständigen Reflektiren über das Verhältniß des Menschen zur Natur, zur sittlichen Welt, zur Gottheit, hat aber auch die Mystik, die positivere, welche Goethen in Leipzig aus seinem Freunde Langer wohlthätig angesprochen hatte (Bd. 25 S. 187 f.), und die überschwengliche, die ihn dann aus der schönen Seele anwehte, mit der Hinneigung zur Kabbala (S. 200 f.), noch immer einigen Spielraum.

Die Stelle S. 16, die uns verräth, daß Goethe die innigen Ergießungen des Thomas a Kempis gelesen, ist, weil gerade dieses Citat nichts Mystisches enthält, schon oben angeführt. So zeigt auch S. 2 eine an sich nur äußerliche Notiz, daß er einem andern mystischen Theologen des Mittelalters Aufmerksamkeit widmete:

Tauler war Custos und Priester in der teutschen Herren Hause zu Frankfurt v. Arndts Bedenk. über Taulers Theologie.

Von weiteren zwei christlich Begeisterten sind Schriften angemerkt S. 15:

Jean de Bernieres Louvigni das verborgene Leben mit Christo in Gott.

Petri Poiret,* de eruditione solida, superficiaria et falsa Libri III. (Drei Bücher von der dreifachen Gelehrsamkeit, der gründlichen, oberflächlichen und falschen.) Dazu nach einem Zwischensatze die Bemerkung:

Libro Poiretii supra memorati, cum primum Halæ 1694 ederetur, Christian. Thomasius dissertationem junxit, qua mysticus ipse haud parum videbatur; quam tamen postea

* Protestantischer Prediger und philosophirender, gelehrter Mystiker, geb. zu Metz 1646, gest. in Reinsburg bei Leyden 1719.

abstulit, aliam solidiorem, ut dicunt, substituens. Vid. Stolle Phil. Gelahrt. p. 39.*

Jener Zwischensatz berührt, auch nur literarhistorisch, den älteren Theosophen Agrippa von Nettesheim:

De libri Nettesheimiani editione integerrima vid. Schellhorn in Amoen. lit. T. II P. V.

Editionem integram ferunt, quam de anno 1532 in 8 reperimus.

Aus Agrippa wollte Goethe wohl seine Kenntniß der Magie vermehren, wie ferner aus den Schriften des Theophrastus Paracelsus, von dem schon zur Medizin ein Par Sätze zu erwähnen waren. Noch allerlei aus den Traktaten dieses Kabbalisten findet sich im Anfange unserer Tageblätter. Er eröffnet sie S. 1:

Paracelsus von Schülern in einer weichen Schale.

Peuschels Abhandl. der Phisiognomie,** Metoskopie und Chiromantie. Leipz. 1769.

Par(acelsus) redet schon wider die Temperamenten, und sagt, ihr Grund sei nichts als eine fliegende Spekulation. Paragrani Erster Traktat von der Philosophey.

Hierauf folgt von demselben aus Paragrani anderem Traktat von der Astronomey Etwas zur Musik (s. unten).

Dann nach drei anderweitigen Noten:

* „Als jenes Werk von Poiret zum erstenmal 1694 in Halle herauskam, fügte ihm Christian Thomasius eine Dissertation bei, die ihn selbst gar sehr als Mystiker erscheinen ließ; nachmals' aber nahm er sie weg und setzte an ihre Stelle eine andere, wie man sagt, besser haltbare. S. Stolle Phil. Gelahrt. S. 39."

** Also auch schon etwas Physiognomik vor der Befreundung mit Lavater und seinen Bestrebungen. Die Anführung aber dieses Buchs von Peuschel hängt mit der folgenden des Urteils von Paracelsus insofern zusammen, als Peuschel sehr weitläufig über Ursachen, Arten und Aeußerungen der Temperamente handelt.

Par. sagt, Gott habe alle Dinge aus nichts erschaffen im Labyrintho Med. Cap. 5.

Wieder, S. 6:

Also wisset, daß die Spinnen alle aus dem M. M., welches ist ein lufftig, feurig Gift, von den Teuffeln in dem Luft ausgebrütet werden. Tr. 4 de Pestil.

Und wie keine lebendige Creatur ohne eine Gebehrde und Anzeigung ist, wozu dieß zu gebrauchen nutz ist, also ist auch das Gebehrde der Spinnen, wenn sie das Rad macht, eine Anzeigung der Zauberey. Ib.

Endlich S. 7 aus der Geomantia in dem Tr. de Podagra das früher Angeführte über luxum corpus, die Stelle über das Unzulängliche der Anatomie, und aus dem Buch von den tartarischen (oder Weinstein-) Krankheiten das Rezept, um den Stein zu finden.

Insofern man nur diese aphoristischen Aufzeichnungen vor sich hat, kann man freilich sich schwer der Vermuthung enthalten, daß Goethe etwas zu renommiren beliebte, wenn er nachmals behauptete (Bd. 25 S. 314): „Am meisten aber verbarg ich vor Herdern meine mystisch-cabbalistische Chemie und was sich darauf bezog, ob ich mich gleich noch sehr gern heimlich beschäftigte, sie consequenter auszubilden, als man sie mir überliefert hatte." Consequenz möchte die stärkste Seite dieser ganzen Denkweise nicht sein und ist auch jenem kurz vor dem Abgang nach Straßburg erdachten Systeme nicht nachzurühmen, welches Goethe, als eine Frucht seines Umgangs mit Wellings Opus mago-cabalisticum, Paracelsus, Basilius Valentinus, Helmont und Starkey, mit der Aurea Catena Homeri und Arnolds Kirchen- und Ketzer-Geschichte, uns nicht hat vorenthalten wollen (Bd. 25 S. 201. 213). Die Verknüpfung, in die er dort die Trinität mit Lucifer und den Engeln, mit den Letzteren die schwere, feste, finstere Materie, und mit der Ersteren das Licht und den Puls des Lebens bringt, der Prozeß von Abfall und Rückkehr, als dessen Ende der Mensch entsteht, in welchem fortwährende Absonderung mit ewiger Erlösung sich verbindet,

ist freilich Vorstellung einer spekulativen Wahrheit, nur nicht in logischem Zusammenhange, sondern in einer scheinbaren Genesis, mit welcher die Gefälligkeit und Willkühr der Einbildung dem Mangel des Letzteren zu Hilfe kommt. Und so konnte sie wenigstens der Hinblick auf Schüler in weicher Schale, Spinnen-Zauber, luxum corpus und Steinrezept um nichts consequenter machen. Indessen sehen wir aus jenem Versuch und ein Par noch mitzutheilenden Stellen unserer Blätter, daß der Jüngling, in dem allgemein menschlichen Kampfe zwischen anerschaffener Beschränkung und wesentlicher Unendlichkeit, Sätze eines philosophischen Pantheismus, und die Vorstellung der Emanation, mit Liebe ergriff. Solche Gedanken, indem sie das Wirkliche in's Ewige versenkten, die Gottheit nicht nur über, sondern in der Natur faßten, trafen überein mit der Natur des Dichters, mit seinem Triebe, Leben und Erscheinung als Seele und Geist, und das Innigste als wirklich zu schauen.

So zeichnet er sich S. 16 auf:

Cumque omnia completa et referta sint aeterno sensu et mente divina, necesse est cognatione divinorum animorum animos humanos commoveri. Cicero de Divin. I. *

So nimmt er (denn wir dürfen wohl die französische Anmerkung S. 2 ihm selber zuschreiben) mit richtigem Gefühl des tiefsinnigen Giordano Bruno gegen Bayle sich an, obwohl er die Vertheidigung nur allgemein führt und die Grenze der Zustimmung unbestimmt läßt.

S. 2: Je ne suis pas du sentiment de Mr. Bayle à l'égard de Jor. Brunus, et je ne trouve ni d'impiété ni d'absurdité dans les passages qu'il cite, quoique d'ailleurs je ne prétende pas d'excuser cet homme paradoxe.

L'uno, l'infinito, lo ente e quello che è in tutto, e per tutto, anzi è l'istezzo Ubique. E che cossi la infinita di-

* „Und da Alles durchdrungen und erfüllt ist von ewigem Sinne und göttlicher Vernunft, werden nothwendig die Geister der Menschen von der Verwandtschaft göttlicher Geister bewegt." Cicero v. d. Wahrsagung I."

menzione per non esser magnitudine coincide coll' individuo. Come la infinita moltitudine, per non esser numero, coincide coll' unitá. Giord. Brun. Epist. Ded. del Tratt. de la causa, Principio e Uno.

Ce passage mériteroit une explication et une recherche plus philosophiques que le disc. de Mr. Bayle. Il est plus facile de prononcer un passage obscur et contraire à nos notions que de le déchiffrer, et que de suivre les idées d'un grand homme. Il est de même du passage où il plaisante sur une idée de Brunus, que je n'applaudis pas entièrement, si peu que les précédentes, mais que je crois du moins profondes et peut-être fécondes pour un observateur judicieux.

Notez, je vous prie, dit B., une absurdité: il dit que ce n'est point l'être qui fait qu'il y a beaucoup de choses, mais que cette multitude consiste dans ce qui paroit sur la superficie de la substance.

E quello che fa la moltitudine nelle cose non è lo ente, non è la cosa, ma quel che appare, che si rappresenta al senso et nella superficie della cosa. Dial. V, p. 127.*

* „Ich stimme mit Bayle über Jordanus Brunus nicht überein und finde weder Gottlosigkeit noch Abgeschmacktheit in den Stellen, die er anführt, obwohl ich übrigens diesen paradoxen Mann nicht entschuldigen will.

„„Das Eine, das Unendliche, das Seiende und das, was in allem ist und durch alles hin, ist eines und dasselbe überall. Und so fällt die unendliche Dimension, indem sie nicht Größe ist, zusammen mit dem Individuum. Wie die unendliche Vielheit, indem sie nicht Zahl ist, zusammenfällt mit der Einheit."" Giord. Bruno im Zueignungsbriefe der Abhandlung von der Ursache, dem Prinzip und dem Einen.

„Diese Stelle verdiente eine Erklärung und Untersuchung, die philosophischer wären als Bayles Gerede. Es ist leichter, eine Stelle als dunkel und unsern

Wie sich also hier die Empfänglichkeit für spekulativen Pantheismus, wenn auch mit einigem Bedenken ausspricht, so erklärt Goethe an anderer Stelle die Emanationstheorie, als geboten durch die Idee des Absoluten, der Bibellehre nicht widersprechend und in alter Weisheit reichlich bezeugt, für die richtigste. Er thut dies in einer lateinischen Anmerkung zu einem wohl eben gelesenen Capitel der antiquarischen Bibliographie von Fabricius. Denn voran steht S. 10 das Citat:

Ad Fabric. Bibliogr. antiq. p. 234 et seq.

(Es ist dies in dem Abschnitte von Schriftstellern über Götter, Genien, Heilige, das Capitel von Vermengung Gottes mit der Natur; Deus cum natura rerum confusus heißt die Ueberschrift, und es werden als Erzeugnisse einer solchen Vermischung des aktiven und passiven Weltprinzips die mannweiblichen Gottheiten der Egypter, Phönizier, Chaldäer, der Griechen und Römer, Orphiker und Pythagoräer dargestellt. Hierzu bemerkt denn Goethe:)

Separatim de Deo, et natura rerum disserere difficile et periculosum est, eodem modo quam si de corpore et anima sejunctim cogitamus. Animam nonnisi mediante corpore, Deum nonnisi perspecta natura cognoscimus; hinc absurdum mihi videtur, eos absurditatis accusare, qui ratiocinatione maxime philosophica Deum cum mundo conjunxere.

Begriffen zuwiderlaufend vorrücken als sie enträthseln und den Ideen eines großen Mannes folgen. Dies gilt auch von der andern Stelle, wo er über eine Idee des Brunus sich lustig macht, der ich nicht durchaus beipflichte, wie auch den vorhergehenden nicht, sie aber wenigstens tiefsinnig und vielleicht für einen Urteilsfähigen fruchtbar glaube.

„Ich bitte, sagt Bayle, die Abgeschmacktheit zu bemerken: Er sagt, das Sein mache keineswegs, daß es viele Dinge gibt, sondern diese Vielheit bestehe nur in dem Scheine an der Oberfläche der Substanz.

„„Und das, was die Vielheit in den Dingen macht, ist nicht das Seiende, nicht die Ursache, sondern das was erscheint, was dem Sinne sich vorstellt an der Oberfläche der Ursache."" Dial. V, p. 127.

Vierzig Jahre später kam Goethe wieder an Bruno's Schriften und gab darüber ungefähr dasselbe unbestimmt anerkennende Urteil in mineralogischen Ausdrücken ab (Bd. 32 S. 78).

Quæ enim sunt, omnia ad essentiam Dei pertinere necesse est, cum Deus sit unicum existens, et omnia comprehendat. Nec Sacer Codex nostræ sententiæ refragatur, cujus tamen dicta ab uno quoque in sententiam suam torqueri patienter ferimus. Omnis antiquitas ejusdem fuit sententiæ, cui consensui quam multum tribuo. Testimonio enim mihi est virorum tantorum sententia, rectæ rationi quam convenientissimum fuisse systema emanativum, licet nulli subscribere velim sectæ, valdeque doleam, Spinozismum, teterrimis erroribus ex eodem fonte manantibus, doctrinæ huic purissimæ iniquissimum fratrem natum esse. *

Bei diesem Bekenntnisse wird den mit Goethe vertrauten Leser am meisten die Verurtheilung des Spinozismus am Schlusse lebhaft berühren, da kaum drei Jahre später der junge Mann gerade von Spinoza's Ethik eine so bedeutende Wirkung erfahren, Beruhigung seiner Leidenschaften durch ihn, und die Eröffnung einer großen und freien Aussicht über die sinnliche und sittliche Welt empfinden sollte (Bd. 26 S. 290). Indessen ist der Contrast so groß nicht, als er scheint. Denn die Verwerfung des Spinozismus vor der Bekanntschaft mit ihm selbst ist natürlich nur auf Eindrücke fremder Urteile und geg-

* „Getrennt über Gott und Natur abhandeln, ist schwierig und mißlich, eben als wenn wir über Leib und Seele gesondert denken. Wir erkennen die Seele nur durch das Mittel des Leibes, Gott nur durch die durchschaute Natur; daher scheint es mir verkehrt, Denker der Verkehrtheit zu zeihen, die ganz philosophisch Gott mit der Welt verknüpft haben. Denn was ist, muß nothwendig alles zum Wesen Gottes gehören, weil Gott das einzige Wirkliche ist und alles umfaßt. Die heilige Schrift ist unserem Urteil auch nicht entgegen; obwohl wir ihre Aussprüche einem jeden nach seinem Urteil zu drehen gestatten. Und das ganze Alterthum erkannte ebenso; eine Uebereinstimmung, auf die ich großes Gewicht lege. Denn mir zeugt das Urteil so großer Männer für die Vernunftmäßigkeit jenes Systems, wornach die Welt von Gott ausfließt; wenn ich auch zu keiner Schule schwören will und sehr bedaure, daß im Spinozismus, da auch die ärgsten Irrthümer dieselbe Quelle haben, dieser so reinen Lehre ein so böser Bruder erwachsen ist."

nerischer Vorstellungen begründet.* Und was Goethe nach der Bekanntschaft — außer dem mächtigen Eindruck von der Charakterhöhe dieses Weisen — gewann, war weder ein philosophisches System, noch eine neue Denkart, sondern gerade die Bestärkung in eben dem Glauben, den er schon hier äußert, daß Gott und Natur durch einander anzuschauen seien (vgl. Bd. 32 S. 72). Dieser Glaube war in ihm energisch, war Eins mit seinem Dichtertalent, seinem Berufe, darstellend sein Selbst zu ergreifen, dichtend Erfahrung und Natur zu verklären. So mögen wir nun in unserer Musterung seiner Tageblätter zu Dem übergehen, was direkter auf diesen Beruf hindeutet, zu seinen ästhetischen und poetischen Studien. Eigentlich gehört alles Bisherige dazu; das Sprachliche, weil es das Bewußtsein von dem Mittel und Symbol seiner Kunst erweiterte und stärkte; das Individuelle, als Herd und Zündstoff seines Dichtens; das Juristische, weil er es theils nur als Formübung wie andere, theils mit vorwiegender Rücksicht auf das allgemein Menschliche trieb; das Medizinische und Naturlehrende, Anthropologische und Theologische; denn seine Poesie sollte es mit dem Wirklichen aufnehmen, in diesem selbst mußte er also das Bedeutende und Bewußte, im kleinen Kosmus den großen, im Leib die Seele, in Willen und Sitte Natur und Offenbarung erfassen. Darum auch sein Zug zur Magie, weil sie den Körperstoff wie ein Denkendes, das Element als Dämon, die Welt als einen Geisterreigen ansieht und die Natur dem Willen zu überliefern verspricht. Selbst sein Schwanken zwischen allem diesem, die Inconsequenz im Denken, das Ueberspringen im Treiben war der Bestimmung zum Dichter gemäß. Denn nicht der durchdrungene Begriff ist es, der zur schaffenden Einbildung treibt, sondern der in Erfahren und Befremden, Lieb' und Leiden bewegte, in Ahnung und Lust verwickelte, der sich im lebendigen Widerspruche des Selbst hervorbringen muß; nicht die geschlossene Fertigkeit, die zweckbewußt und sicher in eine

* Jener Poiret, z. B., der in einer oben gegebenen Anmerkung Goethes vorkommt, eiferte gegen Spinoza als einen boshaften Atheisten, ein Werkzeug des Teufels. Auch konnte Bayle, in dessen Dictionnaire ja Goethe damals las, einen falschen Begriff von Spinoza in ihm erregen.

bekannte Ordnung eingreift, kann Poesie werden, nur die so mit sich und den Gegenständen ringende, daß sie weder den Stoff der Vorstellung aufzehrt, noch ihr Resultat einer äußeren Ordnung übergibt, sondern in den geistigen Abschluß, den sie durch ihn findet, zwar den Schein des Stoffes mit hereinnimmt, sonst aber über seine Zusammenhänge mit der Welt der Dinge und Zwecke unbefangen genug ist, um in der symbolischen Vorstellung abschließen zu können. Alles Treiben des jungen Goethe hat diese weder reintheoretische, noch reinpraktische, sondern theoretisch-praktische Bedeutung. Dies gilt auch von Dem, was in unserem Heft auf geschichtliche oder kritische Studien der Kunst und Dichtung hinweist. Der Zweck ist nicht Gelehrsamkeit, nicht Theorie, sondern Umblick und Verständigung, ermunternde Anregung und Bestärkung auf guten Wegen.

Aesthetik und Poetik.

Goethes Liebe zur **bildenden Kunst**, früh erweckt und genährt durch die Neigung seines Vaters und Umgang mit Künstlern, hatte sich in Leipzig unter Oesers Einfluß gesteigert und in gewissen Richtungen gebildet. In Straßburg fand sie neue Anregung. Am Münster ward seine Bewunderung zur eingehenden Betrachtung, als deren Ergebniß dann 1772 das feurige Schriftchen: „Von deutscher Baukunst D. M. Erwini a Steinbach" herauskam. Die Teppiche nach Rafaels Cartons führten im Frühjahr 1770 ihn wiederholt auf die Rheininsel in jenes zum Empfang der Königin gebaute Lusthaus, wo daneben die Hautelissen nach neueren Franzosen die Kritik seines beleidigten Gefühls aufriefen (Bd. 25 S. 234 f.). Seine Ausflüge boten ihm manche Anschauung und ließen ihn römische und mittelzeitige Alterthümer beachten (S. 331. Bd. 26 S. 47, 48, 78 f.). Eigene Versuche wurden fortgesetzt und zum Theil durch sein Liebesverhältniß veranlaßt (Bd. 26 S. 18, 32). Die Ephemerides enthalten denn auch Einiges, was er in Hinsicht der Kunst damals las oder sich vormerkte. Dahin gehört von dem oben Angeführten: Le voyageur françois von de la Porte; sofern dieses zwar mehr des Styls als

Inhalts wegen gelobte Werk eine Art Kunststatistik einbegreift. Außerdem sind zwei Reisewerke über Italien zu erwähnen, Riedesels Reise, aus der Goethe nebst den oben gegebenen Zeilen über Pflanzen (S. 31) sich die Erinnerung hinwarf: Morrealese, sizilianischer Raphael, und Montfaucons Tagebuch, woraus er die Inschrift (S. 10) sich aufschrieb:

D. O. M.

Flaminio Vaccæ sculptori Romano, qui in operibus, quæ fecit, nunquam sibi satisfecit.

Montfaucon in Diario Italico p. 105.

(Flaminius Vacca, dem römischen Bildner, der in seinen Werken, was er auch that, sich nie genug that.

Montfaucons Diarium Ital. S. 105.)

Ein Kupferwerk von Kunstarbeiten ist S. 6 angemerkt:

Recueil des ouvrages en serrurerie que Stanislas a fait faire pour la place royale de Nancy par Jean Damour. Nancy.

Den Antheil an gleichzeitigen Kunstlehren belegt folgende Bemerkung, die nicht ohne Rücksicht auf den eigenen Dilettantismus gemacht ist. S. 20:

Rede bei Eröffnung der Londoner Akademie von Reynolds.* Enthält fürtreffliche Erinnerungen eines Künstlers über die Bildung junger Mahler; er dringt besonders auf die Correktion und auf das Gefühl der Idealischen stillen Größe.** Er hat recht. Genies werden dadurch unendlich

* Rede bei Eröffnung der Königl. Akademie der Künste zu London am 2. Januar 1769, gehalten von deren Präsidenten Herrn Josua Reynolds. Leipzig 1769.

** Ein Oeserscher Terminus. Vgl. Goethes Brief an Reich 20. Februar 1770: „Sein (Oesers) Unterricht wird auf mein ganzes Leben Folge haben. Er lehrte mich, das Ideal der Schönheit sei Einfalt und Stille, und daraus folgt, daß kein Jüngling Meister werden könne. Es ist ein Glück, wenn man

erhaben, und kleine Geister wenigstens etwas, die sonst, wenn sie mit einem Feuer, das sie nicht haben, ihre Manier beleben wollen, dem Hanswurst gleich sind, der die leichten Sprünge einer Seiltänzerin mit übelm Succeß nachäfft.

Wie hier die Auffassung an den Einfluß Winkelmann'scher Theorie erinnert, der sich Goethen in Leipzig durch Oeser mitgetheilt hatte, so zeigt eine andere Stelle des Tagebuchs die Fortdauer jener ebenfalls in der Leipziger Studienzeit bereits erfahrenen Einwirkung von Lessings Laokoon, die uns Goethe (Bd. 25 S. 161 f.) so nachdrücklich geschildert hat. Aus irgend einem der zahlreichen Aufsätze, die das kritische Buch hervorrief, scheint Goethe die folgenden Einwürfe, vielleicht zu weiterer Prüfung und Erwägung, ausgehoben zu haben. S. 9:

Lessings Laok. p. 16: „Wuth und Verzweiflung schändete keines von ihren Werken. Ich darf behaupten, daß sie nie eine Furie gebildet haben."

In der Note zeigt er, daß nicht Furien, sondern Mägde mit tædis (Kienfackeln) bei der Althäa stehen;* und ich bin

sich von dieser Wahrheit nicht erst durch eine traurige Erfahrung zu überzeugen braucht." Reynolds Eröffnungsrede, die allerdings Regelrichtigkeit vom Schüler verlangt, sagt Nichts von idealischer stiller Größe; nur daß darin die Methode großer Meister der überhasteten Originalität, Sauberkeit und Modelltreue der flinken Hand, auch dem Farben- oder Stoffglanz die Anmut der Gewandung und Gestaltung vorgezogen wird. Wäre in Goethes Note nicht ausdrücklich die Eröffnungsrede genannt, so könnte man glauben, es sei die dritte der akademischen Reden (vom 14. Dezember 1770) gemeint, in welcher Reynolds vom Idealen, vom großen Styl handelt, den er einerseits auf naturvolle Einfalt, andererseits auf Geistesadel zurückführt. Auch die vierte (Dez. 1771) erklärt sich über Größe und Einfalt, ideal beauty of form or propriety of expression.

* In einem Relief nämlich, welches den Meleager auf dem Sterbebett und daneben am brennenden Herde seine Mutter (Althäa) darstellt, die, erzürnt über ihn, seinen Tod dadurch herbeiführt, daß sie ein Scheit den Flammen übergibt. Denn zugleich mit diesem Scheit (so hatten bei Meleagers Geburt die Parzen gesungen) mußte sich des Sohnes Leben verzehren.

gerne seiner Meinung, wie auch über den Kopf auf der Scheibe gegen die Mitte und gleichsam als auf der Gränze.* Lessing bekennt selbst, es sei heftiger Schmerz, und wer es ansieht, wird gern mit mir einig sein, daß es wirkliche Verzerrung ist. Sollte man wohl Wuth und Verzerrung stärker ausdrücken können. Zwar daß der Künstler nicht Meleagern so gebildet hat, sondern gleichsam ein Beiwesen mit dem Hauptgedanken des Stücks verzieret, weil er zu schrecklich war, ist ein Beweis für Lessing, aber nur so weit ich seiner Meinung bin.** Die Alten, wie ich anderswo zu beweisen gesucht habe, scheuten nicht so sehr das Häßliche als das Falsche, und verstunden auch die schrecklichsten Verzerrungen, in schönen Gesichtern, zur Schönheit zu machen. Denn ich will gerne Lessing zu Liebe glauben, daß der Kupferstecher

* Die Scheibe ist ein großes Schild; der Kopf (eigentlich Brustbild) darauf ist eine Gorgo-Medusa, als Schildzeichen. Es war ein seltsamer Irrthum Lessings, hier den Kopf Meleagers zu sehen, welchen mit seinem heftigen Schmerzausdruck der Künstler gleichsam zum Uebergang in den folgenden Zeitpunkt (Meleagers gleich daneben vorgestellten Tod) gebraucht habe. Die Bezeichnung „gegen die Mitte" geht auf die ganze Relief-Vorstellung, da der Schild an der linken Seite des Hauptbildes am Boden steht, „gleichsam auf der Gränze" des Hauptbildes, indem er von der letzten derjenigen Figuren, die sich zum Sterbebett Meleagers drängen, den unteren Theil verdeckt und dahinter die Thür des Gemaches zu sehen ist.

** Beide Voraussetzungen sind unrichtig: daß der Künstler zum Hauptgedanken Wuth und Verzweiflung gehabt, und daß er sie in einem Beiwesen ausgedrückt, um den Helden nicht damit zu entstellen. Da es uralte und dauernde Sitte der Griechen war, Medusenhäupter und andere Schreckbilder auf ihre Schilde zu setzen, konnte der Künstler mit einer so gewöhnlichen Erscheinung nichts Besonderes, den Affekt der Szene Betreffendes andeuten wollen, sondern bezeichnete mit dem tüchtigen Schlachtschilde nur, daß es ein Kriegsheld sei, den man hier sterben sieht; höchstens kann er den Gegensatz seiner ehemaligen Stärke und jetzigen Rettungslosigkeit durch den Contrast der anschaulichen Furchtbarkeit seines Waffens mit der Entkräftung im Antlitze des Sterbenden in's Gefühl zu bringen beabsichtigt haben.

(ich habe es in Barbaults Werke gesehen) einige Züge verdorben hat;* denn ich weiß ohne das, daß ein Kupferstich ist wie eine Uebersetzung, man muß die beste wieder in Gedanken übersetzen, um den Geist des Originals zu fühlen. Aber noch etwas. Nach Lessings Grundsätzen bleibt hier der Künstler unter dem Dichter; denn Ovid (Metamorph. VIII, 517) sagt magnos superat virtute dolores („er bezwingt die Qualen mit männlichem Geiste"), und der Künstler hatte nichts von diesem Gefühl. Ovid hat keinen Uebergang wie der Künstler von der Wuth zur Mattigkeit und dem Tod.**

* Barbault Les plus beaux monuments de Rome ancienne 1761 fol. T. I, pl. 72 gibt das Relief, von dem die Rede ist. Uebrigens darf die Schuld nicht eben im Kupferstecher gesucht werden, wenn solche Reliefs römischer Sarkophage, welche größtentheils, obschon auf Grundlagen einer trefflichen Ueberlieferung von Composition und Styl, ziemlich fabrikmäßig gearbeitet wurden, den hohen Begriffen, die man von griechischer Kunstschönheit sich gebildet, nicht in jedem Ausdruck entsprechen.

** Der Uebergang beim Künstler ist darein gesetzt, daß ein früherer Moment der Wuth, nach der obigen Voraussetzung, in einem Beiwesen angedeutet, der spätere der Mattigkeit und des Todes an Meleager selbst ausgedrückt sei. Ovid dagegen läßt den Meleager im Gefühl verzehrender Schmerzen einfach seine Heldenwürde bis zum Verscheiden behaupten. Dies wäre denn das Umgekehrte von Lessings Regel, daß der Dichter vermöge der successiven Wirkung seiner Kunst, indem er Handlungen und Uebergänge gibt, sich auf mehr und gewaltsamere Affekte einlassen könne, als der bildende Künstler, dessen gestaltende, an einen Hauptmoment gebundene, auf das Erforderniß der Schönheit hingewiesene Kunstform den Affektenausdruck in Wandel und Grad beschränke. In Wahrheit bildet das Beispiel keinen Widerspruch. Jener Uebergang beruht auf unhaltbarer Deutung. Meleagers Ausdruck im Relief ist der des Leidens und Hinsterbens; warum der schmerzenbemeisternde Heldensinn nicht so angelegentlich im Marmor ausgedrückt sei, beantwortet sich jeder leicht. Ovid konnte freilich mit leichter Mühe die brennenden Qualen und die Selbstbeherrschung in einem Athem nennen. Ebendarin aber hat er, zum Belege von Lessings Grundsatz, ein doppeltes, einen Contrast, wo der Künstler sich auf das Einfache beschränkte. Ueberdies bewegt sich das Pathos der Fabel nicht im Todeskampfe des Meleager, sondern in Althäens Kampfe zwischen Schwesterliebe und Muttergefühl, Rachsucht und Reue; und ihre Verzweiflung ist es, die sowohl Ovid des Breiteren ausführt, als auch die Meleagerreliefs im heftig gewendeten Motiv und den Zügen des Gesichtes auszusprechen suchen.

Es ist mir das wieder ein Beweis, daß man die Fürtrefflichkeit der Alten in etwas anders als der Bildung der Schönheit zu suchen hat.

Wenn auch die Worte: Die Alten, wie ich anderswo zu beweisen gesucht habe u. s. w. schwerlich erlauben werden, das Vorstehende Goethen selbst zuzuschreiben, so war zum wenigsten die mit ihnen verbundene und im Schlußsatz wiederholte Behauptung seiner damaligen Ansicht gemäß. Denn das Schwanken zwischen folgerichtiger Formklarheit und überspringender Phantasie-Ermächtigung, welches seine Studien mischte, die medizinischen in Methodik und Magie, die philosophischen in Anthropologie und Kabbala, die theologischen in Rationalismus und Mystik theilte, wiederholte sich ähnlich in seiner Aesthetik. Auf der einen Seite das Oeser'sche Form-Ideal von stiller Größe, einfältiger Schönheit, auf der andern die Anerkennung einer regelfreien, auf ihre eigene ursprüngliche Nothwendigkeit und Naturwahrheit gegründeten schöpferischen Empfindung. „Zu dir (sagt er in seinem Erwin), theurer Jüngling, gesell' ich mich, der du bewegt dastehst, und die Widersprüche nicht vereinigen kannst, die sich in deiner Seele kreuzen, bald die unwiderstehliche Macht des großen Ganzen fühlst, bald mich einen Träumer schiltst, daß ich da Schönheit sehe, wo du nur Stärke und Rauhheit siehst. Laß einen Mißverstand uns nicht trennen, laß die weiche Lehre neuerer Schönheitelei dich für das bedeutende Rauhe nicht verzärteln, daß nicht zuletzt deine kränkelnde Empfindung nur eine unbedeutende Glätte ertragen könne. — Die Kunst ist lange bildend, eh sie schön ist, und doch so wahre, große Kunst, ja oft wahrer und größer als die schöne selbst. Denn in dem Menschen ist eine bildende Natur, die gleich sich thätig beweist, wenn seine Existenz gesichert ist. Sobald er nichts zu sorgen und zu fürchten hat, greift der Halbgott, wirksam in seiner Ruhe, umher nach Stoff, ihm seinen Geist einzuhauchen. Und so modelt der Wilde u. s. w. Und laßt die Bildnerei aus den willkührlichsten Formen bestehen, sie wird ohne Gestaltsverhältniß zusammenstimmen, denn Eine Empfindung schuf sie zum charakteristischen Ganzen. Diese charakteristische Kunst ist nun die einzige wahre. Wenn sie aus inniger, einzi-

ger, eigner, selbständiger Empfindung um sich wirkt, unbekümmert, ja unwissend alles Fremden, da mag sie aus rauher Wildheit, oder aus gebildeter Empfindsamkeit geboren werden, sie ist ganz und lebendig."

Wir gehen zu einigen Anmerkungen weiter, die sich auf Musik beziehen.

S. 12: Pythagoram accepimus, concitatos ad vim pudicæ domui afferendam juvenes, jussa mutare in spondæum modos tibicina, composuisse. Q. I, 10.*

S. 1: Dannhäuser und Fraw von Weissenburg scheinen theoretisch und tiefsinnig von der Musik geschrieben zu haben; Paracelsus sagt von ihren Werken, es dönet wol dem, der genung darvon hat, und frewet niemands baß, dann den Singer selbs. Paragrani andrer Trakt. von der Astronomey.

S. 5: Ein Componist, dem ein Text zu bearbeiten vorgelegt wird, hat besonders auf folgende 4 Stücke zu sehen. 1 Auf den grammatikalischen Accent, oder auf die Länge und Kürze der Sylben, um prosodisch richtig zu deklamiren; 2 auf die logikalischen Abtheilungen der Rede, um mit Verstande zu deklamiren; 3 auf den oratorischen Accent, um der vorhabenden Empfindung gemäß zu deklamiren; 4 auf das Eigenthümliche seiner Kunst, um nicht blos Deklamateur, sondern Musikus zugleich zu sein. Musikal. Nachrichten und Anmerk. Leipz. 1770. 4 St.

In Rücksicht der Poetik ist zunächst im Tagebuch zu bemerken, daß Goethe zwar den Quintilian (wohl zur Aufklärung über die Er-

* „Einst soll Pythagoras junge Männer, die in der Ausgelassenheit sich an einem anständigen Hause Gewalt erlauben wollten, dadurch zur Ruhe gebracht haben, daß er ihre Flötenspielerin zur spondeischen (bei Opferhandlungen und Feiergesängen üblichen) Weise übergehen hieß." Quintil. I, 10.

forderniſſe redneriſcher Bildung) las, vornehmlich aber ſolche Stellen aushob, welche das Unzulängliche gelehrter Zubereitung oder Nachahmung, und die Wichtigkeit von Natur, Gabe, Leben berühren.

Vom Studium:

S. 12: Mihi non invenuste dici videtur, aliud esse latine, aliud grammatice loqui. Quint. I, 6.

S. 12: Persequi quidem quod quisque unquam vel contemtissimorum hominum dixerit aut nimiæ miseriæ aut inanis jactantiæ est, et detinet atque obruit ingenia melius aliis vacatura. Id. I, 8.

Ex quo mihi inter virtutes grammatici habebitur, aliqua nescire. Ibid.

S. 14: Quotus enim quisque tam patiens, ut velit discere, quod in usu non sit habiturus. Plin. Ep. VIII, 14. *

Vom Nachahmen:

S. 13: Plerumque facilius est plus facere, quam idem. Quint. X, 2.**

Von der Anlage:

S. 12: Erit plenius interim corpus, quod mox adulta ætas adstringat. Hinc spes roboris. Maciem namque et in-

* „Ich finde die Bemerkung nicht unfein, ein Anderes ſei aus lebendigem, ein Anderes aus ſprachgelehrtem Munde reden.“ Quint. I, 6.

„Allem ohne Unterſchied nachzugehen, was jemals und ſelbſt von den unbedeutendſten Leuten vorgebracht worden, iſt ängſtliche Kleinlichkeit oder leere Prahlerei, und nimmt dem Geiſte Zeit und Kraft für beſſere Beſchäftigung.“ Daſ. I, 8.

„So rechn' ich nun zu den Vorzügen des Gebildeten auch den, Einiges nicht zu wiſſen.“ Daſ.

„Wie viele oder Wenige hätten auch ſo viel Geduld, daß ſie Dinge lernen wollten, wovon ſie doch keinen Gebrauch machen.“ Plinius Briefe VIII, 14.

** Meiſt iſt es leichter, mehr, als eben daſſelbe zu thun.“ Quint. X, 2.

firmitatem in posterum minari solet protinus omnibus membris expressus infans. Quint. II, 4. *

Von der Natürlichkeit:

Numquid tu melius dicere vis quam potes? Id. X, 3. **

Beispiel einer einfach kräftigen Rede S. 20:

Die Rede des alten Horaz. Livius I. (26).

Ueber attischen Witz verweist sich Goethe auf Cicero, S. 15:

De sale Attico. Cic. Ep. VII, 31.

Vom Ueberarbeiten:

S. 13: Omnia enim nostra dum nascuntur placent, alias nec scriberentur. Sed redeamus ad judicium et retractemus suspectam facilitatem. Ibid. ***

Vom Effekt:

S. 13: Excitat, qui dicit, spiritu ipso, nec imagine et ambitu rerum, sed rebus incendit. Q. X, 1. †

Anderer Effekt:

S. 15: Uti bonos floribus, ita lapidibus petitos malos poetas notat Casaubonus ad Athenæum p. 431. ††

Auch eine französische Phrase über Dichtergabe:

S. 11: L'homme d'esprit peut bien faire un couplet, mais il faut être poète pour en faire trois.

* „Vorerst mag der Leib etwas zu völlig sein, um bald im Heranreifen gedrungner zu werden. Das verspricht Stärke. Denn ein Kind, das gleich in allen Gliedern ausgeformt ist, droht für seine Zukunft Magerkeit und Schwäche." Quint. II, 4.

** „Willst du etwa besser reden als du kannst?" Das. X, 3.

*** „Im Entstehen gefällt uns das Unsrige immer; sonst schrieben wir's nicht. Aber kehren wir zur Prüfung zurück und steuern der verdächtigen Leichtigkeit." Das.

† „Durch den lebendigen Hauch ergreift freie Rede die Hörer, die nicht mit dem Bild und Abriß der Sache, mit der Sache selbst hinreißt." Q. X, 1.

†† „Daß die Dichter geworfen wurden, die guten mit Blumen, die schlechten mit Steinen, bemerkt Casaubon zum Athenäus S. 431."

Zur Theorie der Dichtungsarten, S. 4:

Aesopus oder Versuch über den Unterschied zwischen Fabel und Mährgen von Ernst Lud. Dan. Huch. 1769. Die Aesopische Fabel (sagt der Verfasser) unterscheidet sich von dem Mährgen durch den Knoten, vom Beispiele durch erdichtete Handlungen, vom Apologen durch erdichtete Handlungen lebendiger Wesen, von der Mythologie durch erdichtete Handlungen würklicher Wesen, von der Parabel durch erdichtete Handlungen unvernünftiger Wesen, und von der Erdichtung in Gedanken durch den Ausdruck.

Hier sei beiläufig bemerkt, daß unter unsern Handschriften auch zwei vereinzelte Folioblätter mit Fabeln, die sich Goethe übersetzt hat, sich befinden. Das eine (dessen Rückseite unbeschrieben ist) enthält unter der Aufschrift Phædrus die zwei ersten Fabeln desselben: der Wolf und das Lamm und die Frösche, das andere (mit gleichfalls leerer Rückseite) unter der Aufschrift Aesopus eben diese Fabeln (Nr. 230 und 167), vor ihnen aber die 189ste Zevs und die Schlange, und die 8te die Füchse.

Ueber ältere und neuere Dichter:

In Dörings „Goethe — in den J. 1757—75" steht in einem Briefe vom 16. April 1770: — „Doch lern' ich Griechisch; denn daß Sie's wissen, ich habe in dieser Zeit meine griechische Weisheit so vermehrt, daß ich fast den Homer ohne Uebersetzung lese." Unser Tagebuch hat für Homer nur die schon oben angezogene, wahrscheinlich blos vorgemerkte Notiz auf S. 27:

Blakwell über den Homer (Th. Blackwell Enquiry into the life and writings of Homer. Lond. 1735. 3 ed. 1757).

Ebenfalls nur für künftige Lesung festgehalten scheint die unmittelbar folgende Notiz:

Hurd über Horazens Poetik und Brief an Mezen (Rich. Hurd Commentary on Horace's Ars Poetica

1749. Reprinted with the addition of two Dissertations and a Letter to Mr. Mason on the Marks of Imitation 1757. 4 ed. corr. and enlarged 1765).

Eine Gegeneinanderstellung zweier lateinischen Dichter, eines alten und eines neueren, folgt S. 18 f. auf das Urteil über die Briefe des Gr. Tessin und über Mosers Herr und Diener:

Ich fing des Manilius Astronomikon zu lesen an und mußte es bald aus der Hand legen. So sehr dieser philosophische Dichter sein Werk mit großen Gedanken verziert, vermag er doch der Unfruchtbarkeit seines Süjets nicht aufzuhelfen. Es fiel mir dabei die Königliche Grille Ludwigs des Großen ein, der so viel Unkosten verschwendete, um eine Wüste zum Paradies umzuschaffen. — Dagegen las ich gleich um diese Zeit eines Neueren, Calvidii Leti .....*; er hat dieses Süjet mit der liebenswürdigsten Manier und den angenehmsten lateinischen Versen bearbeitet. Ein guter Freund warf mir ein, da ich ihm sagte, es gefiel mir dieses gar wohl und besser als der Manilius selbst, es sei das Süjet was uns mehr anzöge als das andre, und nicht die Dichtkunst; allein ich meine doch, man müsse selbst die übeln Wirkungen eines Süjets auf Rechnung des Dichters schreiben. Es ist seine Schuld, daß er es gewählt hat.

Auch ein Werk über die berühmten italienischen Dichter (auf

* Der Titel, für den Goethe hier eine Lücke gelassen, ist Callipaedia seu de pulchrae prolis habenda ratione („Kinderblüth, oder von der Erzielung schöner Nachkommen"), herausgegeben 1655. Der Verf. Calvidius Lætus hieß eigentlich Claude Quillet, geboren zu Anfang des 17. Jahrhunderts, gestorben 1661. Er schrieb auch eine Henricias in 12 Büchern. — Ein Citat unseres Tagebuchs aus einem andern neulateinischen Dichter, Balde, ist schon oben angeführt.

das er vielleicht zuerst durch eine Anführung in Lessings Laokoon war aufmerksam gemacht worden) las Goethe in dieser Zeit; wie die ausgezogene Stelle S. 17 beweist:

Der wichtigste Nachtheil aber, welchen der große Schutz vielleicht nach sich zieht, den die schönen Wissenschaften bei Regenten finden, ist dieser, daß so viele blos witzige Köpfe sich an Arbeiten wagen, die nur dem Genie zukommen. Meinhard II, 7. (Meinhardt Versuch über den Char. u. d. Werke der besten ital. Dichter. Der erste Theil erschien 1763, der zweite, wo unsere Stelle im Anfang des Aufsatzes über Lorenzo von Medici steht, 1764, der dritte 1774.)

Zwei Einzelheiten, zur italienischen Poesie gehörig, sind S. 16 aus einer französischen Quelle angemerkt:

Tauria, Comédie par Mich. Ange Buonarotti, le neveu du fameux Mich. Ange.

Scenario, le canevas de toute une pièce, rempli par les acteurs à l'impromptu, dits improvisatores.

Von deutschen Dichtern ist nur Ramler erwähnt in der Bemerkung S. 11:

Rammlers Ode an Hymen ist eine offenbare Nachahmung des Catullischen Epithalamii.

Von englischen (außer der flüchtigen Notiz S. 29: Smollet Autor Peregr. Pickel) nur Shakspeare viermal:

S. 3: Romeo und Julie ist eben das Süjet von Pyramus und Thisbe.

S. 13: Diogenes von Sinope dialogirt sehr in der Manier von John Falstaff. Oft eine Laune, die mehr Wendung als Gedanke ist.

Unmittelbar vorher steht das Citat:

Richard II von Shakespear V Aufz. II Scene. (Es ist der höchst drastische Auftritt, wo der Herzog von York seines Sohnes Mitverschwörung zum Königsmord gewahr werdend, sofort nach Pferd und Stiefeln ruft, und die Herzogin, die den Grund seiner Hineile zum König aus seiner Aufregung ahnt und entgegenbringend ihm abfrägt, dem Diener wehren, den verstummenden Sohn zum Widerstand und den Vater durch die bündigste Beredsamkeit ihres Muttergefühls zum Mitleid bringen will, da er aber mit barscher Entschiedenheit durchbricht, den Sohn ihm voranzueilen treibt und sich selbst voll Entschlossenheit aufmacht, damit die Losbitte der Anklage zuvorkomme.)

S. 14: Die ausgehobene Stelle aus „König Johann":

Ich sah einen Schmidt mit seinem Hammer, der, indeß daß sein Eisen auf dem Ambos erkaltete, mit offnem Maul die Zeitungen eines Schneiders einschlang, der mit seinem Ellstab und seiner Scheer in der Hand, in halbangezognen Schuhen, die er vor Eilfertigkeit an den unrechten Fuß gesteckt hatte, von viel tausend tapfern Franzosen erzählte, die in Kent in Schlachtordnung stünden; bis ein andrer hagrer ungewaschner Handwerksmann seiner Erzählung ein Ende machte, und von Arthurs Tod erzälte. Shakespears Johann sine terra (4 Aufz. 2 Sc.; nach Wielands Uebersetzung mit ganz kleinen Abweichungen).

In seinem Leben sagt uns Goethe (Bd. 26 S. 71 f.), wie er schon in Leipzig mit dem großen Britten durch Dodds beauties of Shakspeare bekannt geworden, und ihn daraus die herrlichen Eigenheiten, die großen Sprüche, die treffenden Schilderungen, die humoristischen Züge, alles einzeln und gewaltig getroffen; wie dann Wielands Uebersetzung erschien (1762—66) und als prosaische, was der dichterischen Form abging, durch Gemeinverständlichkeit, durch verbreitete und in gewissem Sinne desto reinere Wirkung ersetzte. Denn „das eigentlich tief und gründlich Wirksame, das wahrhaft Ausbildende und Förbernde ist das-

jenige, was vom Dichter übrig bleibt, wenn er in Prose übersetzt wird." Auch möchte — dürfen wir vielleicht hinzusetzen — Goethes Abfassung seiner älteren Dramen in Prosa nicht ohne Zusammenhang damit sein, daß er die anregenden Eindrücke der Shakspeareschen Muse vornehmlich in der Prosaform der Wielandschen Verdeutschung empfangen hatte; oder wenn bei ihm die Wahl der Prosa sich schon aus dem damals vorherrschenden Streben nach Natürlichkeit und Wahrheit des Ausdrucks erklärt, so war auch dieses Streben nicht am wenigsten durch die schlichte, blendungslosere, den Gehalt einfacher darlegende Gestalt bestärkt worden, in welcher Shakspeare aus der Uebertragung auf ihn gewirkt hatte. In Straßburg steigerte sich diese Wirkung zum Enthusiasmus, dessen Ernstlichkeit Herder, dessen humoristische Wendungen Lenz theilte, von dem alle Freunde mitbewegt wurden. Diese Einverstandenen waren fast ebenso, wie es bibelfeste Männer gibt, shakspearefest. Und Goethe verschweigt nicht, daß es der Einfluß dieses mächtigen Geistes war, der sie vor der Ausgleitung und wenigstens versuchsweisen Hingebung an die rohe Natur durch höhere, freiere und eben so wahre als dichterische Weltansichten und Geistesgenüsse geschützt. Wenn er nebstbei von einer „Billigkeit und Schonung" spricht, die wir neueren Deutschen uns untereinander versagend diesem Dichter reichlich zugewendet, wenn er ausführlicher nur die Freude der Straßburger Genossen an seinen Quibbles, ihre Nachbildung der „Ausschweifungen und Auswüchse des shakspeareschen Genies", die Neigung zum Absurden, die „seltsamen Gesinnungen" erwähnt, zu welchen „eigentlich Lessing in seiner Dramaturgie das erste Signal gegeben": so vergessen wir nicht, daß zwischen diesem Rückblick auf Shakspeares Wirkung und der Wirkung selbst auf den Jünglingsgeist mehr als fünfzig Jahre liegen. Zu einer Zeit, wo Goethe urteilte, daß „der tragische Gehalt von Romeo und Julie durch Mercutio und die Amme beinahe ganz zerstört werde,"* konnte er das hebende und bildende Eingreifen jenes Schöpfungsodems in seinen Frühling nicht mehr kräftig genug wiederfühlen, nicht unbefangen genug sich entwickeln. Im Wilhelm Meister, dessen Abfassungszeit dieser Ein-

* Bd. 45 S. 54. Vgl. Bd. 36 S. 169. 170.

wirkung noch um mehr als die Hälfte näher war als die von Dichtung und Wahrheit, konnte er davon einige tiefere Andeutungen geben und wußte noch am Shakspeareschen Drama „in Sonderbarkeiten, in anscheinenden Unschicklichkeiten einen großen Sinn" zu finden, nannte es nicht Schonung, wenn man ihn „ganz und unzerstückt" wollte, und gesellte auch der motivirten Aenderung an Shakspeares Dichtung die Empfindung bei, daß damit „das Original nur verdorben werde." Sehr belehrend aber würde sein, wer aus den Gestaltungen des Götz und des Faust sowohl die Erfolge der Begeisterung durch Shakspeare, als auch die freie Wendung derselben im eigenen Genius zu scheiden verstünde. Für dieses Verhältniß des jungen Goethe zum Tragiker ohne Gleichen sind es kleine, doch nicht zu verachtende Beiträge, die unser Tagebuch dort in einem Blick auf das Fabelmotiv von Romeo und Julie oder auf die Geistesverwandtschaft des fetten Sir John mit dem genügsamsten aller Philosophen, hier in der Aufmerkung zweier Stellen gibt, deren eine ein Muster von Schilderung der Wirklichkeit, die andere typischbrauchbar ist, um an ihr zu zeigen, wie das Drama den Charakter als Handlung und die Handlung als Charakter in der Energie eines Moments darzustellen habe.

Noch eine andere damals neugewonnene Nahrung für Goethes Dichtergeist deuten die Ephemerides an; einen Gewinn, der im Zusammenhange steht mit Herders Aufenthalt in Straßburg (September 1770 — April 1771). „In Leipzig, sagt Goethe Bd. 25 S. 301, hatte ich mir eher ein enges und abgezirkeltes Wesen angewöhnt — meine allgemeine Kenntniß der deutschen Literatur konnte durch meinen Frankfurter Zustand nicht erweitert werden — was seit einigen Jahren in der weiten literarischen Welt vorgegangen, war mir meistens fremd geblieben. Nun wurde ich auf einmal durch Herder mit allem neuen Streben und mit allen den Richtungen bekannt, welche dasselbe zu nehmen schien." Hierzu ist besonders die steigende Umsicht zu rechnen, mit der man begann, die Poesie an ihren culturgeschichtlichen und volksthümlichen Wurzeln zu fassen: das Studium der nordisch-mythischen Dichtung, der Balladen, der Volkslieder. Dahin gehören die Anmerkungen S. 27:

Bücher zur Skaldischen Literatur.

Hikesii Thesaurus ling. Septentrional. (Georg Hickes. Linguar. veter. septentrional. Thesaurus grammaticus criticus T. VI, fol. 1703—1705).

Olai Wormii litt. Runica. et alia ipsius scripta (O. W. Antiquitates Danicæ de Literatura f. 1651. — Fasci Danici LIII f. 1643. — Libri VI Monumentorum Dan. f. 1643. — De Danica Literatura 1693).

Edda.

Saxon. Gramm. hist. Danica.

Thom. Bartholin de contemtu mortis apud vet. (eigentlich: De causis contemtæ mortis a Danis adhuc gentilibus 1689. Auch von Lessing im Laokoon angeführt.)

Monumens Celtiques p. Mallet (P. H. Mallet Monumens de la mythologie et de la poésie des Celtes [Uebersetzung der Edda] enthalten in Introduction à l'histoire de Dannemark etc. Copenhague 1755 — 56, 2 tom. 1 vol. 4°.; auch als Buch für sich 1756; später wieder ausgegeb. u. d. T. Edda).

H. D. Gottfr. Schütze († 1784, verfaßte u. a: Drei kleine Schutzschriften für die alten deutsch. u. nord. Völker. 2 Bde. 8. Leipz. 1746—57. Der Lehrbegriff der alten deutsch. u. nord. Völker v. d. Zust. d. Seele nach dem Tode. 8. Leipz. 1750. Disquisitio historica de cultu Saxonum religioso, priscis Danis ac Germanis familiari, limitibus arctioribus circumscribendo. 4°. Lips. 1760).

Schon die nicht buchstäblich genaue Anführung dieser Werke leitet darauf, daß sie nicht aus Büchern gezogen, sondern vom Munde aufgenommen, durch das Gedächtniß oder die Schreibtafel in's Tagebuch getragen worden. Nun sagt Goethe (Bd. 25 S. 306), daß er

durch Herder mit der Poesie in einem andern Sinne als bisher, und der ihm sehr zusagte, bekannt geworden, indem „die ältesten Urkunden als Poesie das Zeugniß gaben, daß die Dichtkunst überhaupt eine Welt- und Völkergabe sei, nicht ein Privaterbtheil einiger feinen gebildeten Männer" („Ich verschlang das alles, und je heftiger ich im Empfangen, desto freigebiger war er im Geben"). Und da er an anderer Stelle (Bd. 26 S. 143) nachträgt, daß er die Fabeln der Edda aus der Vorrede zu Mallets Dänischer Geschichte (eben den **Monumens Celtiques** des obigen Verzeichnisses) kennen gelernt, und Herder ihm den Resenius (**Edda Islandorum 1665**) in die Hände gegeben und mit den Heldensagen ihn mehr bekannt gemacht habe: so können wir kaum irren, wenn wir die vorstehende Literatur als ganz oder größtentheils aus Herders Mittheilungen unmittelbar nach anregenden Gesprächen aufgezeichnet betrachten.* Auch folgt sofort auf derselben Seite

Stenders Lettische Grammatik (Braunschw. 1761—.)

Und warum sonst wird sich Goethe sie zu studiren vorgesetzt haben, als weil ihm Herder die Lettischen Volkslieder mit dem Interesse, das er schon in Riga an ihnen nahm, beschrieb oder vorwies?**

* In seinen „Briefen über Ossian u. die Lieder alt. V." verweist Herder über das Rhythmische in den Gesängen der Skandinavier u. a. auf Worm und Bartholin, führt Regner Lodbrogs Sterbegesang aus den Runen des Worm, und den Hickes mit a. dafür an, daß die Skaldische Rhythmik nicht auf Skandinavien und Island beschränkt gewesen. In den Stimm. d. V. B. 4 ist Nr. 1 aus Hickes Thesaur. genommen; zu Nr. 2 bemerkt: Bartholin hat den Gesang unvollständig, Mallet arg verstümmelt; Nr. 6 als eine Probe bezeichnet, wie sich der Uebersetzer — eine Reihe von Jahren zurück, da von der nordischen Bardenpoesie noch nichts erhellet war — diese berühmten Stücke dachte. — In einem ungedruckten, 1772 von Goethe an Herder gerichteten Briefe, dessen Kenntniß wir gütiger Mittheilung der von Herderschen Familie verdanken, steht: „Von Celtischen und Galischen Sprachen soll nächstens etwas folgen; es fehlen mir noch gewisse Bücher, die ich bald kriegen muß."

** S. Stimm. d. V. B. I, 4 (Esthn. Hochzeitlieder mit der Einl.) und 9 (Lettische L. mit d. Einl. aus den gelehrt. Beiträgen. Riga 1764) und den Aufsatz: Aehnlichk. der mittlern engl. u. deutsch. Dichtk. (Ausg. in 1 Bd. S. 311) „Esthen und Letten — ihre Gesänge der Art sind nicht so gesammelt als die Lieder der Isländer, Dänen, Schweden, geschweige der Engländer, Hersen und Briten, oder gar der südlichen Völker."

Im Kreise desselben durch Herder so lebhaft geweckten Interesses lag denn auch, was Goethe sich S. 31 notirt hat:

Ancient Scottish Poems. Publishd from the MS. of George Bannatyne 1568. 12. 1770. (London. Cadell).

In seiner Schilderung dieses lehrreichen, fruchtbaren Einflusses erwähnt Goethe auch ausdrücklich (Bd. 25 S. 306) Herders Antreiben, „die Ueberlieferungen von Volkspoesie im Elsaß aufzusuchen“;* ungedruckte Briefe, die er nach Bückeburg an Herder schrieb, enthalten Beweise seiner eingedenken Bemühung; und unter den uns anvertrauten Handschriften sind viertehalb Bogen mit acht Volksliedern von Goethes reinlicher, fester Schrift. Man findet in H. Stimm. d. V. im 5. B. Nr. 5 zum „Lied vom jungen Grafen“ die Bemerkung: „Aus dem Munde des Volks im Elsaß“. Unsere Handschrift hat es nicht, aber in jener ungedruckten Sendung Goethes nach Bückeburg ist es (als Nr. 3) sammt der Anmerkung zu Vers 2 wörtlich übereinstimmend gegeben, nur daß es im 7. Vers heißt: „Fragt er nach jüngster Nonne“ und dem Schluß noch angehängt ist:

„So soll's den stolzen Knaben geh'n, Die trachten nach großem Gut. Nimm einer ein schwarzbraun Maidelein, Wenn's ihm gefallen thut.“

Nr. 8 bei Herder: das Lied vom eifersüchtigen Knaben, wo die Vorbemerkung vom Anschlusse des Elsasser Dialekts an die Melodie spricht, ist in der genannten Goetheschen Handschrift vom dritten Verse an erhalten (und jene Sendung enthält es ganz, als Nr. 4).**

* Vergl. auch Wagners Briefe an J. H. Merk S. 12. 23. 27. 42., und Briefe an u. v. Merk S. 31. 36.

** Alles wie bei Herder bis auf die Dialekt-Varianten V. 2: „Setz dich es ein klein Weil nieder“, V. 3: „Ich kann und mag es nicht sitzen“, V. 5 l. 3.: „Wie bitter wird mir es der Tod“. In seiner Rezension von des Knaben Wunderhorn 1806 sagt Goethe von diesem Liede (282): „Das Wehen und Weben der räthselhaft mordgeschichtlichen Romanzen ist hier höchst lebhaft zu fühlen.“

So hat sie auch das Lied vom Herrn von Falkenstein (in der brieflichen Sendung das erste), wie es Herder (Nr. 10, „aus der mündlichen Sage") gibt. * Außerdem enthält sie noch folgende:

Das Lied vom Pfalzgrafen (in der Briefsendung das zweite), im Wesentlichen dasselbe, das im Wunderhorn (I, 259) „der Pfalzgraf am Rhein" genannt und in der Anzeige des Wunderhorns in der Jenaer Literaturzeitung von Goethe mit den Worten charakterisirt ist: „Barbarische Fabel und gemäßer Vortrag"; in Anderem übereinkommend mit der breiteren Gestalt desselben Liedes, die das Wunderhorn (II, 272) unter dem Titel „der grobe Bruder" gibt. **

* Im Goetheschen Text ist nur der Dialekt auch hier mehr beibehalten, z. B.

V. 2: Wohin, wonaus d. sch. M.
Was machen ihr —
So reiten ihr —
V. 4: So will ich euch beten um den G. m. u. dgl.

Auch dies Lied ward im Wunderhorn wiederholt (255). Goethe nennt es in der Rezension desselben „von der guten, zarten, innigen Romanzenart." Vgl. auch Uhland d. Volkslieder Bd. I, S. 294 f. 1012.

** Im Einzelnen von beiden abweichend, wie auch von der noch jüngeren Gestalt bei Zuccalmaglio S. 187, weßhalb es hier folgen mag:

Es fuhr ein Fuhrknecht über den Rhein,
Er kehrt beim jungen Pfalzgrafen ein:
Ach, Pfalzgraf, lieber Pfalzgraf mein,
Wo hast dein adlichs Schwesterlein.

(Die Briefsendung hat: Gott grüß dich Pfalzgraf hübsch und fein, Wo hast du dein u. s. w.)

Was hast du nach meiner Schwester zu fragen
Sie ist dir viel zu adelich.
Soll sie mir viel zu adlich sein,
Sie hat fürwahr ein Kindlein klein.
Hat sie fürwahr ein Kindlein klein,
So soll sie nimmer mein Schwester sein.
Es stund nicht länger als drei Tag an,
Die junge Gräfin gefahren kam.
Als nun die Gräfin gefahren kam,
Der jung Graf ihr entgegensprang.
Gott grüß dich Schwester hübsch und fein,
Wo hast dein artlich Kindelein.

(Die Briefsendung hat nach: Wo hast du dein artlich Kindlein klein, die Anmerkung: „Hier fehlt die Strophe, worin sie das Kind ableugnet.")

Er nimmt sie bei ihrer schneeweißen Hand
Und führt sie nach Holland zu dem Tanz.

Das Lied vom Grafen Friederich (das neunte der Sendung von Herder), eben das, welches im Wunderhorn (II, 289) als fliegendes Blatt aus der Schweiz gegeben ist, wo es einige Verse mehr, ein Par andere aber nicht hat, die sich hier ähnlich wie in der zweiten Form des Liedes im Wunderhorn (294) und, mit jenen, bei Uhland (Bd. I, S. 277 vgl. 1012) vorfinden.

Das Lied vom verkleideten Grafen (der Sendung sechstes), inhaltsverwandt mit Muskatbaum (Wunderhorn III, S. 48. Uhland S. 231 f. 1009) und dem jüngeren Lied, „der Küchenjunge und die Königstochter" bei Zuccalmaglio S. 164. — Hier lautet es:

Es werbt eines jungen Grafen Sohn
Um's Königs seine Tochter,
Er werbt drei Tag und sieben Jahr
Und konnt sie nicht erwerben.

Er tanzt am Winter die lange Nacht,
Bis daß ihr die Milch zur Brust ausbrach.
Ach Bruder hör auf, dann es ist gnug,
Daheime weint mein Fleisch und Blut.
Er nimmt sie an ihrem schneeweißen Arm
Und führt sie in die Kammer, daß Gott erbarm.
Er tritt sie am Winter die lange Nacht,
Bis daß man Lung' und Leber sach.
Ach Bruder hör' auf, dann es ist gnug,
Es gehört dem König von England zu.
Ach Schwester hätt'st du's mir eh gesagt
Es wär' mir ein lieber Schwager gewest.

(Die Briefsendung gibt auch den Schluß, ausgeführter als das Wunderhorn, folgendermaßen:

Es stund kein halb Vierteljahr mehr an,
Der König von England geritten kam.
Gott grüß dich, Pfalzgraf hübsch und fein,
Wo hast du dein adlich Schwesterlein.
Was hast nach meiner Schwester zu fragen?
Sie ist jetzt todt, lebt nimmermehr.
Ist sie jetzt todt und lebt nimmermehr,
So hast du sie um's Leben gebracht.
Was zog er aus, sein glitzrig Schwert,
Er stach's dem Pfalzgrafen durch sein Herz.
Gelt Pfalzgraf, gelt, jetzt hast dein Lohn,
Warum hast deine Schwester nicht leben lohn.
Er nahm das Kindlein wohl auf den Arm:
Jetzt haben wir keine Mutter mehr, daß Gott erbarm!
Er wiegt das Kindlein in süße Ruh,
Und ritt mit ihm nach England zu.

Und da die sieben Jahr ummer waren,
Ein Brieflein thut sie schreiben,
Leg du dir weibisch Kleiderlein an,
Flecht dir dein Haar in Seiden.

Er reit vor seiner Schwester Thür,
Schwester bist du darinne.
Ach leih mir deinen braunseidenen Rock,
Flecht mir mein Haar in Seide.

Sie legt sich's aus und zieht's ihm an,
Flecht ihm sein Haar in Seide,
Sie legt ihm ein Silbergesteckmesserle dran.
Er reit wohl über grün Haide.

Und da er auf die Haid naus kam,
Gar höflich thät sie singen,
Da war der Herr König und auch sein Kind
In einem hohen Zimmer.

Ach Papa, lieber Papa mein,
Wer kann so höflich singen,
Es singet fürwahr eine schöne Jungfrau,
Daß durch die Berge thut dringen.

Laß du sie nur reiten, laß du sie nur gehn,
Sie reit auf rechter Straßen,
Und wann sie heimkommt vor unser Schloßthür,
Zum Stallknecht muß sie schlafen.

Ach Papa, lieber Papa mein,
Das wär' uns beiden ein Schande,
Es schickt so mancher edle Herr
Sein Kind in fremde Lande.

Da es nun war am Abend spat,
Vor die Schloßthür kam sie geritten,
Sie klopft mit ihrem Goldringelein an:
Feinslieb bist du darinne.

Und da sie in das Schloß neinkam,
Der König thät sie gleich fragen:
Sei du uns willkommen, du schöne Jungfrau,
Oder hast du es ein Manne.

Ich hab es kein Mann und will es kein Mann,
Ein Jungfer will ich bleiben,
Und wenn ich bei seiner Tochter es wär,
Die Zeit thät sie mir vertreiben.

Hast du es kein Mann und willst es kein Mann,
Willst du ein Jungfer bleiben,
So mußt du zu meiner Tochter schlafen,
Ihr Bett ist klare Seiden.

Und da es war um Mitternacht,
Dem König träumt's so schwer,
Daß es fürwahr ein schön jung Knab
Bei seiner Tochter wär.

Der Herr König und der war ein artlicher Herr,
Bald thät er ein Licht anzünden,
Er ging von Bett bis wieder zu Bett,
Bis er die zwei thät finden.

Ach Papa, lieber Papa mein,
Laß uns nur beide gewähren,
Gott ernährt so manchen Vogel in der Luft,
Er wird uns auch ernähren.

Das Lied vom Zimmergesellen (Nr. 7 der Sendung), das im Wunderhorn (II, S. 235) mit einigen Veränderungen steht.*

Das Lied vom Lindenschmidt (Nr. 8 der Sendung), weniger vollständig als im Wunderhorn I. S. 125, wozu Goethe in der Rezension bemerkte: „Von dem Reiterhaften, Holzschnittartigen die allerbeste Sorte." (Vgl. Uhland S. 358. 1014 f. v. Erlach Bd. I, S. 200.)

Das Lied vom Herrn und der Magd (Nr. 5 der Sendung), in schwächerer Form als im Wunderhorn I, S. 50, in dessen Beur=

* In Goethes Handschrift:

V. 1. Fünfhundert sechs Läden.
V. 3. Denn es ist an der Zeit,
Wenn dir beliebt bei mir zu schlafen
An meinem schneeweißen Leib.
V. 4. Wir müßten beid aus dem Land.
V. 5. Und da der beiden Willen geschah
— —
Da kam die ältste Kammermagd —
V. 6. Ach Herr, ach edler Herre mein,
Gros Wunder an eurem Weib,
Der Zimmergesell thut schlafen
An ihrem schneeweißen Leib.
7. Und schläft es nun der Zimmergesell
An ihrem schneeweißen Leib,
Ein Galgen will ich ihm bauen
Zu Basel wohl an dem Rhein.
8. Man führt den jungen Zimmergesell
Auf's Rathhaus wohl in der Stadt,
Sein Redel thät man ihm sprechen
Gehenket muß er sein.
9. Da sprach der Burgemeister,
Wir wollen ihn leben lan,
Ist keiner unter uns allen,
Der nicht hätt das gethan.
10. Was zog er aus seinem Sacke?
Fünfhundert Goldgulden so roth.
Zieh hin, zieh hin, gut Zimmergesell,
Darum kauf Wein und Brot.
11. Und wenn du das Gold verzehret hast,
So komm du wieder zu mir,
So will ich dir lassen geben
Den besten Malvasier.

Vgl. Kretzschmer S. 46.

teilung es Goethe „dunkel=romantisch, gewaltsam" nennt. (Vergl. Uhland S. 220 f. 1009.)*

Vom braun Annel (Nr. 10 der Sendung), dasselbe Lied, welches das Wunderhorn III, S. 143 mit der Ueberschrift „Kurzweil (mündlich)" gibt, hier aber, obzwar der Vers, der dort der sechste ist, fehlt, ausführlicher so lautend:

(Es wollt ein Knab spazieren gehn,
Wollt vor braun Annels Laden stehn,)
Er wußt nicht was er ihr verhieß,
Daß sie den Riegel schleichen ließ.
Den Riegel wohl in die Ecken,
Zum braun Annel wohl unter die Decken.

Sie liegen beieinander eine kleine Kurzweil,
Der jung Knab weckt's braun Annelein:
Steh auf es, geh an es den Laden,
Sieh ob es nicht irgends will tagen.
(Bleib liegen, mein Schätzel, nur stille,
Es taget nach unserem Wille.)

(Sie lagen beieinander eine kleine Kurzweil,
Der jung Knab weckt's braun Annelein.)
Braun Maidel gab dem Laden ein Stoß,
Scheint ihm die helle Sonn in Schos.
Steh auf es, mein Schätzel, nur balde,
Die Vögel die singen im Walde.

Braun Annel war so hurtig in Eil,
Sie ließ den Knaben hinunter am Seil,
Sie meint, er wär nun bald drunnen,
Liegt er es so tief im kalt Brunnen.

* In Goethes Handschrift ist des Mädchens Heimat nicht, wie gewöhnlich, Augsburg (bei Kretschmer S. 90: Regensburg), sondern Wertelstein.

Man zog ihn raus am dritten Tag,
Weint alles, was da um ihn war,
Als nur 's braun Annel alleine,
Für Trauern konnt sie nicht weinen.

Ach Gott, was war das für ein Mann,
Daß ich ihn nicht erkennen kann,
Ich hab ihn ostermal hören nennen,
Ich kann ihn doch nicht erkennen.

Es stund eine alte Frau dabei:
Schweig still, schweig still, braun Annelein,
Keine Nacht hast unterlassen;
Hast ihn alle Nacht zu Dir gelassen.*

* Goethes Sendung an Herder gab noch außerdem das Lied vom plauderhaften Knaben (Nr. 11), ähnlich (nicht ohne gute Abweichungen und mit Verlegung nach Straßburg) jenem, das im Wunderhorn **I, 32** „der vorlaute Ritter" heißt, welches Goethe dann in der Jen. Lit. Z. „im realromantischen Sinne gar zu gut" nannte. Hernach folgt dort als zwölftes und letztes, Zugabe überschrieben, ein ächt komisches Volkslied: „Hab ein bucklich Männel gnomme, Hat mir's Gott erschaffe, Ich und auch mein bucklich Männel Gingen zu dem Pfaffe" u. s. w. Aus dem Briefe, mit welchem Goethe diese zwölf Lieder an Herder schickte (er wird hoffentlich bald mit vielen andern interessanten Briefen aus Herders Nachlaß herauskommen), erlauben wir uns noch das Hiehergehörige mitzutheilen: — „Ich habe noch aus Elsaß zwölf Lieder mitgebracht, die ich auf meinen Reisereien aus denen Kehlen der ältesten Mütterchens aufgehascht habe. Ein Glück! denn ihre Enkel singen alle: ‚ich liebte nur Ismenen'. Sie waren Ihnen bestimmt, so daß ich meinen besten Gesellen keine Abschrift auf's dringendste Bitten erlaubt habe. Ich will mich nicht aufhalten, etwas von ihrer Fürtrefflichkeit, noch von dem Unterschiede ihres Werthes zu sagen. Aber ich habe sie bisher als einen Schatz an meinem Herzen getragen, alle Mädchen, die Gnade vor meinen Augen finden wollen, müssen sie lernen und singen; meine Schwester soll Ihnen die Melodien, die wir haben (sind NB. die alten Melodien, wie sie Gott erschaffen hat), sie soll sie Ihnen abschreiben" u. s. w. Daher wohl in Herders Stimmen d. V. die Bemerkungen über die Melodie zum Lied vom jungen Grafen und zu dem vom eifersüchtigen Knaben. — Bekanntlich war in jenen auch der „Klaggesang v. d. edeln Frauen des Asan-Aga", aus dem Morlackischen, Goethes **1775** gemachte Uebersetzung, die dann mit wenigen Aenderungen unter seinen Gedichten erschien.'

Hatte hier Goethe poetische Stoffe so, wie er sie lebend im Volke fand, aufgegriffen, so hielt er ebenfalls einzelne kleine Züge, Aeußerungen, Vorfälle, die er im Leben gewahr geworden, sei es als Körnlein für künftige Dichtung, sei es für sich als leichte humoristische Waare, fest. Von dieser Art möchten folgende Stellen seiner Ephemerides sein:

S. 26: A. Wir zwei betrügen einander schwerlich.

B. Wohl. Ich habe keine Lust, Sie zu betrügen; und wenn Sie glauben, mich zu betrügen: so betrügen Sie sich selbst.

S. 31: Die Liverei — als Hauptantheil an der Heurath.

S. 32: Wie der kleine Junge Jeannot der Fingerling zu dem Petschaft, dessen Umschrift er lesen soll, sagt: Es ist griechisch. Und der Doktor Merks * spricht: Wir müssen's abdrucken.

Wie der Andre Dinten verschenkt, sich frische holen will, und drüber die Bouteille auf Weste und Hosen gießt.

Jakobä: Wenn sie ein Trauerspiel spielen, mußt du nicht hineingehen, das ist nichts, da stechen sie einander todt und fallen übereinander wie das liebe Vieh.

Noch ist aber übrig, das zu berühren, was sich entfernter oder näher in Beziehung stellt auf

Dichterische Vorwürfe.

Als einen Gegenstand, der 1770 schon bei ihm eingewurzelt war und sich nach und nach zur poetischen Gestalt ausbilden wollte, bezeichnet Goethe (Bd. 25 S. 314) den Faust. Da auch er sich in

* Niemand denke hier an Goethes Freund Merk. Es ist deutlich Merks geschrieben. Auch würde Jener Kriegscassier, nicht Doctor, genannt sein, und ward mit ihm Goethe erst nach der Rückkehr von Straßburg befreundet, während in unserm Tagebuch nichts über die Zeit des Straßburger Aufenthalts hinausdeutet und noch auf derselben Seite, wo diese Notiz, Straßburgische Ausdrücke angemerkt sind.

allem Wissen umhergetrieben und früh genug auf die Eitelkeit desselben hingewiesen worden, da auch er es im Leben auf allerlei Weise versucht und immer unbefriedigter zurückgekommen: klang und summte die bedeutende Puppenspielfabel gar vieltönig in ihm wieder. Er trug sich damit herum und ergötzte sich daran in einsamen Stunden, ohne jedoch etwas davon aufzuschreiben. Zur Zeit der Rückkehr nach Frankfurt aber muß die Aufzeichnung, wo nicht begonnen, doch reif zum Beginn gewesen sein; denn indem er des Kreises von Freunden, in welchen er bald eintrat, und ihres Antheils an seinen angefangnen Arbeiten gedenkt, sagt Goethe (Bd. 26, S. 98): „Faust war schon vorgerückt.“ Im Hinblick hierauf zeigt sich ein besonderer Grund zur Lesung magischer und mystischer Schriften, wie sie die Straßburger Tageblätter andeuten, und zu mancher Anmerkung, die oben in anderem Zusammenhange zu erwähnen war. Denn wenngleich auf solche Stoffe schon seine medizinische Liebhaberei, sein theologisches Bedürfniß, und die Art Philosophie, womit er diesen Richtungen eine gewisse Einheit gab, ihn hinführten, so waren es auch gerade diese Neigungen, die ihn zum Dichten eines Faust befähigten, ja dieses Dichten war für dieselben der vollkommnere Abschluß, den seine Philosophie nicht erreichte, und sobald es zur Absicht geworden war, mußte es jene Stoffe sich zu Gebrauch oder Vorübung in größerer Ausdehnung, als der eigene Gemüthsbedarf heischte, heranziehen. Es war nöthig, die Vorstellungswelt des Zaubers, des Aberglaubens, der Dämonologie und der hier sich ihr verknüpfenden, dort entgegenstellenden christlichen Mystik sich geläufig zu machen. Die Gegensätze von Vorurteil und Kritik, Glauben und Zweifel, wie wir sie für alle Gedankenkreise des Studierenden neben- und durcheinander gestellt sahen, gehörten beide gleichsehr in einen Faust. — Wenn wir also fanden, daß Goethe von der Lesung des Manilius hier ein Verschen auf sich selbst anwandte, da Gelegenheit zu einem ästhetischen Urteil nahm, schließt dies nicht aus, daß er das Buch in der Absicht durchsah, den astrologischen Aberglauben, ein Ferment der Magie, in seiner Ueberlieferung kennen zu lernen, weßhalb er auch von der gelehrten Erläuterung desselben, um sich ihrer nöthigenfalls zu bedienen, Notiz nahm S. 14:

M. Manilii Astronomicon c. n. Scalig(eri)edente Boecl(ero). Arg. 1655. 4.

Judicium de notis Scalig. vid. in Mélanges de Vigneul-Marville. Tom. III.

Wenn wir eine Stelle aus Cicero's Buch über die Wahrsagung von ihm wegen Uebereinstimmung mit seiner Philosophie aufgezeichnet glaubten, ist doch deutlich, daß er nicht dies eben in dem Buche suchte, sondern die Kenntniß alterthümlicher Theurgie. Er schrieb daraus unmittelbar nach den bedeutenden kritischen Aeußerungen von Rousseau folgende Worte sich ab S. 17:

Dubitans plerumque, et mihi ipse diffidens; si enim aliquid certi haberem, quod dicerem, ego ipse divinarem, qui esse divinationem nego. Cic. de Div. II. *

Das Nächststehende ist aber eine Verweisung auf dieselbe Schrift in Betreff der Tradition von der etruskischen Zeichenlehre und den Urkunden ihres Rituals:

De Tage Etruscæ disciplinæ mirabili auctore. Ibid. **

Und daß Goethe näher auf dieses Mutterland des Aberglaubens einzugehen dachte, beweist die Notiz auf derselben Seite:

Joh. Bapt. Passerii Pisaurensis Nob. Eugubini in Th. Dempsteri libros de Etruria regali Paralipomena 1767. ***

Vornehmlich wohl zum Behuf solcher Quellenkenntniß alter und neuerer Zaubervorstellungen las Goethe des Fabricius antiquarische Bücherkunde, zu dessen Anführungen über die dämonischen Ideale von Gottheit und Natur in Eins er die obengegebene Bemerkung über die

* „Dabei verhalt' ich mich immerhin zweifelnd und mir selbst mißtrauend; denn könnte ich etwas Gewisses behaupten, so würde ja ich selbst wahrsagen, der ich die Wahrsagung leugne.“ Cicero v. d. Wahrs. 2.

** „Von Tages, dem wunderbaren Stifter der etruskischen Priesterlehre“ s. Cic. ebendas.

*** „Giambatt. Passeri aus Pesaro, des edeln Eugubiners Nachträge zu Thom. Dempster's Büchern über das alte Etrurien 1767.“

Allgemeinheit des Emanationsglaubens machte. Das Werk ist schon auf dem ersten Blatt des Tagebuchs citirt:

S. 2: De Numerorum postestate apud Pyth. vid. Fabr. Bibliographia antiquar. p. 234 (Ueber die Bedeutung der Zahlen bei Pythagoras s. Fabr. Bibliogr. antiquar. S. 234).

Diese Erinnerung an die Pythagoräischen Zahlen läßt sich verknüpfen mit jener aus der Geschichte der Medizin von dem Werthe, den Hippokrates und Diokles auf die Siebenzahl gelegt, ist aber nicht ohne Bezug zum Formelwesen der Magie. Von ähnlicher Bedeutung ist die Verweisung S. 3 auf

Naturæ et Scripturæ Concordia, Commentatio de Literis et Numeris primævis aliisque rebus memorabilibus cum ortu literarum conjunctls illustrata et Tab. aen. dep. Lips. et Hafn. 1752.*

Denken wir an die Elementarzeichen der chinesischen Philosophie, so war es vielleicht wegen eben jener Aufmerksamkeit auf das Ziffern- und Figurenwesen, daß Goethe sich auf derselben Seite auch Noels (obenerwähnte) Ausgabe der classischen Bücher des Chinesenreichs anmerkte.

Das Citat S. 29: De Abraxis Mosh. Hist. Eccles. p. 91. nota (Von den Abraxasgemmen s. Mosheims Kirchengeschichte S. 91 in der Anmerkung) müssen wir gleichfalls hieherrechnen, sofern ja diese Gem-

* „Einstimmung der Natur und Schrift, eine Abhandlung über die ältesten Schriftzeichen und Zahlen, so wie andere mit dem Ursprunge der Schriftzeichen zusammenhängende merkwürdige Dinge, mit erläuternden Kupfern. Leipz. und Kiel 1752.“

Hieraus gibt sofort das Tagebuch Lucans Verse über Buchstabenerfindung der Phönizier, und die französische Uebersetzung:

Phoenices primi, famæ si creditur, ausi
Mansuram stabili vocem signare figura.
Lucanus.

C'est de Dieu, que nous vient cet art ingénieux
De peindre la parole et de parler aux yeux.
Brébeuf traduction de Lucain.

men in der Aufschrift Zahlenschiffern, im Bilde das Symbol einer gnostischen Dämonenlehre und als Amulete zaubrische Bedeutung hatten.

Alles Geheimnißartige übte Anziehung auf die brütende und wühlende Stimmung; wie er denn auch eine Nachweisung über die Geheimnißregel in der ersten Kirche S. 28:

de disciplina arcani in prima eccles. Pfaff. de præjud. Theol. § XIII, p. 149 in Primitiis Tubingensibus

sich notirt hat.

Noch mehr mußte die Lektüre des Paracelsus zur Nahrung einer Phantasie gereichen, die mit dem Doctor und Magier Faust beschäftigt war. Auf ein Buch über Abraxas oder Kabbala, und zwar auf ein englisches, deutet auch S. 15:

Magog.

Baath.

Finiusa Farsu.

Gadel, son of Eathevir of the posterity of Gomer.

Cavih Far, son of Neamha the Hebrew. *

* Der Einsicht und Gefälligkeit des Hrn. Prof. Stickel in Jena verdanken wir folgende Erklärung dieser räthselhaften Wörter-Reihe: Die ersten vier Worte bilden, hebräisch gelesen, den ersten — die Namen in den folgenden zwei Zeilen den zweiten Satz einer kabbalistischen Zauberformel. Der voranstehende Name Magog bezeichnet ursprünglich im Alt. Test. 1 Mos. 10, 2 u. a. ein Land und Volk, oder als Collectivname die Völkerschaften, welche über Medien und den kaukasischen Gebirgen saßen und von denen zu den Hebräern nur eine dunkle Kunde gedrungen war. Gomer (Cimmerier) erscheint in der angeführten Stelle damit in Verbindung. Später haben sich in der christlichen Apokalyptik und bei Arabern wie Juden mancherlei Sagen an die Namen Gog und Magog geknüpft; daher ihr Gebrauch in der Theosophie und Mantik. Die Worte nun in das Hebräische übergetragen, ergeben: Magog baath bene issá bearzo (d. h. Magog fürchtet die Söhne der Kraft [die gewaltigen Zauberer] in seinem Lande) Gadel ittefir kaphe bar nmah (d. h. der [Zauber-] Knoten ist geschlungen, seine Hand ist ein Sohn des Fadens [gebunden]). Sonach finde ich eine Zauberformel in den Worten. Die Bemerkung des Engländers, daß Eathevir

Kurz, wenn wir auch keinen Zug der Faustvorstellung in den Ephemerides vorfinden: die Elemente, die in dem Grunde versanken, aus dem sie aufstieg, sind mehrfach darin wahrzunehmen.

Neben dem Faust war es Götz von Berlichingen, zu welchem Goethe die Idee in Straßburg mit sich umhertrug (Bd. 25 S. 314). Die Lebensbeschreibung des Ritters hatte ihn im Innersten ergriffen, die Gestalt eines rohen, wohlmeinenden Selbsthelfers in wilder, anarchischer Zeit seinen tiefsten Antheil erregt. Wie die Auffassung des Faust mit seiner eignen Unbefriedigung in Wissen und Genuß, hing die des Götz zusammen mit seiner Herüberwendung vom historischen, pergamentnen, in Herkommen und Gelehrsamkeit verdunkelten und behinderten Recht zum natürlichen, ursprünglichen, in That- und Mitgefühl beglaubigten. Auch vom Götz schrieb Goethe noch nichts in Straßburg nieder, das Gedicht baute sich in der nächstfolgenden Zeit, die er in Frankfurt und Darmstadt zubrachte, in seinem Geiste zusammen; wozu das Studium des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts half, und der zurückgebliebene, sehr ernste Eindruck vom Straßburger Münstergebäude als Hintergrund dienen konnte (Bd. 26 S. 93). Wir dürfen es indessen gewiß mit diesem dichterischen Vorsatz in Verbindung bringen, wenn ihn unser Straßburger Tagebuch beschäftigt zeigt, in der deutschen Geschichte den Ursprung der Selbsthülfe zwischen den Reichsgliedern und die Art, wie sie angesehen wurde, die Gründung freier Städte und ihr Verhältniß zu den Rittern aufzusuchen. So lesen wir S. 29:

Unter dem jungen Ludwig circa 900 rissen die ersten Befehdungen ein. Besonders weltliche gegen geistliche. Pütter (Staatsveränderungen des deutschen Reichs) 60.

(Ithevir) zur Nachkommenschaft des Gomer gehöre, erklärt sich dadurch, daß unter den Nachkommen des Gomer in der bekannten Völkertafel 1 M. 10, 3
e
ein Rifath aufgeführt wird, dessen Name rückwärts gelesen (Ea) Thefir ergibt. Im Zusammenhang des Textes ist aber gewiß nicht an ein Nom. propr. zu denken."

D. G. Stickel

Adelbert von Bamberg gegen Rudolphen von Würzburg. Erstern der Kopf abgesprochen.

Erchanger und Berthold, Schwäbische Vögte, enthauptet 917 wegen Befehdung Salomons Bischofs von Costnitz. Daraus erhellet wie man damals diese Privatkriege angesehen habe.

Wittichindus Corbiensis de Henr. Aucup. et de Ottone I, libr. 3.

Ursprung der Städte in Deutschl. bei ihm l. I.

Rem inter gladiatores discerni jussit. l. II NB.

Ferner folgende Stelle, die er einem Schreiben von Einem aus dem berühmten Geschlechte der Ritter und Grafen von Croneberg entnimmt. S. 31:

Untersch(ied) von Fehde und Faustr(echt)

auch lieben Freunde, so wist ihr wohl daß Ritter und Knechte nicht gern in die Richsstede riden so sie haben denn ein frey starcke Geleide! das nehmet nit für übel daß ich uch das schreibe.

Croneberg.

Fr. Cr. 2. 1. 240.

Aber Goethe trug „noch manche andre" Dichtergedanken zur Zeit unseres Tagebuchs mit sich herum. Einen davon läßt es erkennen, ein Drama Cäsar. Man hatte bisher von diesem Vorhaben nur Spuren aus späterer Zeit. Am 1. Juni 1774 schreibt Goethe aus Frankfurt an den Consul Schönborn in Algier (Quartausg. d. W. II, 2 S. 645): „Noch einige Plane zu großen Drama's habe ich erfunden, das heißt das interessante Detail dazu in der Natur gefunden und in meinem Herzen. Mein Cäsar, der Euch nicht (recht?) freuen wird, scheint sich auch zu bilden." — Das Gerücht von diesem Unternehmen lebte noch einige Jahre fort. Im „Theater-Journal für Teutschland" vom Jahr 1777 enthielt das dritte Stück (dem Goethes Bildniß voransteht) die Probe von einem Drama Cäsar von Meißner, dessen

Weiterführung der Verfasser aufgegeben, weil er hörte, daß Goethe auch an einem Cäsar arbeite. Merk im teutschen Merkur 1778, Nr. 1, S. 84 fand diesen Grund zu Meißners Rücktritt an sich seltsam, lobte ihn aber doch wegen seiner Selbsterkenntniß. Hierauf schreibt ihm Wieland am 14. Mai 1778: „Dieser Tage krieg' ich einen ganz impertinent groben Brief von dem Monsieur Meißner, Poet und witziger Schriftsteller in Dresden, dem Ihr jüngst wegen seiner Probe eines Drama Cäsar eins auf's Ohr gegeben habt. Das Kerlchen ist höchst empfindlich darüber — aber von dem impertinenten Ton, den er gegen mich annimmt, könnt Ihr euch keinen Begriff machen —" (Briefe an u. von Merk S. 136). Inzwischen hat von Goethes Cäsar, der solchergestalt, eh' er auftrat, andere wegräumte und den Gegenschlag dem deutschen Cicero zuzog, die Welt nie etwas gesehen. Die Ephemerides nun, welche beweisen, daß Goethe schon in Straßburg drei Jahre vor dem Brief an Schönborn damit umging, geben von diesem Stück wenigstens bestimmtere Spuren als von den hernach wirklichgewordenen Götz und Faust. Auf das Vorstudium des Stoffes zwar deutet etwa nur die eine Stelle S. 15:

Rapin parlant, de César dit dans ses Reflexions sur l'histoire: Il est presque le seul des auteurs qui ne dise point d'impertinences. *

Aber auf den letzten Seiten finden wir einige Zeilen, welche diesem Drama selbst zugedacht waren. Sie athmen so ziemlich den Sturm- und Drang-Styl. Vom Plane verrathen sie wenigstens, daß er nicht minder weitschichtig und epischdramatisch angelegt war als der nächstausgeführte des Götz. Man sollte den Helden schon in seiner bedrängten Jugend sehen, da er, von Familie zum Anhang des Marius gehörig, von dessen Sieger Sulla am Leben bedroht, allmählig mit

* Plinius' in mancherlei (meist oben erwähnten) Anmerkungen citirte Briefe konnten ihm freilich Anschauungen des römischen Lebens und Staatswesens, vornehmlich aber aus der Zeit nach Cäsar, geben. S. 1 enthält die Note: Plin. Ep. Lib. VIII. 6; das ist der Brief, der die Erniedrigung des Senats, der Würden, Geschenke, Ehren an Narciß, den Freigelassnen und Günstling des Kaisers Claudius, verschwendete, aus den Akten mit Entrüstung darstellt.

Vorsicht und Kühnheit sich unter diesem Tyrannen heraufarbeitete. Pompejus sollte gleichfalls, wie es scheint, mit Sulla, dem er zu seinem Parteisieg verholfen hatte, und nun unter ihm sich hob, im Vordergrunde stehen, bis sich, nach dem Tode des Diktators, Cäsar mit ihm verband, um erst neben, dann über ihn zu steigen.

Wenn ein humoristischer Ausruf in der Sprechweise der englischen Theaterblüthe, der gleich nach dem Auszuge aus Shakspeares König Johann S. 14 steht, nicht etwa aus dieser Quelle herkommt, so war er vielleicht für Goethes Cäsar gemünzt. Er lautet, lustig genug, aber nicht eben burschikoser im Tone als nachher anzuführende:

Wenn mein Nebenbuhler über mich kommen sollte, so laß ich mich hängen, um über ihm zu sein.

Ebenfalls nur fragen läßt sich, ob die folgende, ernsthafter gefaßte Sentenz nicht einer Person dieses Drama's zugetheilt werden und einer andern gelten sollte. S. 16:

Ich versichre euch, manchem großen Mann, den ihr nur in tiefer Ehrfurcht anschaut, wird's oft weh um's Herz, wenn bei stiller Betrachtung das Gefühl seiner Niedrigkeit über ihn kommt. Nur manchmal vermögen eure Bücklinge und eure Bewunderungen ihn aufzurichten; aber dann ist's ihm mehr komische Freude als Zufriedenheit.

Unzweifelhaft aber, und Belege des oben über den Plan Bemerkten, sind die auf dem letzten Blatt mit flüchtiger Hand hingeworfenen Bruchstücke:

(S. 33:)

P(ompejus?)

— Sie hassen dich von Herzen.

Sylla.

Wenn sie nur erkennen was ich bin, das übrige steht bei ihnen, Lieb und Haß.

Es ist 'was Verfluchtes, wenn so ein Junge neben einem aufwachst, von dem man in allen Gliedern spürt, daß er einem übern Kopf wachsen wird. Sylla.*

(S. 34:)

Es ist ein Sakermentskerl. Er kann so zur rechten Zeit respektuos und stillschweigend dasteh'n und horchen, und zur rechten Zeit die Augen niederschlagen und bedeutend mit dem Kopf nicken.

Cäsar. Du weißt, ich bin alles gleich müde, und das Lob am ersten und die Nachgiebigkeit. Ja, Servius, ein braver Mann zu werden und zu bleiben, wünsch ich mir bis an's Ende große ehrenwerthe Feinde.

Servius nießt.

Cäsar. Glück zu, Augur! Ich danke Dir.

So lang ich lebe, sollen die Nichtswürdigen zittern, und sie sollen das Herz nicht haben, auf meinem Grabe sich zu freuen.

Hier sind wir am Ende des Tagebuchs und der Skizze Cäsar. Warum sie nicht, wie die beiden gleichzeitigen Dramen-Entwürfe, zur Ausbildung kam, erklärt sich wohl, weil ihr Gegenstand lange nicht mit so tiefen Fasern, wie die Ideen jener, in Goethes eigene Geistesentwicklung verflochten war.

* Auf die Vorstellung, daß kein Grund vorhanden sei, einem so jungen Menschen wie Cäsar nach dem Leben zu trachten, soll bekanntlich Sulla den Fürbittern geantwortet haben, sie seien nicht gescheidt, wenn sie nicht sehen, daß in dem Jungen viele Mariuse stecken.

1773 — 1776.

Aus Werther.

Zwei vereinzelte Blätter, die wir zunächst mitzutheilen haben, rücken uns um zwei Jahre weiter vor, als die letztbeschriebenen. Es sind Conzeptstücke zum Werther.

Briefe, die Goethes Leben in der Zwischenzeit beleuchten und das wirkliche Verhältniß, das dieser Dichtung zu Grund lag, in seinen Bezügen auf sie, so wie in seinem Unterschiede von ihr völlig klar machen, sind zwar vorhanden, aber der Veröffentlichung, die sie in jedem Sinne verdienen, noch vorenthalten. Ich meine Goethes Briefe an Lotte Buff in Wetzlar und ihren Verlobten.* Aus ihnen spricht eine in der Hemmung gesteigerte Leidenschaft mit der Ausdruckskraft und der zarten Leichtigkeit einer Dichternatur; aber neben Stimmungen und Ergüssen, die jenen Werthers ähnlich sind, machen, ihm unähnlich, die befreienden Gegengewichte sich fühlbar, die der junge Goethe in seiner Klugheit, seinem beweglichen Humor, seinem thätigen Sinne und in der ruhigen Freundschaft Derjenigen fand, an die seine Empfindungen sich hefteten. Wenn in der Sesenheimer Idylle seine Poesie sich mit der Wirklichkeit verwickelte und bei der Trennung von der Schönen ihm Zwiespalt und Reue zurückblieb, löste bei dem Roman von Wetzlar in der auf sich zurückgetriebenen Leidenschaft die Poesie sich von der Wirklichkeit ab, nahm das Peinliche und Gefährliche der Letzteren hinüber in ihre frei erschöpfende Selbstthätigkeit und ließ dem wirklichen Verhältnisse Frieden, dem persönlichen Gefühle

* Vergl. „Berichtigung der Geschichte des jungen Werther". Frankf. u. Leipz. 1775 (H. Döring, „Goethe in Frankfurt a. M." Jena 1839. S. 91 ff.). K. Wagner, „Briefe an u. von Merck." Darmst. 1838. S. 38 f.

Lauterkeit und Gleichgewicht. Diese heitere Ergänzung zum Werther geben jene Briefe, durch deren Herausgabe die Familie, die sie bewahrt, nur das immergrüne Denkmal einer anmuthigen, an so merkwürdiger Dichtung betheiligten, in sich unentweihten Verbindung enthüllen würde.

Unsere zwei Bruchstücke aus der Handschrift des Werther stellen nicht uninteressante Varianten dar. Das eine scheint ein früherer Entwurf der in der Druckausgabe entsprechenden, aber überarbeiteten Stelle; das andere ist ein Theil des Vorberichts in ausgeführterer Fassung, als der gedruckte.

Jenes gibt nämlich im Wesentlichen dasselbe Stück aus Werthers letzten Aufzeichnungen, das in der ersten anonymen Ausgabe (Leipzig. Weygand 1774) Seite 216 f. steht und auch in den späteren unverändert sich findet (Ausg. in 12°. Bd. 16 S. 186). Es hat jedoch in den ersten Zeilen ein parmal andere Redeform, dann dessen, was als Aeußerung des Jungen angeführt wird, etwas mehr, mit Einschluß der Bemerkung über Alberts Benehmen, die in den gedruckten Ausgaben hier nicht, sondern in der Erzählung kurz vorher, und zwar kürzer gefaßt, vorkommt. Es hat auch im Folgenden über Lottes Zustand andere und mehr Worte; und die Erwähnung der Busenschleife, die sich hier sofort anschließt, folgt in den Druckausgaben erst nach mehreren Zwischenstücken in verändertem Ausdruck (1. Ausg. S. 221. Ausg. in 12°. Bd. 16 S. 190).

Sie sind durch ihre Hände gegangen, sie hat den Staub davon geputzt, ich küsse sie tausendmal, sie hat euch berührt. Und du Geist des Himmels begünstigst meinen Entschluß. Und sie reicht dir das Werkzeug, Sie, von deren Händen ich den Tod zu empfangen wünschte und ach nun empfange. Sie zitterte, sagte mein Bedienter, als sie ihm die Pistolen gab. O Herr, sagte der gute Junge, eure Abreise thut euern Freunden so leid. Albert stand am Pultem, ohn sich umzuwenden sagte er zu Madame: Gieb ihm die Pistolen,

sie stund auf und er sagte: ich laß ihm glückliche Reise wünschen, und sie nahm die Pistolen und putzte den Staub sorgfältig ab und zauderte und zitterte wie sie sie meinem Buben gab und das Lebewohl blieb ihr am Gaumen kleben. Leb wohl, leb wohl!

Hier hab ich die fleischfarbene Schleife vor mir die sie am Busen hatte als ich sie kennen lernte, die sie mir mit so viel Liebenswürdigkeit schenkte. Diese Schleife! Ach damals dacht ich nicht, daß mich der Weg dahin führen sollte.

Ich bitte dich, sei ruhig.

Von diesem Stück erscheint das Gedruckte als die verbesserte Nacharbeit. Bei dem andern Blatte ist es zweifelhaft, ob seine zwei Stellen aus dem Vorbericht gleichfalls einem ersten Entwurfe gehören, über welchem durch Weglassung und Zusammenziehung das viel kürzer gedruckte Vorwort entstanden wäre, oder ob sie bei Bearbeitung der zweiten Ausgabe (1775), die bekanntlich einige Aenderungen enthält, zur neuen Fassung und Erweiterung des Vorwortes dienen sollten, aber wieder verworfen wurden und dem alten seinen Platz ließen. Merkwürdig ist daran die im gedruckten Vorwort nicht gegebene entschiedene Andeutung, daß Werthers Zustand ein verirrter, seine Schilderung vielmehr zur Warnung als zur Nachahmung aufgestellt sei. Dies im Vorwort der zweiten, mit seinem Namen versehenen Auflage ausdrücken zu wollen, konnte Goethe sowohl durch die umgreifende Wirkung als den manichfaltigen Tadel angeregt werden, welche der ersten anonymen Erscheinung sogleich folgten. Dieselbe ästhetische Rücksicht aber, den Ton eines unbefangenen Mitgefühls rein zu halten, welche in diesem Falle ihn bestimmt haben würde, den Versuch eines Vorworts, das dem schon vorhandenen Mißverständniß begegne, doch wieder gegen die ursprüngliche einfache Gestalt desselben aufzugeben, kann auch im andern Falle, wo unsere Stellen aus dem ursprünglichen Entwurf des Vorworts wären, ihn von dieser Andeutung, daß

sein Buch auch warnen solle, abgebracht und zur nachgehenden Wahl des einfacheren Vorwortes vermocht haben, das die gedruckten Ausgaben festhalten.

* (Durchstrichen:) lege euch seine Verlassenschaft hier ziemlich vollständig vor

schöpfe nicht nur wollüstige Linderung aus seinen Leiden, laß indem du es liesest nicht den Hang zu einem unthätigen Mißmuth in dir sich vermehren, sondern ermanne dich und laß dir dieses Büchlein einen tröstenden, warnenden Freund sein, wenn du aus Geschick oder eigner Schuld keinen nähern finden kannst, dem du vertrauen magst und der seine Erfahrungen mit Klugheit und Güte deinem Zustande anzupassen und dich mit oder wider Willen auf den rechten Weg zu leiten weiß.

** Dadurch bin ich angetrieben worden, den Fußstapfen des Unglücklichen emsiger nachzugehen, ich habe seine Freunde vermocht, mir manche zurückgehaltene Papiere mitzutheilen und daraus einige Unrichtigkeiten der Abschreiber verbessern und hier und da eine Lücke ausfüllen können, *** und wünsche, daß euch diese Bemühung angenehm sein könne.

* S. das beigegebene Facsimile.

** Dies ist wohl kaum Folgesatz des Voranstehenden. Nach dem Gedankengang des gedruckten Vorworts müßte es vielmehr vorhergehen, wobei jedoch sowohl vor ihm als zwischen ihm und dem Obigen Ergänzendes hinzuzudenken.

*** Da die zweite Ausgabe des Werther mehrere Aenderungen und Erweiterungen enthält (s. E. Boas Nachträge zu Goethes sämmtlichen Werken Th. 1. S. 236 f.): so sprechen diese Worte für die Annahme, daß das ganze Fragment zu einer nachher verworfenen Umarbeitung des Vorworts für die zweite Ausgabe bestimmt gewesen.

Zu Mahomet.

Es war im Sommer 1774, als Goethe Lavatern und Basedow auf ihren eigenthümlichen Missionsreisen an den Rhein begleitete, daß ihm an dem Verhalten dieser Männer, die ihre geistigen Zwecke von der Vermischung mit irdischen nicht rein halten konnten, die Idee zu dieser Dichtung aufging (Bd. 26 S. 296 f.): Der vorzügliche Mensch, indem er das Göttliche, was in ihm ist, auch außer sich verbreiten möchte, trifft auf die rohe Welt, und um auf sie zu wirken, muß er sich ihr gleichstellen. Hierdurch aber vergibt er jenen hohen Vorzügen gar sehr, und am Ende begibt er sich ihrer gänzlich. Das Himmlisch-Ewige wird in den Körper irdischer Absichten eingesenkt und zu vergänglichen Schicksalen mit fortgerissen. Dies gedachte nun Goethe in entwickeltem Sinne am Leben Mahomets dramatisch darzustellen. Er hatte den orientalischen Propheten nie als einen Betrüger ansehen können und erst kürzlich mit großem Interesse sein Leben gelesen und studirt. Jetzt begann sich folgendes Ganze in seinem Geiste zu gestalten.

Zu Anfang erhebt Mahomet allein sich von Verehrung der Gestirne zur Anbetung des ewigen Schöpfers. Dann theilt er seine Gefühle und Gesinnungen den Seinigen mit; seine Frau und Ali fallen ihm unbedingt zu. Im zweiten Act versucht er selbst, heftiger aber Ali, diesen Glauben in dem Stamme weiter auszubreiten. Hier zeigt sich Beistimmung und Widersetzlichkett nach Verschiedenheit der Charakter. Der Zwist beginnt, der Streit wird gewaltsam, und Mahomet muß entfliehn. Im dritten Act bezwingt er seine Gegner, macht seine Religion zur öffentlichen, reinigt die Kaaba von den Götzenbildern;

weil aber doch nicht alles durch Kraft zu thun ist, so muß er auch zur List seine Zuflucht nehmen. Das Irdische wächst und breitet sich aus, das Göttliche tritt zurück und wird getrübt. Im vierten Acte verfolgt Mahomet seine Eroberungen, die Lehre wird mehr Vorwand als Zweck, alle denkbaren Mittel müssen benutzt werden; es fehlt nicht an Grausamkeiten. Eine Frau, deren Mann er hat hinrichten lassen, vergiftet ihn. Im fünften fühlt er sich vergiftet. Seine große Fassung, die Wiederkehr zu sich selbst, zum höhern Sinne, machen ihn der Bewunderung würdig. Er reinigt seine Lehre, befestigt sein Reich und stirbt.

Etwas von den Studien zum Behufe dieses großartigen Vorwurfs ist unter unsern Handschriften in zwei nicht vollbeschriebenen Bogen erhalten. Es sind einzelne aus dem Koran übersetzte Stücke, nämlich aus

Sura II V. 106 (von Lohn und Sicherheit des Frommen). 109 (Allgegenwart Gottes). 159 (Zeichen Gottes in der Schöpfung). 166 (Verstocktheit der Ungläubigen). 172 (Gerechtigkeit in Glauben, Liebe, Treue und Geduld).

Sura III V. 138 (Mahomet nur ein Gesandter, wie Andere vor ihm, die gestorben. „Wenn er nun auch sterben sollte: wollet ihr deßwegen auf eure Fersen zurücktreten?"). 174 (Gottes Geheimniß und Wahl seiner Gesandten).

Sura IV V. 142 (Haltungslosigkeit der Heuchler).

Sura V der Tisch. V. 70 (Vergebung der Sünden für die gläubigen Schriftanhänger, und Versprechen, daß sie essen sollen das Gute über ihnen und unter ihren Füßen). 101 (Die Gläubigen sollen nicht fragen nach Dingen, die, wenn auch angezeigt, nur Unruhe machen würden; wodurch schon Andere vor ihnen zu Ungläubigen geworden.)

Sura VI das Vieh. V. 75 (s. unten). V. 73 (Verheißung guter Wohnungen in Edens Lustgärten und als vortrefflichste Belohnung Gottes Wohlgefallen).

Sura X Jonas. V. 10 (Vom Gebet und Gruß der Seligen).

Sura XIII der Donner. V. 8 (Frage der Ungläubigen nach

einem Wunderzeichen über den, der nur ein Prediger, ein Lehrer, wie jedem Volk der seine zur Unterweisung gegeben worden).

Sura XVII die Nachtreise. V. 80 (Anweisung zum Beten).

Sura XX Tah. V. 26 (Was Moses sich von Gott erbat).

Sura XXIX die Spinne. Verweisung auf „V. 43 f. Fürtrefflichkeit". 47 („Du lasest vorher keine Bücher und schriebst sie auch nicht mit deiner rechten Hand"). 49 („Zeichen stehen bei Gott, ich bin nur ein offenbarer Prediger").

Aus diesen Excerpten verdient aber hier ganz wiedergegeben zu werden

VI Sura. Das Vieh.

Uebersetzt aus dem Lateinischen des Maraccius.

V. 75. Abraham sprach zu seinem Vater Azar: Ehrst du Götzen für Götter? Wahrhaftig, ich erkenne deinen und deines Volks offenbaren Irrthum. Da zeigten wir Abraham des Himmels und der Erde Reich, daß er im wahren Glauben bestätiget würde. Und als die Nacht über ihm finster ward, sah er das Gestirn und sprach: Das ist mein Herrscher! Da es aber niederging, rief er: Untergehende lieb' ich nicht. Dann sah er den Mond aufgehen, sprach: Das ist mein Herrscher! Da er aber niederging, sagt' er: Wenn mich mein Herr nicht leitet, geh' ich in der Irre mit diesem Volk. Wie aber die Sonne heraufkam, sprach er: Das ist mein Herrscher. Er ist größer. Aber da sie auch unterging, sprach er: O mein Volk, nun bin ich frei von deinen Irrthümern! Ich habe mein Angesicht gewendet zu dem, der Himmel und Erde erschaffen hat.

Hier haben wir in Goethes eigenhändiger Abschrift das Vorbild jener Hymne, mit der sein Mahomet beginnen sollte. (Bd. 26 S. 297:)

„Erst verehrt er die unendlichen Gestirne als eben so viele Götter, dann steigt der freundliche Stern Gad (unser Jupiter) hervor, und nun wird diesem, als dem König der Gestirne, ausschließliche Verehrung gewidmet. Nicht lange, so bewegt sich der Mond herauf und gewinnt Aug' und Herz des Anbetenden, der sodann, durch die hervortretende Sonne herrlich erquickt und gestärkt, zu neuem Preise aufgerufen wird. Aber dieser Wechsel, wie erfreulich er auch sein mag, ist dennoch beunruhigend, das Gemüth empfindet, daß es sich nochmals überbieten muß; es erhebt sich zu Gott, dem Einzigen, Ewigen, Unbegränzten, dem alle diese begränzten herrlichen Wesen ihr Dasein zu verdanken haben."

„Diese Hymne — fährt Goethe fort — hatte ich mit viel Liebe gedichtet; sie ist verloren gegangen —" aber siehe da, sie findet sich unter den uns anvertrauten Schriften seiner Hand samt dem darauffolgenden Gespräch! Stimmt sie nicht ganz, namentlich in der Wendung, wie die Sonne darin vorkommt, zu Goethes obiger Inhaltsbeschreibung, so darf dies nicht befremden, da er sie verloren glaubte und die letztere aus dem Gedächtniß machte. Dazu bemerkt er ebendort, sie würde sich zum Zweck einer Kantate wohl wiederherstellen lassen, in der für Stimmen-Abwechslung und Macht der Chöre gesorgt wäre; man müßte sich nämlich den Anführer einer Karawane mit seiner Familie und dem ganzen Stamme denken, „wie es auch damals schon die Absicht war." Dies aber kann nur so verstanden werden, daß die Anfangs einsame Geisteserhebung Mahomets an einer späteren Stelle des Drama, wo er diese Bekehrung bereits bei den Seinen ausgebreitet hat, als Gesang des ganzen Stammes wiederholt werden sollte. Denn kurz vorher, im Eingange der Beschreibung, sagt Goethe ausdrücklich, daß Mahomet die Hymne, mit der das Stück beginne, allein unter dem heitern Nachthimmel anstimmt.

Und nun folge das Fragment selbst, das in Goethes klaren, räumigen Handzügen einen Quartbogen nicht ganz einnimmt.

Mahomet.

Feld. Gestirnter Himmel.

Mahomet allein.

Theilen kann ich euch nicht dieser Seele Gefühl.
Fühlen kann ich euch nicht allen ganzes Gefühl.
Wer, wer wendet dem Fleh'n sein Ohr?
Dem bittenden Auge den Blick?
Sieh, er blinket herauf, Gad, der freundliche Stern.
Sei mein Herr du, mein Gott! Gnädig winkt er mir zu!
Bleib! Bleib! Wendst du dein Auge weg?
Wie? Liebt ich ihn, der sich verbirgt?
Sei gesegnet, o Mond! Führer du des Gestirns,
Sei mein Herr du, mein Gott! Du beleuchtest den Weg.
Laß, laß nicht in der Finsterniß
Mich irren mit irrendem Volk.
Sonn, dir glühenden weiht sich das glühende Herz.
Sei mein Herr du, mein Gott! Leit' allsehende mich.
Steigst auch du hinab, herrliche!
Tief hüllet mich Finsterniß ein.
Hebe, liebendes Herz, dem Erschaffenden dich!
Sei mein Herr du, mein Gott! Du alliebender, Du
Der die Sonne, den Mond und die Stern
Schuf, Erde und Himmel und mich!

Halima seine Pflegemutter zu ihm.

Mahomet.

Mah. Halima! O daß sie mich in diesen glückseeligen Empfindungen stören muß. Was willst du mit mir, Halima?

Hal. Aengstige mich nicht, lieber Sohn; ich suche dich von Sonnenuntergang. Setze deine zarte Jugend nicht den Gefahren der Nacht aus.

Mah. Der Tag ist über dem Gottlosen verflucht wie die Nacht. Das Laster zieht das Unglück an sich, wie die Kröte den Gift, wenn Tugend unter eben dem Himmel gleich einem heilsamen Amulet die gesundeste Atmosphäre um uns erhält.

Hal. So allein auf dem Felde, das keine Nacht für Räubern sicher ist.

Mah. Ich war nicht allein. Der Herr, mein Gott hat sich freundlichst zu mir genaht.

Hal. Sahst du ihn?

Mah. Siehst du ihn nicht? An jeder stillen Quelle, unter jedem blühenden Baum begegnet er mir in der Wärme seiner Liebe. Wie dank ich ihm, er hat meine Brust geöffnet, die harte Hülle meines Herzes weggenommen, daß ich sein Nahen empfinden kann.

Hal. Du träumst! Könnte deine Brust eröffnet worden sein, und du leben?

Mah. Ich will für dich zu meinem Herren flehen, daß du mich verstehen lernst.

Hal. Wer ist dein Gott, Hobal oder Al-Fatas?

Mah. Armes, unglückliches Volk, das zum Steine ruft,

ich liebe dich, und zum Thon, sei du mein Beschützer. Haben sie ein Ohr für's Gebet, haben sie einen Arm zur Hülfe?

Hal. Der in dem Stein wohnt, der um den Thon schwebt, vernimmt mich, seine Macht ist groß.

Mah. Wie groß kann sie sein? es stehn dreihundert neben ihm, jedem raucht ein flehender Altar. Wenn ihr wider eure Nachbarn betet und eure Nachbarn wider euch, müssen nicht eure Götter, wie kleine Fürsten, deren Gränzen verwirrt sind, mit unauflöslicher Zwietracht sich wechselsweise die Wege versperren.

Hal. Hat dein Gott denn keine Gesellen.

Mah. Wenn er sie hätte, könnt' er Gott sein?

Hal. Wo ist seine Wohnung?

Mah. Ueberall.

Hal. Das ist nirgends. Hast du Arme, den ausgebreiteten zu fassen?

Mah. Stärkere, brennendere als diese, die für deine Liebe dir danken. Noch nicht lange, daß mir ihr Gebrauch verstattet ist. Halima, mir war's wie dem Kinde das ihr in enge Windlen schränkt, ich fühlte in dunkler Einwickelung Arme und Füße, doch es lag nicht an mir, mich zu befreien. Erlöse du mein Herr, das Menschengeschlecht von seinen Banden, ihre innerste Empfindung sehnt sich nach dir.

Halima vor sich.

Er ist sehr verändert. Seine Stärke ist umgekehrt, sein Verstand hat gelitten. Es ist besser, ich bring ihn seinen

Verwandten jetzo zurück, als daß ich die Verantwortung schlimmer Folgen auf mich lade.

Hier bricht die Handschrift ab und läßt drei Seiten des Quartbogens unbeschrieben. Daß aber auf andern Blättern noch Manches für dies Drama entworfen war, bezeugt in Goethes Gedichten (Bd. 2 S. 55) Mahomets Gesang, allein noch übrig, wie Goethe (Bd. 26 S. 299) sagt, von mehreren einzuschaltenden Gesängen, die vorläufig gedichtet wurden. Im Stücke sollte diesen prächtigen Gesang nicht Mahomet, sondern Ali, zu Ehren seines Meisters, auf dem höchsten Punkte des Gelingens vortragen, kurz vor der Umwendung, die durch das Gift geschieht.

Uebertragung des hohen Liedes.

Im Herbst 1775 schrieb Goethe an Merck (Briefe an u. v. Merck S. 54): — „Ich hab das Hohelied Salomons übersetzt, welches ist die herrlichste Sammlung Liebeslieder, die Gott erschaffen hat."

„Uebersetzt" klingt etwas seltsam, wenn man sich der Beschreibung erinnert, die Goethe selbst (Bd. 24 S. 197 f.) von der Art und Weise seiner Knabenstudien im Hebräischen uns gegeben hat. Indessen war er auf diesem Wege und auf andern auch mit erläuternden Uebersetzungen der Bibel vertraut geworden (Das. S. 203. Bd. 26 S. 100), und konnte, wie gar mancher gute Uebersetzer, aus Uebertragungen weiter übertragen. Die Frucht ist vorhanden. Ohne Ueberschrift sind auf beinah zehn Quartseiten 31 Lieder, zum Theil nur kurze Sätze, zum Theil größere Stücke, die eine Reihe Bibelverse zu einem Ganzen verbinden, durch Absätze und Sternchen unterschieden. Das erste lautet:

Küß er mich den Kuß seines Mundes! Trefflicher ist deine Liebe denn Wein. Welch ein süßer Geruch deine Salbe, ausgegossne Salb ist dein Name, drum lieben dich die Mädchen. Zeuch mich! Laufen wir doch schon nach dir! Führte mich der König in seine Kammer, wir sprängen und freuten uns in dir. Priesen deine Lieb über den Wein. Lieben dich doch die Edlen all!

Die gewählte Abtheilung läßt zum Theil die darunter befindlichen Wechselgesänge zwischen Mädchen und Jüngling, Bräutigam und Braut,

wohl auch mit Chorstimmen dazu, so wie die Einzellieder deutlicher erkennen, als die herkömmliche Capitel- und Versabtheilung. Auch ist der Text gesäubert von den eingeschobenen Wiederholungen (Cap. III V. 5 aus II, 7; VI, 4 Ende, 5, 6 aus IV, 1—3; VII, 3 aus IV, 5; VIII, 3, 4 aus II, 6, 7), die Goethe alle weggelassen hat, so wie das Einschiebsel IV, 6 und das dieser Gruppe fremde Stück III, 7—11. Das letzte Lied ist:

Setze mich wie ein Siegel auf dein Herz, wie ein Siegel auf deinen Arm. Denn stark wie der Tod ist die Liebe. Eifer gewaltig wie die Hölle. Ihre Glut Feuerglut, eine fressende Flamme. Viel Wasser können die Liebe nicht löschen, Ströme sie nicht ersäufen. Böt' einer all sein Hab' und Gut um Liebe, man spottete nur sein.

Was in der Bibel noch folgt, V. 8 bis zum Ende, ließ Goethe weg.

Vollständig nach Goethes Handschrift ist die Übersetzung des Hohenliedes mitgetheilt von Loeper, Goethes Briefe an Sophie von La Roche und Bettina Brentano nebst dichterischen Beilagen. Berlin 1879 (Epist. 318 ...) S. 125–145

Anfang eines Reisetagebuchs im Spät-herbst 1775.

Die letzten Blätter haben uns bis an die Schwelle von Goethes Eintritt in sein Verhältniß zu Weimar geführt. Denn dasselbe Schreiben an Merck, das der Uebersetzung des hohen Liedes gedenkt, hebt mit den Worten an: „Ich erwarte den Herzog und Louisen, und gehe mit ihnen nach Weimar. Da wird's doch wieder allerlei guts und ganzes und halbes geben, das uns Gott gesegne."

Schon im Winter 1774 hatte Goethe durch Knebels Vermittlung die Bekanntschaft des Herzogs, damals Erbprinzen von Weimar, wie auch des Prinzen Constantin, zu Frankfurt gemacht (Bd. 26 S. 317) und war ihnen nach Mainz nachgefolgt. Als im Sommer des folgenden Jahrs den Herzog seine Vermählung nach Karlsruhe führte, ward in Frankfurt auf der Hinreise, in Karlsruh am Hofe, wo Goethe auf dem Wege nach der Schweiz mit seinem Gefährten vorsprach (Bd. 48 S. 98), und bei der Rückkehr des jungen herzoglichen Paars durch Frankfurt die Einladung wiederholt und um so lieber angenommen, als Goethe eben jetzt die Nothwendigkeit fühlte, aus der Nähe seiner zwar aufgegebenen, aber noch leidenschaftlich geliebten Lilli zu fliehen.*

Schon war der Tag bestimmt, an dem Goethe von einem Cavalier abgeholt werden sollte, der zur Zeit in Karlsruh auf einen neuen Wagen wartete. Goethe hatte gepackt, überall Abschied genommen, sich gegen Besucher schon für abwesend ausgegeben, der Cavalier traf aber nicht ein, und Goethe mußte, um den abwesenden fortzuspielen, sich still auf seinem Zimmer halten. In dieser Einsamkeit und Unruhe

* Bd. 48 S. 181 f. Goethes Briefe an Auguste Gräfin zu Stollberg vom 14. u. 23. Sept. u. vom 8. Oct. 1775 in d. Urania 1839 S. 103. 112.

schrieb er an seinem Egmont fort und brachte ihn fast zu Stande. Da aber das vergebliche Harren wochenlang dauerte, die Haft dem jungen Manne lästig und der Vater in dem Argwohn bestärkt ward, es sei von Seiten jenes Hofs auf eine Blosstellung des Sohnes zur Strafe für die Neckereien abgesehen, die er sich mit seinen Gesellen gegen Wieland erlaubt hatte: verlor Goethe die Geduld. Er gab den Vorstellungen des Vaters nach, wenn zu einer bestimmten Stunde weder Wagen noch Nachricht eingetroffen sei, zur Reise nach Italien aufzubrechen. Zuerst wollte er nach Heidelberg, dann durch Graubündten oder Tyrol über die Alpen gehen. Heidelberg wählte Goethe, weil er gehört, der Weimarsche Freund solle von Karlsruh über Heidelberg kommen, und durch ein Billet, das er dort für den Durchreisenden der Post übergab, sich mit ihm wieder in Einvernehmen setzen konnte. Auch lebte dort Fräulein Delf, und mit ihr, welche bei Goethes Verbindung mit Lilli die Vertraute und Vermittlerin bei den Eltern gewesen war, hoffte der Scheidende noch einmal das verschwundene Glück in Gesprächen zu erneuen. Also finden wir ihn bereits auf der Bergstraße.

Ebersstadt, den 30. October 1775.

Bittet, daß eure Flucht nicht geschehe im Winter, noch am Sabbath: lies mir mein Vater zur Abschiedswarnung auf die Zukunft noch aus dem Bette sagen! —

Diesmal, rief ich aus, ist nun ohne mein Bitten Montag Morgens sechse, und was das Uebrige betrifft, so fragt das liebe unsichtbare Ding* das mich leitet und schult, nicht, ob und wann ich mag. Ich packte für Norden, und ziehe nach

* Ein Terminus, den Goethe in dieser Zeit liebte. S. unten: „Das Weitere steht bei dem lieben Ding" u. s. w. Vgl. An Auguste Gräfin zu Stollberg a. a. O. S. 92 den 15. April 1775: „Das liebe Ding, das sie Gott heißen, sorgt doch sehr für mich."

Süden; ich sagte zu, und komme nicht, ich sagte ab und komme! Frisch also, die Thorschließer klimpern vom Burgemeister weg, und ehe es tagt und mein Nachbar Schuhflicker seine Werkstätte und Laden öffnet, fort. Adieu Mutter! — Am Kornmarkt machte der Spenglersjunge rasselnd seinen Laden zurechte, begrüste die Nachbarsmagd in dem dämmerigen Regen. Es war so was ahndungsvolles auf den künftigen Tag in dem Grus. Ach, dacht ich, wer doch — Nein, sagt ich, es war auch eine Zeit — Wer Gedächtniß hat, sollte niemand beneiden. — — Lili Adieu. Lili zum zweitenmal! Das erste Mal schied ich noch hoffnungsvoll, unsere Schicksale zu verbinden! * Es hat sich entschieden — wir müssen einzeln unsre Rollen ausspielen. Mir ist in dem Augenblick weder bange für dich, noch für mich, so verworren es aussieht! — Adieu — Und du! wie soll ich dich nennen, dich die ich wie eine Frühlingsblume am Herzen trage! Holde Blume sollst du heißen! — Wie nehm ich Abschied von dir? — Getrost! denn noch ist es Zeit! Noch die höchste Zeit — Einige Tage später — und schon — O lebe wohl — bin ich denn nur in der Welt, mich in ewiger unschuldiger Schuld zu winden — — — — —** Und Merck, wenn du wüßtest daß ich hier der alten Burg nahe sitze,

* Es ist die Trennung zu der Schweitzer-Reise gemeint, die Goethe im Sommer desselben Jahrs mit Graf Haugwitz und den beiden Stollbergen angetreten, mit Passavant fortgesetzt, den Rückweg allein gemacht hatte. Sie war, nachdem bereits die Verbindung mit Lilli zweifelhaft geworden, ein Versuch, ob er die Geliebte entbehren könne (Bd. 48 S. 94 ff. 104. 113 f. 132. 158. 179 unten, 186).

** Vgl. Bd. 26 S. 119 f. S. 225. 347 f. Bd. 48 S. 164. Briefe an die Gräfin Auguste a. a. O. S. 106. 108. 111.

und dich vorbeifahre der so oft das Ziel meiner Wandrung war. Die geliebte Wüste, Riedesels Garten, den Tannenwald, und das Exerzierhaus —* Nein, Bruder, Du sollst an meinen Verworrenheiten nicht Theil nehmen, die durch Theilnehmung noch verworrener werden.

Hier läge denn der Grundstein meines Tagbuchs!
und das weitere steht bei dem lieben Ding, das den
Plan zu meiner Reise gemacht hat.

Ominöse Ueberfüllung des Glases. Projekte, Plane und Aussichten.

Weinheim Abends sieben. — Was nun aber eigentlich der politische, moralische, epische oder dramatische Zweck von diesem Allen? — — Der eigentliche Zweck der Sache, meine Herren (hier belieben alle vom Minister der im Namen seines Herrn Regimenter auf gut Glück mitmarschiren läßt, bis zum Brief- und Zeitungsträger ihre Namen einzu-

* Eberstadt ist nur eine Stunde von Darmstadt entfernt, wo bekanntlich Joh. Heinr. Merck (geb. 1741, gest. 1791) als Kriegszahlmeister, Kunstförderer, Schriften- und Menschenkenner in den ansehnlichsten geselligen und literarischen Verbindungen lebte. Goethe ward mit ihm durch Herders Vermittlung und die Brüder Schlosser bald nach seiner Heimkehr von Straßburg eng befreundet und hatte an ihm mehr als in den Erinnerungen aus seinem Leben entwickelt ist (Bd. 26 S. 95 f. 159 f. 170 f. 177 f. 185 f. 202 f. 206. 228. 269. 351. Bd. 48 S. 95. 158). Man muß sich hüten, das Prädikat Mephistopheles, das Goethe dem Jugendfreunde zu geben sich angewöhnt hat, zu ernstlich zu nehmen, zumal Aussprüche von Merck, die er als mephistophelische anführt, eigentlich tüchtige Urteile eines graden Mannes sind. Wenigstens reichen die Schlaglichter in Dichtung und Wahrheit nicht hin, dieses ausgezeichneten Menschen Charakter, Geist und manichfaltiges Verdienst um Mitlebende, wie um deutsche Bildung, nach Gebühr zu würdigen. Sehr werthvoll sind für diesen Zweck die mehrerwähnten „Briefe an J. H. Merck von K. Wagner“. Darmst. 1835 und desselben „Briefe an und von J. H. M.“ Darmst. 1838. Vergl. auch Wachsmuth: „Weimars Musenhof“ S. 28 ff.

zeichnen NB. Von dem Rangstreit der Brief- und Zeitungsträger 'nächstens) ist, daß sie gar keinen Zweck hat — So viel ist's gewiß, treffliches Wetter ist's, Stern und Halbmond leuchten und der Nachmittag war trefflich. Die Riesengebeine unsrer Erzväter aufm Gebürg, Weinreben zu ihren Füßen hügelab gereiht, die Nußallée und das Thal den Rhein hin voll keimender frischer Wintersaat, das Laub noch ziemlich voll, und da einen heitern Blick untergehender Sonne drein! — — Wir fuhren um eine Ecke! — Ein mahlerischer Blick! wollt' ich rufen. Da faßt ich mich zusammen und sprach: sieh, ein Eckchen, wo die Natur in gedrungner Einfalt uns mit Lieb und Fülle sich um den Hals wirft. Ich hätte noch viel zu sagen, möchte ich mir den Kopf noch wärmer machen — Der Wirth entschuldigte sich wie ich eintrat, daß mir die Herbstbutten und Zuber im Weg stünden; wir haben, sagt er, eben dies Jahr Gott sei Dank reichlich eingebracht. Ich hies ihn gar nicht sich stört, denn es sei sehr selten daß einen der Seegen Gottes incommodire — Zwar hatt ich's schon mehr gesehn — Heut Abend bin ich communikativ, mir ist als redet ich mit Leuten da ich das schreibe — Will ich doch allen Launen den Lauf lassen.

In dieser Laune, der man sogar etwas von dem Weinsegen der Gegend anzumerken meint, endigt die Handschrift und, wie es scheint, das ganze Reisetagebuch, obgleich die italienische Reise noch bis Heidelberg ging. Goethe wurde dort freundlich aufgenommen (Bd. 48 S. 189 ff.), und man stand im Begriff, ihn in neue Verbindungen zu verwickeln, als eines Nachts nach ein Uhr das Horn eines Postillons ihn weckte. Es war eine Staffette von Frankfurt. Der Weimarsche

Freund, der über die bestimmte Zeit auf den neuen Wagen aus Straßburg hatte warten müssen, dann Geschäfts wegen über Mannheim nach Frankfurt gegangen war, schickte nun die eilige Botschaft, mit der Bitte, daß der Flüchtling sofort zurückkehre. Goethe folgte und am 7. November 1775 war er in Weimar.

1778—1783.

Die folgenden Briefe wurden von dem Mann, an den sie gerichtet waren, als ein aufgesammeltes Pfand seiner Verpflichtung, eh' er das Weimar'sche verließ, in die Hände niedergelegt, durch welche sie uns zugekommen sind. Sonst wissen wir von ihm mehr nicht als aus den Briefen hervorgeht. Zu vergleichen ist eine Stelle in Goethes Tag- und Jahresheften (Werke in 12°. Bd. 31) S. 38: „Ein wundersamer, durch verwickelte Schicksale nicht ohne seine Schuld verarmter Mann, hielt sich durch meine Unterstützung in Ilmenau unter fremdem Namen auf.* Er war mir sehr nützlich, da er mir in Bergwerks- und Steuersachen durch unmittelbare Anschauung als gewandter, obgleich hypochondrischer Geschäftsmann, mehreres überlieferte, was ich selbst nicht hätte bis auf den Grad einsehen und mir zu eigen machen können."

Dies unter den mancherlei Notizen, die dem Datum 1792 (s. ebendaselbst S. 20) zugetheilt sind, während die nachstehenden Briefe nur bis zum September 1783 gehen. Möglich, daß sich Goethes Verhältniß zu ihrem Empfänger erst 1792 löste; möglich, daß die Notiz in den aus einzelnen Blättern nicht allzu sorgfältig zusammengetragenen Tag- und Jahresheften zufällig diese späte Stelle gefunden; wahrscheinlicher, daß Goethe den Schleier des Geheimnisses nicht durch genauere Zeitangaben lüften wollte. Wenigstens kann über die Daten unserer Briefe kein Zweifel sein, da sie von Goethes eigener Hand deutlich geschrieben sind, und da eine Stelle aus Goethes Tagebuch vom 13. Mai 1780 (s. die Anm. zu Brief 14) deutlich genug unseres Mannes und der mit ihm damals verhandelten Gegenstände gedenkt.

* Unter dem Namen Kraft, wie die Adresse des letzten der folgenden Briefe zeigt.

1.

(Nach Gera.) Den 2. November 1778.

Dem, der sich mit den Wellen herumarbeitet, ist's wohl der schlimmste Herzensstos, wenn der Willige am Ufer nicht Kräfte genug hat, alle zu retten, die der Sturm gegen seine Küste treibt. Wenn der, dem ein Menschengeschöpf die reichste Beute des Strandrechts wäre, mit wenigen sich begnügen und die andern untergehn sehn muß.

In der Vorstellung, die ich mir von Ihnen aus den Briefen mache, glaub' ich mich nicht zu betrügen, und was mir am wehsten thut, ist, daß ich einem Mann, der so genügsam verlangt, weder Hülfe noch Hoffnung geben kann.

Um diesen Teich, den ein Engel nur selten bewegt, harren Hunderte viele Jahre her, nur Wenige können genesen, und ich bin der Mann nicht, zwischen der Zeit zu sagen: Steh' auf und wandle.

Nehmen Sie das wenige, was ich Ihnen geben kann, als ein Brett, das ich Ihnen in dem Augenblick zuwerfe, um Zeit zu gewinnen.

Bleiben Sie in der Jahrszeit wo Sie sind, ich will in der Folge gern für eine kleine Beihülfe sorgen. Melden Sie mir die Ankunft des Gelds und wie weit Sie damit zu reichen denken.

Ist Ihnen mit einem Kleid, Ueberrock, Stiefeln, warmen Strümpfen gedient, so schreiben Sie, ich habe zu entbehren.

Nehmen Sie diese Tropfen Balsams aus der kompendiösen Reiseapotheke des dienstfertigen Samariters, wie ich sie gebe.

G.

2.

Den 11. November 1778.

Einen Ueberrock, Stiefel und Strümpfe erhalten Sie in diesem Pack und etwas Geld. Mein Plan für Sie diesen Winter ist folgender:

In Jena ist wohlfeil leben. Ich will mich umthun lassen nach einem Quartier, Tisch u. s. w., auf's genauste eingerichtet für jemanden (will ich sagen), der mit einer geringen Pension, die er zu genießen hat, in der Stille leben will.

Wenn das geschehen ist, schreib ich's Ihnen und Sie gehen hin, ziehen ein und ich schicke Tuch und Futter und Geld zu einem Rocke, den lassen Sie sich machen, und ich will dem Rektor sagen lassen, Sie wären mir empfohlen, wünschten auf der Akademie in der Stille zu leben einige Zeit, und möchten eingeschrieben sein.

Dann müssen sie einen leidlichen Roman erfinden, allenfalls den Titel Sekretair behalten u. s. w., sich einschreiben lassen und dann fragt Niemand mehr nach Ihnen, kein Bürger-

meister und Amtmann. Einen Rock von mir hab ich Ihnen darum nicht geschickt, weil man den in Jena erkennen möchte. Schreiben Sie mir erst über die Idee und wofür Sie sich allenfalls ausgeben wollen.

G.

Nachschrift. Durch eine Nachläßigkeit ist das Pack liegen blieben, der Brief kann aber noch fort.

Also antworten Sie mir auf das was vorsteht, eh will ich das Packt nicht fortschicken. Vielleicht ist's gut wenn Sie grad nach Jena in einen Gasthof gehen. Scheuen Sie sich dort vor nichts.

Und fassen Sie wieder Fuß auf der Erde! Man lebt nur einmal.

Ich weis im ganzen Umfang, was das heißt: sich das Schicksal eines Menschen mehr, zu den übrigen Lasten auf den Hals binden, aber Sie sollen nicht zu Grunde gehen.

Ich überlaß es Ihrem Urtheil. Wollen Sie in Gera bleiben bis alles in der Ordnung in Jena ist. Das halt ich für besser. Und so sitzen Sie in Gera ruhig.

(sollte aber etwas vorfallen, so)

Gehn Sie grad nach Jena in einen Gasthof und melden mir's von da.

G.

3.

23. November 1778.

Ihre Briefe vom 17. und 18. November habe ich heute den 23sten zusammen erhalten, und bin ihrem Inhalt insoweit zuvorkommen, daß ich mich für Jemanden, der mir empfohlen sei, der in Jena eng und still unter dem Schutz der Akademie leben wolle, um das Genauste erkundigt habe.

Bis die Antwort kommt, bleiben Sie ja in Gera ruhig, übermorgen will ich ein Päckchen an Sie abschicken und Ihnen mehr sagen.

Sie sind mir nicht zur Last, vielmehr lehrt mich's wirthschaften, ich vertändle viel von meinem Einkommen, das ich für den Nothleidenden sparen könnte. Und glauben Sie denn, daß Ihre Thränen und Ihr Segen nichts sind? Der der hat, darf nicht segnen, er muß geben, aber wenn die Großen und Reichen dieser Welt Güter und Rangzeichen austheilen, so hat das Schicksal dem Elenden zum Gleichgewichte den Segen gegeben, nach dem der Glückliche zu geizen nicht versteht.

Vielleicht findet sich bald, wo Sie mir nützlich sein können, denn nicht der Projektmacher und Versprecher, sondern der im Geringen treue Dienste anbietet, ist dem willkommen, der so gern was Gut's und Dauerhaftes thun möchte.

Hassen Sie die armen Menschenfreunde mit Clauseln und Cautelen nicht, man muß recht fleißig beten, um bei so viel widrigen Erfahrungen den jugendlichen guten Willen, Muth und Leichtsinn (die Ingredienzien des Wohlthuns) zu erhalten.

Und es ist mehr eine Wohlthat von Gott, wenn er uns, da man so selten was thun kann, einmal einen wirklich Elenden erleichtern heißt.

Bleiben Sie ruhig, bis Sie mehr von mir hören, lassen Sie sich mit Altenburg nicht ein; sollte sonst was vorkommen, so schreiben Sie mir. Ihre Briefe sind sehr lang gelaufen. Schreiben Sie mir, wenn dieser ankommt, ich schicke ihn ab den 23. November 78.

G.

4.

14. Dezember 1778.

Ihren Brief vom 7. Dezember erhalte heut Freitags den 11ten früh.

Und zuerst zu Ihrer Beruhigung, Sie sollen in nichts gezwungen sein, Sie sollen die hundert Thaler haben, wo Sie sich aufhalten, nun aber hören Sie mich.

Ich weiß, daß dem Menschen seine Vorstellungen Wirklichkeiten sind, und obgleich das Bild, das Sie sich von Jena machen, falsch ist, so weiß ich doch, daß sich nichts weniger als solch eine hypochondrische Aengstlichkeit wegraisonniren läßt. Jena hielt ich aus viel Ursachen für den besten Aufenthalt für Sie. Die Akademie und Stadt hat lang ihre alte Herrlichkeit und Wildheit verloren, die Studenten sind nicht schlimmer wie überall und viele darunter recht hübsche Leute. Man ist

das Auf- und Abgehen so mancher Menschen gewohnt, daß ein einzelner nicht merkwürdig ist. Es leben viele Leute kümmerlich daselbst, daß Armuth kein Merkzeichen und Verachtung ist. Es ist doch immer eine Stadt, wo das Nothwendige eh zu haben ist. Der auf dem Lande im Winter krank würde ohne Wartung, wie elend wäre das. Ferner die Leute, zu denen ich Sie wies, sind gute Hausleute, die auch um meintwillen Ihnen gut würden begegnet sein. Bei allem, was Ihnen vorkommen konnte, war ich im Stand, Ihnen durch diesen oder jenen zu helfen. Sodann saßen Sie gewiß fest. Ich konnte Ihnen bei Ihrer Einrichtung behülflich sein, brauchte jetzt nur für Wohnung und Tisch gut zu sagen und erst nachher zu bezahlen. Ich hätte Ihnen auf Neujahr ein Weniges gegeben, das Uebrige mit Credit gemacht. Sie wären mir näher gewesen. Jeden Markttag konnt ich Ihnen was schicken, manchmal an Wein, Viktualien, Geräthe, das mich nicht mehr kostete und Ihnen leidlichers Leben machte, ich hätte Sie an meine Haushaltung näher anknüpfen können. Wie fatal ist die Communication mit Gera, nie kommt was zur rechten Zeit an und kostet Geld, das Niemand genießt. Sie wären vielleicht ein halb Jahr in Jena gewesen, ohne daß Sie Jemand bemerkt hätte. Dies ist die Lage, die mir Jena vor allem vorziehen ließ, Sie würden eben das thun, wenn Sie das Verhältniß mit ungetrübten Augen sähen. Wie wär's, wenn Sie eine Probe machten? Doch ich weiß, daß den Menschen von zitternder Nerve eine Mücke irren kann und daß dagegen kein Reden hilft.

Ueberlegen Sie's, Sie würden sich's und mir erleichtern, ich verspreche, daß Sie in Jena gut aufgehoben sein sollen. Können Sie's aber nicht über sich gewinnen, so bleiben Sie in Gera. Auf Neujahr sollen Sie 25 Thlr. haben und so die Vierteljahre jederzeit pränumerirt, Ostern, Johanni und Michäl. Anders kann ich meine Einrichtung nicht machen. Da es mir an meinem Platz so leicht ist, Geld zu haben, muß ich desto strenger in meiner Wirthschaft sein. Auch das, was ich Ihnen bisher gegeben habe, da es am Ende des Jahrs und ganz unerwartet kam, hat mir eine Lücke gemacht, die ich wieder flicken muß. Schreiben Sie mir doch, wie viel's war? ich habe einen Posten nicht aufgeschrieben und finde einen Verstoß in meiner Rechnung.

Wenn Sie in Jena wären, könnt ich auch eher einigen Auftrag und vielleicht einiges Geschäfte Ihnen geben, Sie persönlich kennen lernen und so weiter.

Handeln Sie aber ganz nach Ihrem Herzen, und wenn meine Gründe nicht in Ihr Herz übergehen, Ihnen mit der Ueberzeugung nicht auch Ruhe und getrosten Muth in Jena versprechen, so bleiben Sie in Ihrer jetzigen Stille. Fangen Sie bald an, Ihr Leben zu beschreiben und schicken mir's stückweise, und sein Sie überzeugt, daß mir alles recht ist, was Sie beruhigen und zufriedenstellen kann, und daß ich Jena blos wählte, weil ich auf die bequemste und leichteste Art für mich, Ihnen das leidlichste Leben zu verschaffen hoffte.

G.

5.

3. Januar 1779.

Hierbei kommen fünf Louisd'or. Ich bitte Sie indeß, Geduld zu haben; kann ich mehr für Sie thun, will ich's gerne.

Ich erwarte die Fortsetzung ihres Lebens, danke für Ihr Vertrauen.

G.

6.

26. März 1779.

Diesen Monat bin ich wenig nach Hause gekommen und finde nunmehr Ihren Aufsatz. Ihrer Noth habe ich nicht vergessen. In Ilmenau hab ich mich nach einem Aufenthalt für Sie umgethan und das nothwendige würden Sie daselbst für 100 Thlr. haben, wofür ich mich von Viertel- zu Vierteljahren verbürgen würde; einiges Taschengeld würde sich denn auch finden. Nur muß ich Ihnen aufrichtig wiederholen, zu keinem guten Dienste kann ich Ihnen nicht Hoffnung machen; sollten Sie mir in herrschaftlichen Aufträgen, deren ich in jener Gegend habe, an Hand gehen können; so würde ich im Falle sein, Ihnen auch etwas dafür zu reichen, es wäre eine Erleichterung und ein Anfang. Vielleicht fügt sich etwas weiter. Ihre Wohnung wäre in einem Bürgerhaus, allein

ihr Tisch auswärts bei andern rechtdenkenden braven Leuten, Jedermann würde Ihnen gut begegnen und es wäre wenigstens ein Schritt näher. Denn in Lotterie-Sachen ist wohl schwerlich bei uns zu hoffen. Dabei gesteh ich Ihnen, daß ich wünsche, daß das Wenige, was Sie von mir haben, in des Herzogs Landen verzehrt werde, da ich es von daher nehme.

Hier schick ich das Osterquartal, sehe aber wohl, daß Sie die Zeit her wieder schuldig worden sein werden, und daß es höchstens zur Reise hinreichen mag.

Entschließen Sie sich bald. Der Vorschlag wird Sie wenigstens der Ruhe näher bringen, wenn er Ihnen auch weiter keine Aussichten giebt, an äußerlicher Achtung und Wartung in Krankheit wird's Ihnen nicht fehlen. Wir hoffen, daß das Bergwerk wieder in Umtrieb kommen soll, vielleicht giebt's dabei etwas zu thun. Um alsdann empfohlen werden zu können, ist's nothwendig, daß Sie schon einige Zeit im Lande sind. Antworten Sie mir bald, erkundigen Sie sich nach dem Wege. Alsdann sollen Sie das Nähere von mir hören.

Ihre Schrift über Lottos ist recht sehr gut, sie zeugt von Ihren guten Einsichten und Gesinnungen.

Ich darf Ihnen die Geduld empfehlen, da Sie überzeugt sind, daß ich gern das Mögliche für Sie thue.

G.

7.

(Nach Ilmenau.) Den 22. Mai (1779.)

Mit dem wenigen Geld, was ich schicken kann, bitt ich zu wirthschaften. Ende Juni will ich gleich Ihnen Wohnung und Tisch Geld schicken und noch etwas dazu. Ich wünsche, daß es Ihnen unter denen Bergen leidlich gehn möge. Bücher will ich schicken, nur bitt ich, da ich sie selbst zusammen borgen muß, sie bald und ordentlich transportweise zurück. Dem Boten hab ich gesagt, er soll bei Ihnen jederzeit anfragen, ob Sie etwas an mich haben. Dem neuen Amtmann, der hinaufkommt, will ich gleich von Ihnen sagen. Hauptmann Castrop * weiß nichts mehr von Ihnen als die andern, und von Ihrem Verhältniß zu mir gar nichts; ich sagt ihm nur: Ihre Gelder gingen durch meine Hände und so könnt ich für Logis und Tisch gut sagen. Es ist ein gefälliger dienstfertiger Mann, er wird ehestens zu Ihnen kommen. Er ist Artillerie-Hauptmann und beim Wegebau, und ich habe an ihm, da mir die Direktion des Militair- und Straßen-Wesens übergeben ist, einen fleißigen und braven Mann. Schreiben Sie doch, wenn Sie ruhig sind, mehrere Anekdoten zu Ihrem Leben auf; was Sie in verschiedenen Ländern bemerkt haben, gehn Sie sie einzeln durch; es ist auch eine Zerstreuung und mich vergnügts. Der junge Dr.

* Jean Antoine de Castrop, s. Riemer Mittheil. üb. G. II, S. 82.

Scharf ist ein geschickter Medikus, es wäre vielleicht nicht übel, wenn Sie ihn gelegentlich konsulirten; wenn Sie wollen, will ich Sie ihm auch empfehlen lassen.

G.

8.

12. Juni 1779.

Danke Ihnen für das Ueberschickte; in acht Tagen sollen Sie einiges Taschengeld haben, und für die Befriedigung Ihrer Wirthe will ich auch sorgen.

Die Bücher für Sie habe leider über so viel Sachen, die mir im Kopf schwärmen, vergessen; ich will heut noch eine Parthie besorgen.

Fahren Sie in Ihren Aufsätzen fort und was Sie sonst oben bemerken schreiben Sie mir auch.

G.

9.

23. Juni 1779.

Ihren Brief mit den Ilmenauer Nachrichten habe wohl und unverletzt erhalten und danke recht sehr. Fahren Sie fort, mir Alles zu melden; ist gleich nicht sobald und durch-

aus zu helfen, so giebts einem doch mancherlei Ideen. Morgen wird Hauptmann Castrop von hier abgehen; ich gebe ihm Geld an Sie mit, denn ich habe ihm schon ehmals gesagt, daß Sie Ihr Geld durch mich empfingen. Er soll erst Rechnung mit Ihren Wirthen machen, eine Art von Contrakt schließen, und ich will mich alsdann verbinden, alle Vierteljahr die Leute zu bezahlen.

Hier etwas Papier und Sieglack.

G.

10.

13. Juli 1779.

Mir ist sehr lieb, daß Castrop den Contrakt auf diese Weise berichtigt hat und Sie nunmehr allein mit Hoes zu thun haben; diese verlangen hundert Thaler jährlich und ich will diesen Leuten vierteljährlich die 25 Thlr. garantiren, und auch sorgen, daß Sie mit Ende Juli ein bestimmtes Taschengeld empfangen. Was ich in natura schicken kann, als Papier, Federn, Siegellack 2c. will ich auch thun; hier sind indeß Bücher, die ich nach der Designation zurück bitte.

Für Ihre Nachrichten danke ich, fahren Sie fort. Der Wunsch, Gutes zu thun, ist ein kühner, stolzer Wunsch; man muß schon sehr dankbar sein, wenn einem ein kleiner Theil davon gewährt wird.

Nun hab ich einen Vorschlag. Wenn Sie in Ihrem neuen Quartier sind, wünscht ich, daß Sie einem Knaben,

für dessen Erziehung ich zu sorgen habe, und der in Ilmenau die Jägerei lernt, einige Aufmerksamkeit widmeten. Er hat einen Anfang im Französischen, wenn Sie ihm darin weiter hülfen! Er zeichnet hübsch, wenn Sie ihn dazu anhielten! Ich wollte Zeiten bestimmen, wenn er zu Ihnen kommen sollte; Sie würden mir viel Sorge, die ich oft um ihn habe, benehmen, wenn Sie in freundlichen Unterredungen ausforschten, mir von seinen Gesinnungen Nachricht gäben und auf sein Wachsthum ein Auge hätten. Alles kommt darauf an, ob Sie eine solche Beschäftigung mögen. Wenn ich von mir rechne, der Umgang mit Kindern macht mich froh und jung. Wenn Sie mir darauf antworten, will ich Ihnen schon nähere Weisung geben. Sie würden mir einen wesentlichen Dienst erzeigen, und ich würde Ihnen von dem, was zu des Knaben Erziehung bestimmt ist, monatlich etwas zulegen können.

Möchte ich doch im Stande sein, Ihren trüben Zustand nach und nach auszuhellen und Ihnen eine beständige Heiterkeit zu erhalten.

Nachschrift. Die Nachrichten über Erfurt hab ich richtig erhalten, auch die übrigen Packete völlig rein an Siegeln.

Ich schicke hier einen Contrakt in duplo, den Sie mit Riethen auswechseln können. Sie wären also für dies nächste Jahr vor dem äußersten Mangel geschützt, und ich bitte Sie, sich möglichst zu beruhigen, und sich zu überzeugen, daß ich gern stufenweise für Sie thun will, was ich kann. Den

Contrakt, unter den ich meine Garantie gesetzt habe, unterschreiben Sie an dem Platz, wo das X mit Bleistift steht und geben ihn an Ried (Rieth).

Ihr Brief ist mir gestern richtig überbracht worden.

G.

11.

3. August 1779.

Sein Sie unbesorgt, wenn Sie nicht immer von mir hören. Der Bote hat Packet und den Brief vom 2. August wohl überbracht.

Meine Gesinnungen und Handlungen werd ich nie gegen Sie ändern, wie ich's auch von Ihnen hoffe. Behalten Sie Ihre Freimüthigkeit und schreiben mir Alles, was Ihnen vorkommt, ohne Furcht, mich zu beleidigen.

Hier sind Gel. Zeitungen (Allg. d. Bibl.) und 6 Thlr. Münze.

Tuch zu einem Kleide sollen Sie nächstens haben, auch vor dem Winter sonst noch das Nöthige; ich komme vielleicht selbst nach Ilmenau, wo wir mehr sprechen können.

Wegen Rieds (Rieths) werd ich sehn was mir die Umstände zu thun erlauben. Sonst rath ich in solchen Fällen nicht leicht zu Ausnahmen. Wegen des Knabens will ich nächstens weitläufiger schreiben.

Hierbei kommt auch Leinwand zu ein halb Dutzend Hemden.

G.

(Auf der Rückseite dieses Briefs:) Ein junger Mensch Namens Seidel, der mein Hauswesen versieht,* wird bei Ihnen einsprechen und wegen des jungen Peter im Baumgarten ** das nöthige mit Ihnen abreden, auch sonst besorgen, weil zu schreiben es zu weitläufig ist.

G.

12.

9. September 1779.

Was Sie an Petern thun, dank ich Ihnen vielmals, denn der Junge liegt mir am Herzen, es ist ein Vermächtniß des unglücklichen Lindaus.*** Thun Sie nur gelassen Gutes an ihm. Wie Sie ihm ankommen können! Ob er liest, ob er französisch treibt, zeichnet ꝛc. mir ist alles recht, nur daß er für die Zeit etwas thue und daß ich von ihm höre wie Sie ihn finden und was Sie über ihn denken. Gegenwärtig lassen Sie ihn ja den Jägerstand als sein erstes und letztes betrachten und hören Sie von ihm, wie er sich dabei benimmt, was ihm behagt, was nicht und was weiter. — Denn glauben Sie mir, der Mensch muß ein Handwerk haben, das ihn nähre.

* „Goethes aus dem elterlichen Hause mitgebrachter vertrauter Schreiber und Diener Philipp Seidel, dessen er, wie zur Familie gehörig, sogar in den Briefen an Augusta, Gräfin zu Stolberg, gedenkt, von dem sie ihre Brüder sich solle erzählen lassen." Riemer, Mittheil. üb. G. II, S. 59.

** Imbaumgarten wurde der Knabe genannt, weil angeblich gefunden in der Schweiz in einem Baumgarten.

*** S. G. W. in 12°. Bd. 48 S. 134.

Auch der Künstler wird nie bezahlt, sondern der Handwerker. Chodowiecki der Künstler, den wir bewundern, äße schmale Bissen, aber Chodowiecki der Handwerker, der die elendsten Sudeleien mit seinen Kupfern illuminirt, wird bezahlt. Wähnen Sie ja nicht, Peter habe die Geduld und das Ausharren zum Künstler, jetzt da er in den Wald soll, will er zeichnen, er würde eine Begier nach dem Holz haben, wenn er an die Staffelei sollte.

Ich verreise von hier auf einige Wochen* und schicke etwas klein Geld. Castrop hat den Auftrag, die 25 Thlr. an Rieds (Rieths) zu bezahlen.

Wenn ich wieder komme, sollen Sie von mir hören.

G.

13.

Weimar, den 13. Januar 80.**

Wir sind glücklich, wohl und vergnügt wieder angekommen. Ihre Packete habe ich in Frankfurt richtig erhalten

* Am 23. Sept. d. J. begab sich der Herzog mit Goethe und von Wedel über Cassel und Frankfurt nach der Schweiz, die sie Anfangs Oktober betraten und gegen Ende November (am 13ten waren sie auf dem Gotthart) verließen; worauf sie nach Besuchen an einigen deutschen Höfen heimkehrten. Riemer, Mittheil. ü. G. II, S. 98 ff. Goethes W. in 12°. B. 16 S. 219 ff.

** Tag der Ankunft in Weimar von der Schweizer-Reise (Riemer a. O. S. 100). Also gleich am ersten Tag der Heimkunft gedenkt Goethe seines Schützlings.

und danke recht sehr. Durch Ihre Aufmerksamkeit auf diese Dinge, und Ihre Bemühungen mit Petern, leisten Sie mir einen wahren Dienst und vergelten mir reichlich alles was ich etwa für Sie gethan habe. Sein Sie wegen der Zukunft ohne Sorgen, es werden sich gewiß Gelegenheiten finden, wo Sie nützlich sein können, indeß fahren Sie wie bisher fort.

Nächstens will ich Rieden das verflossene Vierteljahr schicken, auch Ihnen was Sie etwa nebenher schuldig geworden; melden Sie mir wie viel, und einiges Taschengeld auf das Gegenwärtige. Für Petern will ich auch sorgen. Nur so viel diesmal in Eile.

G.

Ich erhalte Ihren Brief und will das Nöthige besorgen; bleiben Sie ruhig. Nächstens schicke ich Geld und schreibe mehr.

G.

Der Brief ist zurückgeblieben und ich entschließe mich gleich das Geld zu schicken. Ihren Wirth bedaure ich. Die Fr. Ried erhält durch dieses das verflossene Vierteljahr. Ihnen schicke ich auch 25 Thlr. Ihre Schulden zu bezahlen und sich weiters fortzuhelfen. Nächstens, wenn das Wetter besser wird, will ich Ihnen einen Wagen schicken und Sie abholen lassen, wenn ich nicht selbst komme. Wegen Petern schreibe ich an Herrn v. Staff. Fahren Sie fort das möglichste mit ihm zu thun.

Die Strafe wegen des leidigen Handels bezahlen Sie nur ohne Umstände, ich will Ihnen lieber das Geld dazu geben, als daß Sie um Abolition einkommen. Die Sache wird nur

dadurch wieder lebendig und ich möchte nicht, daß der Herzog Ihren Namen bei so einer Gelegenheit zu sehen kriegte. Bezahlen Sie nur und schreiben was es macht.

14.

10. Februar 1780.

Ich habe so viel zu thun, daß ich nicht sagen kann als, ich bitte sich zu beruhigen.

Sie haben den Fehler der zu großen Aengstlichkeit und daß Ihre immer geschäftige Imagination alles aneinander hängt, und überall Sturz und Fall und das Ende aller Dinge zu sehen gewohnt ist. So lang der Amtmann rechtschaffen handelt, hat er nichts zu fürchten. Was diese Sache für eine weitere Wendung nimmt, wird zu erwarten sein. Mischen Sie sich in weiter nichts und bleiben still auf ihrem Platz.

W., den 10. 9ebr. 80. *

G.

* Goethe bezieht sich hier auf Vorstellungen über Mißstände der Verwaltung, besonders im Steuerwesen (s. oben S. 165 und im Folgenden Brief 16, 17, u. Br. 18 zu Ende, 19 z. E.). Eben dem Manne, der ihm diese Vorstellungen machte, gilt offenbar die Stelle aus seinem Tagebuch vom 13. Mai dieses Jahrs, die Riemer a. O. S. 119 mittheilt. Goethe spricht von einem Berichtenden, „der zwar die Mängel gut sehe, aber nicht im Stande sei, eine Warze wegzunehmen; und der, wenn er ein Amt hätte, Alles mit dem besten Vorsatz durcheinanderrühren würde. Doch will ich ihn auch nicht verlassen; er nützt mir doch und ist wirklich ein edler Mensch. In der

15.

11. August 1780.

Ich danke für den Antheil an meinem Befinden, auch darüber bitt ich sich zu beruhigen, denn wir halten durch keine Sorge einen Menschen unter den Lebendigen.* Gewohnt, jeden Tag zu thun, was die Umstände erfordern, was mir meine Einsichten, Fähigkeiten und Kräfte erlauben, bin ich unbekümmert, wie lang es dauern mag, und erinnere mich fleißig jenes Weisen, der auch drei wohlgenutzte Stunden für hinreichend erklärt hat.

Was Sie selbst betrifft, will ich Sie unter Diejenigen aufzeichnen, deren Versorgung ich nach meinem Tode meinen Freunden hinterlasse. G.

Nähe ist's unangenehm, so einen Nagewurm zu haben, der, unthätig, einem immer vorjammert, was nicht ist, wie es sein sollte. Bei Gott, es ist kein Canzlist, der nicht in einer Viertelstunde mehr Gescheidtes reden kann, als ich in einem Vierteljahre, Gott weiß in zehn Jahren thun kann u. s. w."

* Von einer Krankheit Goethes in diesem Monat ist nichts bekannt. Kurze Zeit nach der Rückkunft von der Reise waren die Folgen einer schon während derselben empfundenen Erkältung zu einem leidenden Zustand von mehreren Wochen ausgeschlagen. Aber schon am 7. April schrieb Goethe: „Jetzo geht wieder alles ganz gut" (Briefe an J. H. Merck, herausg. v. Wagner, Nr. 102). Auf jenes Uebelbefinden könnten sich also die obigen Zeilen nur bei bedeutender Verspätung der Zuschrift oder Antwort beziehen; eher auf ein späteres von kurzer Dauer, das man sich auch allenfalls durch die Anstrengung bei einer der Feuersbrünste dieses Sommers, bei welchen Goethe persönlich zu helfen suchte, veranlaßt denken könnte (Riemer a. O. S. 124.)

16.

6. Dezember 1780.

Der Amtmann soll sich nicht von jedem panischen Schrecken in so große Bewegung bringen lassen und das seinige zu thun fortfahren.

Es wäre mir angenehm, solch einen Vorschlag zu sehen, wie der Steuerkasse geholfen werden könnte.

Ich danke für die Excerpten, es ist eine große und beschwerliche Arbeit.

G.

17.

11. Januar 1781.

Für alles, was Sie mir durch Bernstein* geschickt, danke ich recht sehr; fahren Sie fort, mir mit Ihrer gewöhnlichen Freimüthigkeit über die Gegenstände zu schreiben. Was Sie selbst betrifft, glaube ich, Sie völlig zu beruhigen, wenn ich Ihnen überhaupt für dieses Jahr 200 Thlr. anbiete. Zu jedem Vierteljahr sollen Sie 50 haben, alsdann aber stehen Sie für alles. So viel kann ich entbehren; Sie brauchen nicht bei jeder Kleinigkeit ängstlich zu sein und können eintheilen wie Sie wollen. Ich habe meinem Seidel schon darüber Befehl gegeben. Leben Sie wohl und lassen mir

* Ein bekannter Chirurg.

bald wissen, daß Ihre Schmerzen Sie gänzlich verlassen haben.

G.

18.

31. Januar 1781.

Sie haben wohl gethan, mir den ganzen Zustand Ihrer Seele zu entdecken; ich lege gewiß alles zurechte, so wenig ich im Stande bin, Sie ganz zu beruhigen. Mein Etat, über den ich halten muß, wenn ich am Ende des Jahres nicht selbst Andern Verbindlichkeiten haben will, die sich für meinen Platz am wenigsten schicken, erlaubt mir nicht das mindeste über die 200 Thaler für Sie zu thun. Diese sollen Sie richtig erhalten, damit suchen Sie auszukommen und sich nach und nach das nöthige zu schaffen.

Ausdrücklich halt ich mir vor, daß Sie ohne mein Wissen und Einwilligung nicht Ihr Quartier noch den Ort Ihres Aufenthalts verändern. Jeder Mensch hat seine Pflicht, machen Sie sich das zur Pflicht Ihrer Liebe zu mir und es wird Ihnen leicht werden.

Wenn Sie von irgend Jemand borgten, würde mir es sehr unangenehm sein; eben diese unselige Unruhe, die Sie jetzt martert, hat das Unglück Ihres ganzen Lebens gemacht, und Sie sind mit 1000 Thalern nie zufriedener gewesen als jetzt mit den 200, weil Ihnen immer noch was zu wünschen übrig blieb, und Sie sich nie gewöhnt haben, Ihre Seele

in den Gränzen der Nothwendigkeit zu halten. Ich mache Ihnen darüber keine Vorwürfe, ich weis leider zu gut wie es in Ihnen zusammenhängt, und fühle, wie das Unverhältniß Ihres jetzigen und vorigen Zustandes Sie plagen muß. Genug aber, Ein Wort für Tausend: Am Ende jedes Vierteljahrs erhalten Sie Ihre fünfzig Thaler, fürs gegenwärtige soll Ihnen Seidel etwas voraus geben. Schränken Sie sich alsdann ein: das Muß ist hart, aber beim muß kann der Mensch allein zeigen, wie's inwendig mit ihm steht. Willkührlich leben kann jeder.

Melden Sie mir die erste Verfügung der Regierung an den Amtmann in Steuersachen.

G.

19.

11. Februar 1781.

Wenn Sie meinen letzten Brief nochmals unbefangen ansehen wollen, so werden Sie deutlich sehen können, daß Sie ihn falsch gedeutet haben. Sie sind weder in meiner Achtung gesunken noch hab ich einen schlechten Begriff von Ihnen, noch habe ich die gute Meinung fahren lassen, noch hat Ihre Denkungsart in meinen Augen einen Flecken bekommen; dies sind alles übertriebene Ausdrücke, die sich ein gesetzter Mann gar nicht erlauben sollte. Indem ich auch freimüthig meine Gedanken sage, indem ich einige

Züge Ihrer Denk- und Handelsart anders wünsche, heißt das gleich Sie für einen schlechten Menschen halten und das bisherige Verhältniß aufheben.

Eben diese hypochondrische allzuweiche und gleich aus dem Maas schreitende Sinnesart, die Ihnen den letzten Brief wieder eingegeben, ist's, die ich tadle und bedaure. Ist's schicklich, daß Sie mir sagen: ich soll befehlen, in was für einen Ton Ihre Briefe künftig sein sollen. Befiehlt man das einem ehrlichen und verständigen Manne? Ist's artig, daß Sie mir bei dieser Gelegenheit unterstreichen, daß Sie mein Brod essen? Ist's einem moralischen Menschen anständig, wenn man ganz leise etwas an ihm tadelt oder ihn von einer Seite krank nennt, gleich oben aus zu sein oder zu thun, als wenn ihm das Haus über dem Kopf einfiele.

Verdenken Sie mir doch nicht, wenn ich Sie mit dem, freilich Wenigen, was ich für Sie thun kann, auch [gerne] vergnügt und zufrieden wüßte.

Es bleibt also, wenn Sie wollen, beim alten; ich wenigstens werde in meinem Betragen gegen Sie nichts ändern.

Was den Plan betrifft, den der Amtmann in der Steuersache einzuschicken hat, so mag er ihn aufrichtig, doch mit der für seine Lage nöthigen Vorsicht abfassen. Besonders wegen des Zukünftigen ganz bestimmte und auslangende Vorschläge thun, das Uebrige wird sich finden.

G.

20.

3. September 1783.*

Das Geld will ich, wenn ich nach Weimar komme, übersenden. Uebrigens bitte ich sich zu beruhigen, es ist für Ihren Gemüthszustund besser, daß Sie in der Stille leben. Sie haben mir schon Dienste geleistet und es findet sich auch wohl noch Gelegenheit dazu. Keine Gnade habe ich auszutheilen und meine Gunst ist nicht so wandelbar. Leben Sie wohl und genießen des Wenigen in Frieden.

G.

* Auf diesem Billet ist hinten die Adresse Hrn. Kraft.

1786.

Der letzte Brief unserer Sammlung, über dritthalb Jahr später als der letzte der vorigen Reihe geschrieben, ist vereinzeltes Zeugniß von einem ältern und bedeutendern Verhältniß Goethe's, dessen Lockerung aber schon in demselben sichtbar wird, von dem zu Friedrich Heinrich Jacobi.

Jacobi's persönliche Bekanntschaft machte Goethe zu Köln im Sommer 1774 auf der Pilgerfahrt mit Lavater und Basedow (Bd. 26 S. 283 ff.). Die originelle Richtung Jacobi's gegen das Unerforschliche war ihm höchst willkommen und gemüthlich. Er war eigen durchdrungen, als ihm derselbe mit unbedingtem Vertrauen die tiefsten Seelenforderungen nicht verhehlte; wenn auch für ihn daraus nur Vorahnungen dessen entspringen konnten, was ihm vielleicht künftig deutlicher werden sollte. Eine Vermittlung ihres Austausches gab Spinoza. Die Bekanntschaft mit Spinoza's Ethik, die grenzenlose Uneigennützigkeit, die ihr zu Grunde liegt, und aus lauterem Gottesbegriffe fließend, als unbedingte Liebe in ihn zurückfließt, war zu Goethe's Beruhigung und zur heimlichen Aufwallung seiner Tiefen gediehen. Jacobi, den er zuerst hineinblicken ließ, dessen Natur gleichfalls im Tiefsten arbeitete, nahm sein Vertrauen mit voller Erwiederung auf. Auch er empfand ein unaussprechliches geistiges Bedürfniß, auch er wollte es nicht durch fremde Hilfe beschwichtigt, sondern aus sich selbst herausgebildet und aufgeklärt haben. Goethe konnte des Freundes Gemüthszustand, wie selbst den eigenen, nicht ganz fassen. Jacobi, der in philosophischem Denken und in Betrachtung des Spinoza ihm voraus war, suchte sein Bestreben zu leiten und aufzuklären. Leidenschaftlich zur Mittheilung erregt, kehrte Goethe bei Nacht, nach der Trennung zum Schlafengehen, nochmals zum Freunde zurück.

Der Mondschein zitterte über dem breiten Rheine, und sie, am Fenster stehend, schwelgten in der Fülle des Hin- und Wiedergebens, das in jener herrlichen Zeit der Entfaltung so reichlich aufquillt. „Doch wüßte ich — sagt Goethe in Dichtung und Wahrheit — „von jenem Unaussprechlichen gegenwärtig (38 Jahre später) keine Rechenschaft zu liefern.“ Vielleicht, daß unter den Geständnissen, die sie austauschten, auch jenes in Beiden eigenthümliche, beziehungsweise verwandte Gefühl zur Sprache kam. Was nämlich bei Goethe gerade damals (s. Bd. 26 S. 286) „gewaltig überhand nahm und sich nicht wundersam genug äußern konnte, war die Empfindung der Vergangenheit und Gegenwart in Eins: eine Anschauung, die etwas Gespenstermäßiges in die Gegenwart brachte.“ Und Jacobi wurde noch in diesen Mannesjahren oft von einer Vorstellung erschreckt, die ihn schon als Knaben mit so unversehener Klarheit und Gewalt ergriffen, daß er mit einem lauten Schrei zusammensank. Es war, sagt er (J. W. Bd. 4 Th. 2 S. 67), „eine von allen religiösen Begriffen ganz unabhängige Vorstellung endloser Fortdauer,“ die ihn „beim Nachgrübeln über die Ewigkeit a parte ante“ in jene Ohnmacht warf, gleichwohl ihn nachher zu ihrer Erneuerung reizte und endlich in einen Zustand von Verzweiflung brachte. Allmählig seltener geworden, von seinem 17. zum 23. Jahr ganz zurückgetreten, kehrte auf einmal diese „Erscheinung“ wieder; er erkannte ihre gräßliche Gestalt, war aber so standhaft, sie für einen zweiten Blick festzuhalten, der ihm die Gewißheit ihrer Objectivität gab. Sie kam noch oft, obwohl er sie sorgfältig mied und des Glaubens war, daß er zu jeder Zeit sie willkührlich in sich erregen, wenn er sie aber einigemale hintereinander wiederholte, sich in wenig Minuten dadurch tödten könnte. — Jacobi's disjunctive, Goethe's synthetische Natur zeigt sich selbst im Unterschiede dieser ähnlichen Empfindung. Damals indessen zu Köln, in Düsseldorf, im schönen Familienverein zu Pempelfort genoß Goethe in Jacobi's Umgang des entzückenden Gefühls einer Verbindung durch das innerste Gemüth. Dringend forderte er ihn auf alles was sich in ihm bewege, in irgend einer Form kräftig darzustellen. „Er säumte nicht, sagt Goethe, es mit Muth zu ergreifen, und wie viel Gutes, Schönes,

Herzerfreuendes hat er nicht geleistet! Und so schieden wir endlich in der seligen Empfindung ewiger Vereinigung, ganz ohne Vorgefühl, daß unser Streben eine entgegengesetzte Richtung nehmen werde, wie es sich im Laufe des Lebens nur allzusehr offenbarte."

Noch im selben Jahr dichtete Goethe seinen Prometheus; womit er befolgte, ja zum Gegenstande der Darstellung machte, was er dem Freunde vorgesagt: daß man durch Schaffen und Bilden seiner selbst gewiß werden müsse. Der berühmte Monolog drückt nur in anderer Wendung und in griechischer Symbolik eben die Entäußerung und Beruhigung aus, die Goethe in Spinoza's Weisheit gefunden. Wie dieser sittliche Denker von Furcht und Hoffnung sich lossagte, um in Tugend, die nur selbst ihr Lohn sei, von Willkühr, um in Freiheit, die nur Einstimmung mit der ewigen Natur sei, von jeder besondern Tröstung, um im Bewußtsein des Ewigen sich zu genügen: so entschlägt sich Goethe's Prometheus der Huld und des Zornes olympischer Götter und hat allein in selbstthätiger Einstimmung mit seiner Natur, mit der allmächtigen Zeit und dem ewigen Schicksal sein Behagen. Es ist eine Weltbetrachtung, die jener grenzenlosen Uneigennützigkeit und dieser freibeschränkten Selbstgenügsamkeit zu Grunde liegt.*

Auch Jacobi seinerseits war durchgedrungen zur Selbstgewißheit, zur Tugend nicht als Gesetzesdienst, sondern Bestimmung durch sich selbst (Freiheit), zur Wahrheit nicht als Beweisfolge, sondern selbstwesentliches Wissen (Idee). Er war aber in dieser Freiheit und Idee nicht in hervorbringender Thätigkeit auf sich selbst, sondern auf die Bildung seiner Zeit, die er gründlich durchgemacht hatte, gerichtet. Den Staatsmechanismus, wie er im Leben, den Dogmatismus, wie er in der Philosophie ihn vorfand, erkannte er in ihrem Selbstwiderspruch, ihrer Unwürde und Geistesleere. Seinen Gegensatz gegen jenen und diesen verriethen schon die Kritiken im deutschen Merkur (1773), manche Sätze der „fliegenden Blätter" (geschrieben 1775 ff.), noch mehr gegen jenen die Zurechtweisung Wielands „über Recht und Ge-

* S. Goethe Bd. 26 S. 312 ff. Vgl. Danzel Ueber Goethe's Spinozismus. Hamburg 1843.

walt" (1777), sowie die Aufsätze: „Etwas, das Lessing gesagt hat" (1782) und „über die Briefe des lettres de cachet" (1783), gegen beide manche bedeutende Stelle seines philosophirenden Romans „Woldemar" (1779). Aber wie mit der Zeitbildung, worin er hergekommen, kam Jacobi auch mit sich selbst in Widerspruch. Seine sittliche Freiheit, als Bestimmung nur aus sich, eine einfache, unentwickelbare Gewißheit, verlor allen Inhalt und war, obwohl aus dem edelsten Bewußtsein geschöpft, in der Wirklichkeit nicht zu unterscheiden von unbestimmter Subjektivität, Gefühl und Willkühr, Dünkel und Grille. Dies ist es, was sein Woldemar zum Theil eingesteht, zum Theil wider Absicht darthut in der unnatürlichen Gefühlsüberschwenglichkeit seiner Idealpersonen, die aus lauter Freiheit Sklaven von Zufall und Laune, aus Höchstsittlichkeit charakterlose Taumler sind. Einen Goethe, gewohnt, sein Selbst naiv und schöpferisch mit seiner Natur und Wirklichkeit zusammenzufassen, mußte solche Auflösung der letzteren anwidern. Bei einer Lustpartie des Weimar'schen Hofes ward im Walde zu Ettersburg Woldemar mit den Ecken des Einbands an einen Baum genagelt, aus dessen Zweigen Goethe die Verurteilungsrede hielt — „eine Albernheit," wie Goethe zwei Jahre darauf an Lavater schrieb, des „leichtsinnig trunknen Grimms, der muthwilligen Herbigkeit, die das Halbgute verfolgen, und besonders gegen den Geruch von Prätension wüthen." *

Aber daß Jacobi so naiv nicht war wie Goethe, war nicht seine Schuld. Folgerichtiger philosophirend als seine Zeitgenossen, hatte er mit der widerlegten Methode auch den in ihr schwebenden bestimmten Inhalt verloren; und da er von dieser Widerlegung nur das äußere Resultat, daß alles dies so nicht wahr sei, — aber nicht das innere, daß die Wahrheit, als das alles dies ineinander Aufhebende, als die Bestimmung aller dieser Bestimmtheiten (Geist mit seinem Inhalte), sei: so blieb ihm nur eine Erkenntniß ohne Wahrheit (leerer Verstand) und eine Wahrheit ohne Erkenntniß (bloser Glauben) übrig.

Jacobi erkannte richtig, daß der damalige Dogmatismus, consequent gemacht, auf Spinozismus zurückkäme, dieser aber weder den

*) S. Wachsmuth: Weimars Musenhof S. 54.

abstrakten Gott, noch die abstrakte Willensfreiheit zulasse. Jenes konnte er nicht anders einsehen; diese, die er unmittelbare Thatsachen des Bewußtseins nannte, nicht aufgeben. Dies war ihm peinlich. Indem er nun die Schriften anderer Denker auf jene Consequenz oder ihre Lösung ansah, waren ihm Lessings theologische und philosophische Aufsätze wichtig.

In mehreren spürte er einen ruhig nahgelegten Spinozismus.* Als er 1779 Lessingen seinen Besuch für das folgende Frühjahr ankündigte, war es mit der Absicht, weitere Aufschlüsse von ihm über diesen Punkt zu erhalten.** Den Anlaß gab, als er Anfangs Juli 1780 bei ihm war, der Monolog aus Goethe's Prometheus, den er Lessingen mit den Worten zu lesen gab: „Sie haben so manches Aergerniß gegeben, so mögen sie auch wohl einmal eines nehmen." Aber Lessing nahm kein Aergerniß, fand das Gedicht nicht blos, wie Jacobi, gut in seiner Art, sondern nach dem Gesichtspunkt, der schon lang sein eigener sei. Er erklärte sich gegen die orthodoxen Begriffe von der Gottheit und für Spinoza's Ein und All (Jac. W. IV, 1 S. 52 ff.). Es gebe, sagte er bei weiterer Besprechung, keine andere Philosophie als die des Spinoza. Jacobi gab dies zu; nur daß man dabei auf Fatalismus, auf einen Gott ohne Verstand und Willen komme. Er aber glaube eine verständige, persönliche Ursache der Welt und den freien Willen des Menschen, müsse also Spinoza's Antipode sein. Die Rechenschaft, die Lessing für diesen Glauben forderte, führte zunächst nur darauf, daß auch Leibnitzens, wie jeder Determinismus keinen Geist vor aller Wirklichkeit bestehen lasse. Und dann machte Jacobi seinen salto mortale, wie Lessing es nannte, indem er den seiner Philosophie entgegengesetzten Glauben, als das schlechthin Unbegreifliche, Einfache, durch sich Gewisse, an ihre Stelle setzte. Lessings Bemerkungen zeigten, daß er ein solches Uebernatürliche, welches „offenbar vorhanden" (d. i. nur natürlich) sei, nicht anerkenne; daß er aber

* S. Jacobi's W. B. IV, Th. 2 S. 234 f. Th. 1 S. 87 ff. Vgl. Th. 2 S. 127. S. 238. 242 f.

** Jac. W. Bd. IV, 1 S. 51. Vgl. S. 41.

Persönlichkeit mit dem allbestimmenden Gott, und Unsterblichkeit der Seelen mit ihrer Bestimmtheit nicht für unverträglich halte.

Im folgenden Jahre starb Lessing. Im Frühjahr 1783 erfuhr Jacobi durch eine Freundin, Mendelssohn wolle eine bereits versprochene Schrift über Lessings Charakter nun vornehmen. Hierauf vertraute er ihr unter der Rose der Freundschaft, daß Lessing in seinen letzten Tagen entschiedener Spinozist gewesen. Da er diese Gesinnungen gegen Mehrere geäußert haben könne, wäre es nöthig, daß Mendelssohn in seinem Ehrengedächtniß gewissen Materien entweder ganz auswiche oder sie wenigstens äußerst vorsichtig behandelte. Mendelssohn wisse vielleicht darum, vielleicht nicht; ihr sei es heimgestellt, ob sie ihm etwas hievon eröffnen wolle (A. D. S. 40). Jacobi wußte, daß Lessing nie sein System gegen Mendelssohn behauptet, nur einmal einen beziehungsweisen Anfang dazu gemacht, da es aber zu keiner Verständigung kam, abgebrochen hatte (A. D. S. 42). Er wußte, daß weder Mendelssohns Ansichten zu jenen, noch dessen Auffassung Lessings zur seinigen stimmte. Es waren ihm über seinen politischen Aufsatz: „Etwas, das Lessing gesagt hat" (1782) Gegenbemerkungen von Mendelssohn zugekommen, die ihn zu widerlegenden Erinnerungen (auch in Bezug auf Lessing) veranlaßt hatten (im deutschen Merkur, Januar 1783). Diese Erinnerungen waren scharf, ihr Schluß ließ genug merken, was Jacobi an den Berliner Aufklärungsphilosophen tadelte. Indessen erklärte sich Mendelssohn damit zufrieden.* Der Wink jetzt an Mendelssohn über Lessings Credo war nicht zweckmäßiger, als ihn unbefangen zu lassen. Daß Mendelssohn nicht angenehm davon berührt war, zeigte sich bald. Er ließ Jacobi'n einige nicht eben geschickte Fragen stellen, die ihn zur Einschränkung des Ausgesagten nöthigen sollten, erbat sich das Bestimmte ausführlich und versprach, es dann in seiner Charakteristik Lessings im Interesse der Wahrheit zu erwähnen (A. D. S. 43).

Hierauf schrieb ihm Jacobi, nach Vorbemerkungen über seine eigene philosophische Bildung und sein Verhältniß zu Lessing, die Umstände und Sätze jenes Gesprächs und einiges Andere, was für Lessings

* J. W. Bd. II, S. 398 f. Bd. IV, 2 S. 201. 1 S. 39 Anm.

Spinozismus zeugte. Das Unpassende jener Fragen Mendelssohns machte er einfach deutlich. Dieser ließ ihm nun schreiben, daß er ihn mißkannt habe und einen selbständigen Philosophen in ihm gewahr werde; eine Anerkennung, in deren Ausdruck jedoch der Verdacht durchzuschimmern scheint, Lessing sei durch Jacobi zum Spinozismus eingeladen worden. Es leuchte, sagt Mendelssohn, aus dem Gebäude, das Jacobi sich ganz auf eigene Kosten errichtet, so viel philosophischer Scharfsinn hervor, daß er gar wohl begreife, wie Lessing dafür hätte eingenommen werden und für den Erbauer derselben ein unumschränktes Zutrauen gewinnen können. — Wegen jener Fragen sei er bereit, um Verzeihung zu bitten. Für weitere Beantwortung bat er um Frist. Eh' er über Lessings Charakter schreibe, werde er über Einiges in Jacobi's Aufsatze sich noch Erläuterungen ausbitten. Uebrigens halte er „noch immer für nützlich, den Liebhabern der Speculation durch eclatante Beispiele zu zeigen, welcher Gefahr sie sich aussetzten, wenn sie sich derselben ohne allen Leitfaden überließen.“*

Nach sieben Monaten, im Sommer 1784, ward Jacobi benachrichtigt, Mendelssohn gedenke, die Schrift über Lessing aufzuschieben, um erst einen Gang mit den Spinozisten oder AllEinern zu wagen, entweder mit ihnen insgemein oder (was mehr nach seinem Geschmack) mit einem herausgegriffenen. Jacobi äußerte seine Freude darüber. Im August ging ihm ein Schreiben von Mendelssohn zu. Nach freundlicher Einleitung das Geständniß, daß ihm manche Stelle in Jacobi's Aufsatze schlechterdings unverständlich sei, und bei mancher er die Bündigkeit vermisse, mit der die Gedanken in Jacobi's System passen. Bei seiner Absicht, etwas über den Spinozismus zu entwerfen, müsse ihm wichtig sein, die Gründe gehörig einzusehen, mit welchen Jacobi das System dieses Weltweisen zu unterstützen bemüht sei. Er nehme sich also die Freiheit, ihm seine Bedenklichkeiten und Erinnerungen vorzulegen. „Sie haben den Handschuh ritterlich hingeworfen; ich nehme ihn auf“ u. s. w.

Die Erinnerungen, die Mendelssohn beilegte, verrathen seine Meinung, daß Jacobi sowohl Spinoza's System in der Darstellung

* Vgl. Jacobi an Herder: Jac. W. Bd. III, S. 491 f.

verschlimmert, als auch Lessings Humor zu ernsthaft genommen habe. Seine sachlichen Einwendungen zeigen, daß weder Jacobi noch Spinoza genug von ihm verstanden war. Dabei bemerkte er, Jacobi's ehrlichen Rückzug unter die Fahne des Glaubens lasse er an seinen Ort gestellt. „Er ist völlig in dem Geiste ihrer Religion, die Ihnen die Pflicht auferlegt, die Zweifel durch den Glauben niederzuschlagen. Der christliche Philosoph darf sich den Zeitvertreib machen, den Naturalisten zu necken; ihm Zweifelsknoten vorzuschlagen, die ihn, wie die Irrlichter, aus einem Winkel in den andern locken und seinen sichersten Griffen immer entschlüpfen. Meine Religion kennt keine Pflicht, dergleichen Zweifel anders als durch Vernunftgründe zu heben, befielt keinen Glauben an ewige Wahrheiten. Ich habe also einen Grund mehr, Ueberzeugung zu suchen.“ *

Jacobi, den der Brief an einem Kurort erreichte, schickte vorerst an Mendelssohn eine früher geschriebene Erörterung der Philosophie Spinoza's, mit dem Versprechen, nach der Heimkehr, Mendelssohns Erinnerungen mit dem Aufsatze, den sie betrafen, zu vergleichen, um dann das etwa Nöthige nachzuholen. Daß er ritterlich den Handschuh hingeworfen, davon wisse er nichts. Sei er ihm entfallen und Mendelssohn wolle ihn für hingeworfen ansehen, ihn aufnehmen: gut, er wende nicht den Rücken, sondern wehre sich seiner Haut, so gut er könne. Wofür er aber stand und stehe, sei nicht Spinoza und sein Lehrgebäude: es seien jene Worte des Pascal: La nature confond les Pyrrhoniens, et la raison confond les Dogmatistes. Dieses, was und wer er sei, habe er vernehmlich gesagt; und daß ihn Mendelssohn für einen Andern halte, komme nicht von irgend einem blauen Dunste, den er gemacht hätte. Kampf und Ausgang würden zeigen, daß er, fern von unerlaubten Künsten, auf nichts weniger bedacht sei, als sich zu verstecken.

Im Februar 1785 kam an Jacobi wieder mittelbar die Meldung, Mendelssohn hoffe ihm durch ein vielleicht zwanzig und mehrere Bogen starkes Manuscript zu beweisen, daß er ihn immer noch in lebhaftem Andenken habe. Zwar lassen Nervenschwäche und Geschäfte

* Vgl. An Herder: J. W. Bd. III, S. 500 f.

ihn nicht vorherbestimmen, wann er es Hrn. Jacobi werde vorlegen können; doch thue er sein Mögliches. Dazu fragte Mendelssohn, ob er vielleicht von Jacobi's philosophischen Briefen dereinst öffentlichen Gebrauch machen dürfte. Vorerst sei zwar seine Untersuchung eine allgemeinere der Beweise vom Dasein Gottes. Er lasse sich aber in der Folge auch auf die besondern Gründe des spinozistischen Lehrgebäudes ein, und dabei wäre ihm von großer Bequemlichkeit und vielen Lesern von großem Nutzen, wenn er sich des lebhaften Vortrags des Herrn Jacobi dabei bedienen und ihn an Spinoza's Statt sprechen lassen könnte.

Die Erlaubniß hierzu ertheilte ihm Jacobi unverzüglich und ließ ihr nach einiger Zeit die Entgegnung auf die Erinnerungen nachfolgen. Mit Recht bemerkte Jacobi, der Hauptgrund von Verwirrung in Mendelsohns Einwendungen sei, daß er nicht auf das urkundliche System des Spinoza zurückgegangen. Dieses müsse klar sein, eh' zwischen ihnen und über Lessings Meinung eine Verständigung möglich sei. Von neuem gab er daher in 44 mit Belegen versehenen Sätzen eine sehr mühsame Darstellung von Spinoza's Lehrgebäude. Dann fügte er die Berichtigung eines besondern Mißverständnisses von Mendelssohn bei. Gegen Mendelssohns Abfertigung seines Glaubens, als wär' es ein dem Christen gemäßer Geisteszwang, erinnerte Jacobi mit würdiger Milde, hier sei von d e m Glauben die Rede, in dem wir Alle geboren werden und bleiben müssen, sofern jedes Streben nach Gewißheit schon ein Bekanntsein mit Gewißheit, zuletzt eine unmittelbare Gewißheit voraussetze, die nicht aus der zweiten Hand durch Beweise, sondern in sich begründet und Grund der Beweise sei. Und so befehle nicht allein, sondern zwinge Naturoffenbarung alle und jede Menschen, zu glauben. Einen andern Glauben lehre die Religion der Christen — sie befehle ihn nicht.

Einen Monat n a ch der direkten Zusendung dieser Antwort an Mendelssohn auf seine Erinnerungen ließ er Jacobi'n bitten, mit der Beantwortung derselben nicht zu eilen, sondern zu warten, bis demnächst der erste Theil seiner Schrift gedruckt sei. Er gelte hauptsächlich dem Pantheismus; ihres Briefwechsels geschehe darin keine Er-

wähnung; sie sei auf den zweiten Theil verspart; den ersten aber müsse Jacobi vorher lesen, eh' er auf die Erinnerungen antworte. Er grüße den liebenswürdigen Gegner.

Nach dieser seltsamen Ausweichung kam in weiteren drei Monaten weder Erwiderung noch Empfangsanzeige auf jene gefoderte und mit so ausführlichem Fleiß gegebene Erklärung. Jacobi sah nun die Acten der bisherigen Verhandlung durch und faßte seine Behauptungen in sechs kurze Sätze zusammen. Hamann, dem Jacobi, wie Herdern, alles mitgetheilt hatte, nannte ihm während dieser Zeit, nach Berliner Nachrichten, den Titel der entstehenden Schrift von Mendelssohn und schrieb Ende Juni, sie solle schon aus der Presse sein.* Gegen Ende Juli 1785 aber erhielt Jacobi eine freundliche Entschuldigung von Mendelssohn über das bisherige Schweigen. Daß er in ihrer Streitsache nicht müssig gewesen, werde der nächste Meßkatalog beweisen. Jacobi zu überführen, dürfe er freilich nicht hoffen; da er gestehen müsse, daß ihm so manche Stellen von Jacobi und Spinoza völlig unverständlich seien. Aber den statum controversiae hoffe er in der nächstens Jacobi's Beurteilung zu unterwerfenden Schrift festzusetzen und dadurch den Streit einzuleiten. Es werde sich zeigen, woran jene Unverständlichkeit liege. Schließlich bat er um eine Abschrift seiner Erinnerungen, die er verlegt. „Leben Sie wohl, theuerster Mann! und lieben Sie mich."

Jacobi schickte auf der Stelle die Abschrift. Da ihm aber Mendelssohn seine Schrift nicht vorgängig, nicht einmal den Titel mitgetheilt, hierüber ihn blos auf den Meßkatalog verwiesen, und sich vorbehalten, den statum controversiae festzusetzen, den Streit einzuleiten, zu zeigen, woran es liege, daß ihm Jacobi nur immer unverständlicher werde, je mehr Erläuterungen er ihm zu geben bemüht sei, fand Jacobi für nöthig, daß die ganze Veranlassung des Streits, und seine wahre Stellung zu Spinoza, ebenfalls bekannt werde. Er gab den Verlauf und Inhalt der gegenseitigen Mittheilungen nebst den Resultatsätzen und einer feurigen Rede vom Ver-

* J. W. Bd. IV, 1 S. 224. 3 S. 53 f. 65.

nunftglauben im Herbst 1785 heraus, unter dem Titel: Ueber die Lehre des Spinoza, in Briefen an H. M. Mendelssohn ꝛc."

Mendelssohns inzwischen herausgekommene „Morgenstunden" thaten freilich Jacobi's nicht Erwähnung, aber sie enthielten eine Behandlung des Spinozismus „ganz auf eigene Kosten," und suchten in einem eigenen Capitel Lessing als den wärmsten Theisten durch etwas gesperrtes Licht darzustellen. So sollte, bevor der zweite Theil, wie das Vorwort verhieß, die besondere Veranlassung zur Schrift näher anzeigte, bereits der Leser mit Begriffen eines „geläuterten" Spinozismus und einer Denkweise Lessings voreingenommen sein, nach welchen Jacobi's Darstellung nur als Verkennung erscheinen konnte. Dieser Umgehung kam Jacobi's Ausgabe der Acten zuvor.

Herder urteilte über Mendelssohn: „Er ist zu alt und ein zu elastischer Philosoph der deutschen Nation und Sprache, daß er sich belehren ließe, und ein zu pfiffiger Ebräer, als daß ein ehrlicher Christ mit ihm auskäme. In seinen Morgenstunden hat er seinen Schatten von Lessing (denn es ist nichts als ein Schattenbild, das er als den müden Hirsch vormalt) aus dem Gefecht zu bringen gesucht, daß er durch diese Verrückung der Steine schon gewonnen Spiel hat. Es ist sonderbar, daß in dem alten Mann der versteckte Haß gegen die Christen von Tag zu Tag mehr hervorzutreten scheint: denn allenthalben bringt er, wo mit der eiskalten Wolfischen Wortphilosophie nicht weiter auszukommen ist, die Christen als geborne oder wiedergeborne Schwärmer in's Spiel, und mit dieser geheimen bittersten Intoleranz ist alles Disputiren am Ende."* Kant billigte Jacobi's Briefe über Spinoza nach Inhalt und Vortrag, er dachte selbst daran, Mendelssohn zu widerlegen, was er jedoch über näheren Interessen wieder aufgab, zumal ihm Spinoza nicht geläufig, Jacobi nicht deutlich genug war, auch von Berlin ihm entgegengesetzte Anmuthungen gemacht wurden.**

* J. W. IV, 3 S. 143.

** Das. S. 82. 88 f. 94 f. 114. 116. 174. 191. 202 f. 213.

In Berlin erregte Jacobi's Veröffentlichung großen Aerger, wie bald ein Brief von Mendelssohn an Kant verrieth. Nach Reichards Aussage hätte Mendelssohn zu ihm gesagt: „sein (Mendelssohns) Vergehen gegen Jacobi liefe wohl hauptsächlich darauf hinaus, was ihm schon eher seine Freunde vorgeworfen hätten, daß er keinen rechten Begriff von Ehre und point d'honneur habe, und man hierin seine Erziehung erkenne. In Jacobi's Schrift, so weit sie ihn betreffe, könne er keine andere Absicht erkennen, als daß Jacobi ihn bekehren wolle, wie er vielleicht auch Lessing hätte bekehren wollen. Ein Schreiben an Jacobi habe er schon aufgesetzt, welches nächstens öffentlich erscheinen solle, und womit er Jacobi nicht zu beleidigen glaube."* Nicht? Mit diesem Schreiben? Es erschien zu Anfang 1786 unter dem Titel: M. Mendelssohn an die Freunde Lessings, ein Anhang zu Hrn. Jacobi's Briefwechsel über die Lehre des Spinoza.

Diese Schrift, die erst jüngst noch eine Ehrenrettung Lessings — bedurfte es deren? — genannt worden ist,** will wohl, aber kann nicht dafür gelten. Sie ist eine Schmähschrift gegen Jacobi. Von allen Vorwürfen, die darin auf ihn gehäuft sind, ist nur der wahr, daß er unrecht gethan, das Geheimniß, mit dem Lessing seinen Moses vorsichtig verschont hatte, demselben — zwar nicht „aufzubringen", aber — mitzutheilen. Im Uebrigen entstellte Mendelssohn die Sache durchaus. Die von Jacobi ihm „zugenöthigte" Nachricht über Lessing habe ihn nicht befremdet, „der Name Jude und Spinozist ihm bei weitem weder so auffallend, noch so ärgerlich sein können, als er etwa dem Hrn. Jacobi sein möge" (Hievon hatte Mendelssohn den Gegenbeweis in Jacobi's Mittheilungen vor Augen und in Händen.). „So lange man seinen Freund noch nicht als heimlichen Gotteslästerer, mithin als Heuchler anklagte (Wo hatte das Jacobi gethan?), sei ihm die Nachricht so ziemlich gleichgültig gewesen, da er gewußt, daß es auch

* Das. S. 94. 126.

** Kühne in den Monatsbl. z. E. d. Allg. Z. 1845, April, S. 141 f. Dagegen Gust. Pfitzer, das., Juni, S. 270 ff.

einen geläuterten Spinozismus gebe, der sich mit allem, was Religion und Sittenlehre Praktisches haben, gar wohl vertrage, wie er selbst in den Morgenstunden weitläufig gezeigt, und daß er hauptsächlich mit dem Judenthum sich sehr gut vereinigen lasse." — „Allein höchst unangenehm war ihm der Antrag von Seiten des Hrn. Jacobi. Im Grunde hatte er Hrn. Jacobi nie gekannt, wenigstens nicht als Metaphysiker, noch Lessings Freund (Nicht durch Jacobi's Erinnerungen im deutschen Museum gegen Mendelssohns Bemerkungen zu Jacobi's „Etwas, das Lessing gesagt hat", und durch die Mittheilung darin über Lessing, die Mendelssohn in seine Morgenstunden aufnahm? Auch nicht durch die ihm und Jacobi so befreundete Familie Reimarus?). „Er habe wohl gesehen, man sei geneigt, Lessingen auf diese Weise den Prozeß zu machen" (ein Argwohn ohne Grund, und der sich mit seinen Aeußerungen gegen Reimarus und Jacobi nicht verträgt). Indem er also die Nachricht für die „Anekdote" etwa eines „Reisenden" gehalten, habe er auf nähere Erklärung gedrungen mit „Fragen, die vielleicht etwas zu lebhaft ausgedrückt, aber der Sache angemessen gewesen" (Es waren die Fragen, auf die Jacobi, mit dem Nachweis ihrer Unangemessenheit, ihm, wie Mendelssohn brieflich gestand, „vollkommen Genüge gethan", so daß er sich zur Abbitte bereit erklärte). „Herzlich leid nun würde es ihm sein, wenn die Gespräche, deren Inhalt Jacobi ihm mitgetheilt, wirklich als vertraute Unterredungen im höchsten Sinne des Worts zu betrachten wären — leid um sich selbst, daß der Freund, mit dem er über 30 Jahre lang nach Wahrheit geforscht, ihn dieses Zutrauens nicht gewürdigt haben sollte, das ein Anderer in wenig Tagen zu erhalten gewußt. Leid um Lessing; denn wie sehr müßte er in seinen letzten Tagen gesunken sein, wenn er das Alles in vollem herzlichen Vertrauen gesagt hätte, was er gesagt haben soll. Dort erscheine Lessing nicht als der kühne, entschlossene Denker, der seiner Vernunft folgt und von ihr auf Abwege geführt wird, sondern als ein schaler Atheist — aus der Schule irgend eines kindischen Witzlings, der sich eine Freude macht, das mit Füßen von sich zu stoßen, was seinen Nebenmenschen so wichtig und so theuer ist! Nicht einen gesunden Gedanken lasse ihn Jacobi vorbringen; alle Ver-

nunftgründe fallen auf des Letztern Antheil; Lessing unterbreche ihn blos hie und da durch einen gezwungenen Einfall, der mehrentheils auf eine Gotteslästerung hinauslaufe (!) und finde selbst die schlechten Verse (Prometheus) so gut, die ihm Jacobi sicherlich nicht ihrer Güte, sondern des abenteuerlichen Inhalts wegen in die Hand gegeben: „Armer Kunstrichter! wie tief mußtest du gesunken sein, diese Armseligkeit im Ernste gut zu finden!" — Leid müßte es ihm endlich auch um Jacobi und die an ihm gerühmte Rechtschaffenheit sein, wenn er ein Bekenntniß, das sein Freund in seinen Schos niederlegte, dem Publikum verrathe, wenn er mit einer „Schwachheit, zu deren Vertrauten ihn der Freund in den letzten Tagen seines Lebens gemacht, sein Andenken bei der Nachwelt zu brandmarken suche, ihn anklage, ohne von dem Vergehen einen andern Zeugen anführen zu können, als seine eigene Person, indem er gestehe, Mitschuldiger gewesen zu sein, ja den wichtigsten Antheil an der Sache gehabt und seinen Freund mehr verleitet, als auf unrechtem Wege gefunden zu haben, und wenn er endlich vorsichtig genug sei, sich selbst eine Hinterthür offen zu halten, durch die er dem Atheismus entlaufe und zur sichern Fahne des Glaubens zurückkehre, während er dem armen Mitschuldigen sie zuschlage." — Jacobi hatte nur erzählt, nirgends angeklagt, in keinem Zug Lessing schwach geschildert, nirgends von ihm eine Lästerung, sondern blos Gedanken-Consequenzen angeführt; Mendelssohn selbst hatte die Bekanntmachung für nöthig und nützlich erklärt, und er hatte über Jacobi's Glauben, den Lessing salto mortale nannte, und über seinen Unterschied vom Autoritätsglauben, eine so einfache, herzliche, deutliche Erklärung von Jacobi erhalten, daß die Beschuldigung, Jacobi ziehe Lessing als Spinozisten, Atheisten, Gotteslästerer „vor ein Ketzergericht" und flüchte sich unter die Glaubensfahne, vollkommen unverantwortlich bleibt. Auf diesen angeblichen Glaubenseifer stützte jedoch Mendelssohn noch eine andere Hypothese, die unter dem Anschein milderer Erklärung, Jacobi'n die schändlichste Meinung von Lessings Charakter und seinem Lessing eine sehr leichtsinnige Rolle zutheilt: „Jacobi habe vielleicht selbst nicht geglaubt, daß ihm Lessing ein sonderliches Geheimniß anvertraut, sondern ihn vielmehr

für einen Mann gehalten, der, von unsteten Grundsätzen, heute den Theismus, morgen Atheisterei, und vielleicht Tages darauf Aberglauben, mit gleichem Scharfsinne zu behaupten das Talent habe; der auch seine Behauptungen niemals zu verheimlichen suche, sondern so, wie sie ihm die Laune oder der Geist des Widerspruchs eingebe, sie auch öffentlich zu erkennen zu geben kein Bedenken trage. Er hielt ihn für einen irrigen, in seinen Subtilitäten verlorenen Sophisten, der Wahrheit und Irrthum in gleichem Lichte oder in gleicher Dunkelheit erblickt, dem am Ende Witz so viel als Philosophie gilt, und dem, wenn er in der Stimmung ist, Gotteslästerung Stärke des Geistes zu sein scheint (!). Als geschickter Arzt hätte Jacobi es gewagt, das Uebel Anfangs etwas zu verschlimmern — hätte Lessingen tiefer hinein in die Irrgänge des Spinozismus, in die dornichten Hecken des Pantheismus geführt. Unser Freund, der die ehrliche Absicht des Hrn. Jacobi gar bald mochte gewittert haben, war schalkhaft genug, ihn in der Meinung, die er von ihm gefaßt hatte, zu bestärken. Theils auch kann er an dem Scharfsinne Vergnügen gefunden haben, mit welchem Jacobi die Lehre des Spinoza vorzutragen und zu vertheidigen wußte. — Er spielte daher vollkommen den aufmerksamen Schüler — daher konnte sein vertrautester Freund (Mendelssohn) von diesem großen Geheimnisse nichts wissen, Gleim keinen Antheil an dieser metaphysischen Komödie erhalten — daher die gezwungenen Einfälle und Plattheiten, das Wohlgefallen an schlechten Versen, das einem Lessing so unnatürlich ist. Mit Lessing sei es freilich J. nicht gelungen, so habe er es mit Hemsterhuys, mit der Freundin Reimarus, mit Mendelssohn versucht — die gute Absicht, ihn in den Schos des Glaubens zu führen; wenn sie auch nicht alles rechtfertigt, entschuldige doch vieles." — Endlich nach der Klage über die Veröffentlichung ihres Briefwechsels: „Ich kann mich in die praktischen Grundsätze des Hrn. J. so wenig als in seine theoretischen finden. Ich glaube, es sei bei so bewandten Umständen durch Disput wenig auszurichten, und also wohlgethan, daß wir auseinander scheiden. Er kehre zum Glauben seiner Väter zurück, bringe durch die siegende Macht seines Glaubens die schwermäulige Vernunft unter Gehorsam und schlage

die aufsteigenden Zweifel durch Autoritäten und Machtsprüche nieder."

Ich bin nun — schreibt Hamann — ziemlich darüber ruhig, daß ich dem M. Mendelssohn nicht zu viel gethan, wenn ich ihn zu einem Sophisten, Lügner, Heuchler und etwas Aergerem gemacht. *

Aber Mendelssohn war krank, als er diese Diatribe schrieb, und die Bekanntmachung, daß Lessing Spinozist gewesen, zugleich mit Jacobi's Deduction, daß die Lehre Spinoza's und jedes consequenten Dogmatisten auf Atheismus und Fatalismus hinauskomme, hatte ihn aller Fassung beraubt. Mit der Deduction wußte er nicht fertig zu werden, so verdächtigte er in der Angst das Factum. Wenige Tage nach Vollendung dieser unglücklichen Ehrenrettung Lessings starb Mendelssohn. Das war für seine Berliner Genossen eine nicht verschmähte Waffe gegen Jacobi. Nicht nach den Documenten, noch mit Gründen führten sie den Streit fort, sondern mit Klagen um Mendelssohn, der das Opfer seiner Freundschaft geworden, mit Wiederholung seiner Insinuationen und verstärkter Anklage Jacobi's. Alle ihnen botmäßige Zeitschriften überschwemmten sie damit. Engel voran erzählte, wie Mendelssohn durch Jacobi's Herausgabe der Privatcorrespondenz, durch dessen Mißtrauen in sein Wort, in seine Redlichkeit beleidigt worden, und wie viel tiefer noch ihn gekränkt, daß Lessing nicht nur als Atheist, sondern als Spötter und Heuchler vor der Welt dastehen sollte. Das Zeugniß des Arztes wurde beigebracht, daß Mendelssohn von dieser Sache ungewöhnlich angegriffen worden. Er hatte, um gleich dem ersten Eindruck zu begegnen, den letzten Rest seiner Kräfte Gott und der Freundschaft gewidmet. Jacobi hatte ihn gemordet. Sofort ward von allen Seiten die Lüge erneuert, Jacobi habe „die Vernunft gelästert", wolle „dem blinden oder gar dem Wunderglauben forthelfen", „führe Lavaters Worte als eine Autorität an, von der er abhängen wolle", „gebe durch willkührliche Wortverdrehung zu dem Verdachte Gelegenheit, unvermerkt alles auf Glauben an positive Sätze der Religion zurückbringen zu wollen", entreiße durch Empfehlung eines unbedingten blinden Glaubens dem Protestan-

* J. W. IV, 3 S. 151. 154.

tismus seine stärkste Stütze, befördere den Katholizismus und wolle die Rechte der Vernunft und Religion den Aussprüchen einer menschlichen Autorität unterwerfen." * So weit ging binnen drei Monaten die unverschämte Anschwärzung.

Im April 1786 trat Jacobi mit der Schrift entgegen: „Wider Mendelssohns Beschuldigungen in dessen Schreiben an die Freunde Lessings". Er belegte und bewies, daß Absichtlichkeit, Verstellung, Sykophantie nicht auf seiner, sondern jener Seite gewesen; er zeigte sich als den besseren Freund und Kenner Lessings, indem er dem dort verdunkelten Bilde den wahren Geist des Mannes in Kernworten seiner Schriften und in solchen entgegensetzte, die Jacobi's Gegner zu zeichnen geeignet waren, er führte mit Lessings, auch zum Theil Kants Aussprüchen seine philosophische Vertheidigung; und nach Erhärtung, daß die ihm aufgebürdete Sucht, zu bekehren, zu lästern, zu verketzern, auf die Ankläger selbst zurückfalle, nannte er ihr Treiben vorsätzlichen Betrug, Götzendienst, Selbstvergötterung.

Hamann, Hippel, Kraus waren mit dieser nöthigen Vertheidigung höchst zufrieden; nicht minder brav fand sie Herder, der bald in seinem „Gott" die philosophischen Standpunkte zu vermitteln suchte. Der frühverstorbene Wizenmann schrieb seine „Resultate Jacobischer und Mendelssohnischer Philosophie", und Kant äußerte Freundschaft für ihn und Jacobi. **

Auch Goethe, wie wir sahen, war bei diesem Streite, wiewohl unschuldig, betheiligt. Sein von Lessing bewundertes Gedicht hatte den Anlaß zu dessen Eröffnungen abgegeben und darum den Unwillen der Berliner Kritik miterfahren. In Jacobi's Briefen über Spinoza an M. Mendelssohn fanden die Berliner, nach Hamanns Bericht, Spinoza's Kopf, Herders Torso und Goethe's Zehen, *** und das

* Berl. Monatsschrift 1786, März. Correspond. 11. Allg. deutsche Bibl. Bd. 65 St. 2 S. 630. Allg. Litt. Z. Nr. 36. Nr. 125. Vorläufige Darstellung des Jesuitismus S. 173.

** J. W. IV, 3 S. 216. 220. 222. 225. 233. 259. Vergl. Bd. III, S. 521 ff.

*** Das. S. 95. Vgl. 112 f. „Was könnte man", erwiderte Jacobi (Das. S. 107) „für einen Schriftsteller wohl Schmeichelhafteres sagen, als er denke mit

Schreiben an Lessings Freunde blickte sehr verächtlich auf diese Zehen nieder. Von dieser Mitleidenschaft abgesehen, konnte Jacobi des Freundes Antheil sich erwarten, mit dem er in Verbindung geblieben war. Als die Verhandlungen mit Mendelssohn im Gange, aber noch nicht öffentlich waren, folgte Jacobi, damals durch den Verlust von Sohn und Frau schwer angegriffen, Goethe's und Herders dringender Einladung nach Weimar, wo er im September 1784 „selige Tage verlebte". Nach der Rückkehr schickte er die Werke von Hemsterhuys (demselben, an welchen einer der Briefe über Spinoza gerichtet war) alle Goethe'n zu, den sie sehr freuten; und während Jacobi's gedrängte Darstellung des Spinozismus noch nicht lange bei Mendelssohn lag, las auch Goethe die Ethik des Spinoza und „fühlte sich diesem sehr nahe, obgleich dessen Geist viel tiefer und reiner sei als der seinige".* Auch wegen dieser Liebe Goethe's zu Spinoza, die einen Berührungspunkt ihrer ersten Befreundung gebildet, war es natürlich, daß ihm Jacobi das letzte Aktenstück seiner so verfänglich gewordenen Verhandlungen über dessen Lehre zuschickte. Zwei Wochen nach Vollendung dieser Schrift wider Mendelssohns Beschuldigungen — die Vorrede ist vom 19. April — hatte sie Goethe schon gelesen laut dem nun mitzutheilenden Briefe vom 5. Mai. Er ist eigenhändig auf Conceptpapier, — einen gestrichenen Buchstaben ausgenommen — ohne Aenderung, hingeschrieben, ob Entwurf oder Copie oder zurückgenommene Reinschrift, wissen wir nicht.

einem Kopfe wie Spinoza's, athme wie aus Herders Brust, und bewege sich wie mit Goethe's Füßen."

* J. W. I S. 377. Riemers Mittheilungen II S. 182.

Ilmenau, den 5. Mai (17)86.

Dein Büchlein habe ich mit Anteil gelesen, nicht mit Freude. Es ist und bleibt eine Streitschrift, eine Philosophische, und ich habe eine solche Abneigung vor allen literarischen Händeln, daß Raphael mir einen malen und Schackespear ihn dramatisiren könnte und ich würde mich kaum daran ergötzen, was alles gesagt ist. Du mußtest diese Bogen schreiben, das seh ich und erwartete sie, nur hätte ich gewünscht, die Species Facti wäre simpel vorgetragen, alles Leidenschaftliche dabei kann ich nicht billigen, und die vielen Um- und Anhänge thuen auch nicht gut, wenn man kämpft. Je knapper, je besser. Du wirst sagen, es ist meine Manier, jeder hat die seine! Gut, ich muß es geschehen lassen.

Dann, lieber Bruder, daß ich aufrichtig sei, das Strausenei * will mir gar nicht gefallen. Als Wort und Rede möcht' es

* In der Vorrede der Vertheidigungsschrift sagt Jacobi, das Geschrei werde sich nach ihrem Erscheinen wohl noch mehren, aber endlich doch eine Stille kommen; was auf diese folgen müsse, wisse er sicher. „Unterdessen lasse ich mein Straußen-Ei im Sande ruhig liegen; Meißen und Aelstern werden es nicht zertreten; Staaren und Krähen es weder aufhacken, noch auf die Seite bringen: seinen Inhalt zu offenbaren sei dem Lichte, das den Tag regieret, überlassen."

noch hingehen, wenn es nur nicht hinten noch als Siegel aufgedruckt wäre. Wenn die Gegner nur halb klug sind, sobald machen sie auf den langhälsichen Verfasser Jagd, der in unendlicher Selbstzufriedenheit aus denen Büschen heraussiehet, und im Schatten sich seiner Superiorität über Elstern und Raben erfreuet, und sie haben das ganze Publikum auf ihrer Seite. Lieber Freund, man hat Exempel, daß Adler-Eier im Schose Jupiters für einem Pferdekäfer nicht sicher waren.

Wenn Selbstgefühl sich in Verachtung Anderer, auch der Geringsten ausläßt, muß es widrig ausfallen. Ein leichtsinniger Mensch darf andere zum besten haben, erniedrigen, wegwerfen, weil er sich selbst einmal Preis giebt. Wer auf sich etwas hält, scheint dem Rechte entsagt zu haben, andere gering zu schätzen. Und was sind wir denn alle, daß wir uns viel erheben dürfen. *

* Man sieht aus diesem und dem Folgenden, daß Goethe den „Geruch von Prätension“, den er am Woldemar verspürt hatte, an der Streitschrift ebenfalls ahnden wollte. Solches Wahrnehmen von Charakterform läßt sich, weil es zuletzt persönlicher Art ist, nicht immer durch Zusammenhalten mit dem Thatbestand erproben. Auf Grund des Letzteren wäre zu entgegnen, daß Jacobi sich gegen seine Widersacher nicht, weil sie geringer waren, ausließ, sondern weil sie in hochmüthiger Sicherheit nicht ihn allein, sondern Lavater, wie Stark, und alle vermeintlichen oder wirklichen Jesuiten mit der Praxis eben der Jesuiten: Der Zweck heiligt die Mittel, verfolgten. Ueber ein solches Verfahren die Empörung, die man fühlt, offen aussprechen, zeigt weniger Verachtung, als Schweigen und Abwenden. Und seine Leidenschaft zu enthüllen, ist redlicher, als unter dem Anstrich der Mäßigung ihr in der Darstellung der Thatsachen freies Spiel zu lassen.

Daß Dir Deine edlen Infusionen so gut gerathen sind, und Dir die Thierchen zu Freuden heraufwachsen, gönne ich Dir herzlich, und ich würde Dich beneiden, wenn ich in meiner Seele einen Wunsch aufkommen ließe nach irgend einem Gut, das mir das Schicksal versagt oder geraubt hat.

An Dir ist überhaupt vieles zu beneiden! Haus, Hof und Pempelfort, Reichthum und Kinder, Schwestern und Freunde und ein langes hhhh. Dagegen hat Dich aber auch Gott mit der Metaphisick gestraft und Dir einen Pfahl in's Fleisch gesetzt, mich dagegen mit der Phisick geseegnet, damit mir es im Anschauen seiner Werke wohl werde, deren er mir nur wenige zu eigen hat geben wollen.

Uebrigens bist Du ein guter Mensch, daß man Dein Freund sein kann, ohne Deiner Meinung zu sein; denn wie wir von einander abstehen, habe ich erst recht wieder aus dem Büchlein selbst gesehen. Ich halte mich fest und fester an die Gottesverehrung des Atheisten p. 77 und überlasse

Wer kämpft, stellt sich auf gleichen Boden. Der Erhebung aber über Andere könnte der bezüchtigt werden, der, wie wir einen Satz weiter bei Goethe lesen, des Andern Beruf als Strafe Gottes und Pfahl in's Fleisch, den eigenen als Segen ansieht. Gleichwohl hatte Goethe ein Recht, so zu sagen; denn Jacobi rang sichtbar und schmerzlich mit seiner Metaphysik, die er eben so wenig lassen, als sich in ihr befriedigen konnte, Goethe'n war wohl bei seiner Physik; so lange wenigstens wohl, bis er mit seiner Farbenlehre nicht durchdrang; da es denn auch allerlei Um- und Anhänge, Ausfälle gegen Newton und Newtonianer, Aeußerungen des Selbstgefühls und der Verachtung setzte.

euch alles was ihr Religion heißt und heißen müßt ibid.* Wenn Du sagst, man könne an Gott nur glauben p. 101: so sage ich Dir: ich halte viel auf's schauen, und wenn Spinoza von der Scientia intuitiva schreibt, und sagt: Hoc cognoscendi genus procedit ab adaequata idea essentiae formalis quorundam Dei attributorum ad adaequatam cognitionem essentiae rerum**: so geben mir diese wenige Worte Muth, mein ganzes Leben der Betrachtung der Dinge zu widmen die ich reichen und von denen ich mir eine adäquate Idee bilden kann, ohne mich im mindesten zu bekümmern,

* Jacobi sagt dort: „Die Gottesverehrung des Spinoza, in Vergleichung mit dem, was im eigentlichen Verstande Religion heißt, und wenn die Begriffe nicht sollen verwirrt werden, auch allein so heißen muß, verdiente eine besondere Abhandlung, die nicht nur ein neues Licht über das System dieses großen Mannes, sondern auch über noch manche andere sehr wichtige Dinge verbreiten könnte."

** „Diese Erkenntnißart (die intuitive, wesenschauende) erhebt sich von der übereinstimmenden Denkvorstellung des begrifflichen Wesens gewisser Attribute Gottes zur übereinstimmenden Erkenntniß des Wesens der Dinge." Spin. Ethik, Th. II Propos. 40 Schol. 2. Vgl. Th. 5, Prop. 25 ff. Spinoza beweist, daß alle Dinge in Gott sind, und die übereinstimmende Denkvorstellung jedes wirklichen Dinges das ewige und unendliche Wesen Gottes nothwendig in sich schließe. Die Nothwendigkeit der Dinge ist nur die Nothwendigkeit des ewigen Wesens Gottes; ihr Erkennen, als nothwendiger, wahre Erkenntniß von Gottes ewigem Wesen. Oder mit andern Worten: Die einzelnen Dinge sind nur Bestimmtheiten der Attribute Gottes, und je mehr wir sie in dieser ihrer Bestimmtheit erkennen, um so mehr erkennen wir Gott in seiner ewigen Wesenheit.

wie weit ich kommen kann und was mir zugeschnitten ist.*

Lebe wohl. Vergieb daß ich so hingeschrieben habe, wie mir's eben um's Herz war, ich bin hier so allein, und schriebe wohl auch viel mehr, wenn ich mich nicht scheute ein neu Blatt zu nehmen.

Leb wohl.

G.

* Diese, wie die vorige Bemerkung, bezeichnen sehr genau nicht nur, was Goethe'n von Jacobi schied, sondern auch den wunden Fleck in dessen Bekenntniß, nur ohne ihn zu heilen; ähnlich wie die andern Gegner es gemacht hatten.

Jacobi hatte von Spinoza gesagt, daß er Alles auf Gott bezog und das höchste Gut darein gesetzt, Gott zu erkennen und über alles zu lieben; er hatte ihn angerufen: „Sei Du mir gesegnet, großer, ja heiliger Benedictus! Wie Du auch über die Natur des höchsten Wesens philosophiren und in Worten Dich verirren mochtest: seine Wahrheit war in Deiner Seele, und seine Liebe war Dein Leben!" Und doch bestand Jacobi darauf, Spinozismus sei Atheismus.* Diesen Widerspruch konnte er nicht etwa dadurch lösen, daß Spinoza im Widerspruch mit seiner Lehre religiös gewesen. Jacobi hatte ihre Consequenz anerkannt, und daß jeder Weg der Demonstration eben dahin ausgehe, somit sich auch das Recht benommen, zu sagen, Spinoza habe sich in Worten verirrt. Aber daß bei Spinoza alle wirklichen Dinge, nicht minder die menschlichen Handlungen in einem nothwendigen Wesen beschlossen sind, nannte er Fatalismus; daß jener dies nothwendige Wesen für das ewige göttliche erklärte, Atheismus, indem da weder

* Später gab Jacobi noch weiter zu (W. Bd. 3 S. 46 f.), das Wesen Gottes habe Spinoza nicht geleugnet; seine Philosophie stelle sich durchaus als Religion, als Lehre von dem höchsten Wesen und dem Verhältnisse des Menschen zu demselben dar; sie habe große Uebereinstimmung mit der Religion des Fenelon.

Gott persönlich wissend und handelnd, noch der Mensch frei sei. Und da er diese letzteren Thesen nicht aufzugeben vermochte, aber auch sie nicht beweisen konnte, vielmehr ihre Bewährung durch Beweis überall unmöglich fand, nannte er sie Wahrheiten eines ursprünglichen, durch sich selbst gewissen Glaubens.

Wohl ist alles Erkennen nur dadurch möglich, daß das ganze Gesetz und Wesen des Erkennens vor jeder wirklichen Erkenntniß schon in uns ist, und hindert nichts, die ihre thätige Entwicklung leitende Vernunft Glauben zu nennen. Sie aber mit derselben unverträglich zu setzen, ist so falsch, daß Jacobi von da aus keinen Schritt thun konnte, ohne sich selbst zu widersprechen. Denn indem er zu zeigen suchte, daß sein geglaubter Gott und seine geglaubte Freiheit nicht von Spinoza, noch sonst von einer Demonstration zu erhalten sei, definirte er sie, verglich, unterschied und entwickelte, kurz behandelte sie durchaus als bestimmte Erkenntnisse. Er wußte, was er glaubte, nur konnte er es mit dem, was er vom Spinozismus zu wissen glaubte, nicht übereinbringen. Hätte er festgehalten, daß Spinoza's Gott das eine Wesen ewigen Denkens und Seins (also ewiges Bewußtsein), daß er die Nothwendigkeit der Dinge nicht blos als ihre Verkettung, sondern als ihr wahres Wesen, und darin nicht vertheilt, sondern in jedem Einzelnen der ewig Ganze sei: so hätte er auch eingesehen, daß die Nothwendigkeit Gottes nur seine reine Selbstheit, sein bei sich Bleiben, höchste Freiheit sei, die Einstimmung des Menschen mit dieser Nothwendigkeit nur Einstimmung mit dem eigenen Wesen, da dieses nur in Gott Wesen ist, also wieder Freiheit. In dieser Consequenz hätte er seinen Satz von der Offenbarung als Prinzip jedes Erkennens nicht nur einseitig erreichen, sondern mit seinem Inhalt vereinigen mögen, statt Form und Inhalt gegeneinander zu verlieren. Denn als ursprünglichen Glauben, als das Gewissesste hinstellen, daß das Denken sowohl bei Gott, der verständigen Ursache der Welt, als bei dem Menschen, der verständigen Ursache seiner Handlungen, vor dem Wirken und vor dem Thun sein müsse; und dann sagen, folgerichtiges Denken führe nothwendig auf das Gegentheil, heißt: Aus dem Denken, als Prinzip, fließt Undenkbarkeit; oder: Aller Inhalt ist Denken und seine

Form Nichtdenken. Und sagen: Glauben ist Grund aller Beweise, selber aber schlechthin unbegreiflich, heißt: Wesentliches Mittel des Begreifens ist Nichtbegreifenkönnen, oder: Glauben ist Form des Denkens und sein Inhalt Nichtdenken.

Statt daher zu behalten, daß die Verstandesbestimmungen eben dadurch, daß sie einander aufheben, als ihre Wahrheit den ewigen Geist offenbaren, behielt Jacobi das bloße Aufgehobensein, als Nichts, als das Loch (wie er es selbst einmal nennt), in das er nun Glauben, Gott, Freiheit als Wissen anderer Art hineinsetzte. Immer aber bleibt ihm das Verdienst, die Ableitungsmetaphysik seiner Zeit, wie auf anderem Wege Kant, in ihrer Leerheit oder ihrem Zirkel aufgewiesen, und gegen sie, wie nachher gegen Kant, den in sich zusammengefaßten Geist, wenn auch unentwickelt, behauptet zu haben.

Wenn nun Goethe dem Glauben Jacobi's das Schauen im Sinne Spinoza's entgegensetzte, so enthielt dies die Anerkennung, daß der Glauben Eins sei mit dem wirklichen Denken. Denn ist jenes Schauen das Erkennen eines Nothwendigen als solchen, welche Nothwendigkeit ebensosehr objective Richtigkeit als Einstimmung unserer eigenen Natur ist: so sind es die bestimmtesten Gedanken, wo dies Erkennen statt findet, und kann es nicht jenseit solcher im Unbegreiflichen liegen. Mit Recht verknüpfte es daher Goethe mit seinem Genüge in Betrachtung der Dinge, die er reichen könne, dem Jacobi's nie befriedigtes Sehnen und Streben gegenüberstand. Indem aber Goethe die Vermittlung der ihm reichbaren Dinge mit dem Ewigen nicht erklärte, vielmehr gestand, sich darum, wie weit er kommen könne, nicht zu bekümmern: stand er in derselben nur unmittelbaren Gewißheit wie Jacobi und mochte ihm dieser mit Fug entgegnen: Dein Schauen ist nicht sicherer, noch klarer als mein Glauben, nur gerichtet auf die Dinge, wenn ich auf den Geist gerichtet bin. Mit dem schönsten Sinn hatte sich Goethe gerade in den letzten Jahren den Naturwissenschaften zugewendet, so wie der sinnvollsten, klarsten Seelenbetrachtung im Dichten des Wilhelm Meister. Was er sah, was er bildete: überall fand er im Wirklichen Gesetz und Folge, in seinen Gedanken Entwicklung zur Anschauung: wie hätte er Lust haben können, mit Jacobi

eine Reise durch die Wüste der Abstraktion zu machen nach dem heiligen Grabe des Begriffs, den er als lebendigen Proteus in sich trug. Daß er auf diesen Weg des Freundes auch nur hinsehen sollte, erschien ihm gleich der Zumuthung, sich aus dem Gleichgewicht bringen zu lassen.

Im Herbst des Jahres, aus dessen Frühling das abwehrende Schreiben an Jacobi ist, folgte Goethe der längstgehegten Sehnsucht nach Italien, wo er die zweite Hauptepoche seiner Selbstbildung erleben und genießen sollte. Jacobi suchte inzwischen seine eigenthümliche Stellung zur Philosophie weiter zu rechtfertigen in dem Gespräch „Ueber Idealismus und Realismus" (1787). Auf Nachrichten der Weimarschen Freunde von Jacobi und von dem beabsichtigten Besuch Hamanns bei ihm und andern Verbundenen schreibt Goethe aus der Nähe Roms im Oktober 87: „Mit den Genannten war unser Verhältniß nur ein gutmüthiger Waffenstillstand von beiden Seiten, ich habe das wohl gewußt, nur was werden kann, kann werden. Es wird immer weitere Entfernung und endlich, wenn's recht gut geht, leise, lose Trennung werden. Der eine ist ein Narr, der voller Einfaltsprätensionen steckt. „Meine Mutter hat Gänse" singt sich mit bequemerer Naivetät, als ein: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr'." Er ist einmal auch ein —: „Sie lassen sich das Heu und Stroh, das Heu und Stroh nicht irren" u. s. w. Bleibt von diesem Volke! Der erste Undank ist besser als der letzte. Der andere (Hamann) denkt, er komme aus einem fremden Lande zu den Seinigen, und er kommt zu Menschen die sich selbst suchen, ohne es gestehen zu wollen" — — „Wenn L(avater) seine ganze Kraft anwendet, um ein Mährchen wahr zu machen, wenn J(acobi) sich abarbeitet, eine hohle Kindergehirnempfindung zu vergöttern, wenn C(laudius) aus einem Fußboten ein Evangelist werden möchte, so ist offenbar, daß sie alles, was die Tiefen der Natur näher aufschließt, verabscheuen müssen. Würde der eine (Lavater) ungestraft sagen: „alles was lebt, lebt durch etwas außer sich!" würde der andere (J.) sich der Verwirrung der Begriffe, der Verwechslung der Worte von Wissen und Glauben, von Ueberlieferung und Erfahrung nicht schämen?

würde der dritte nicht um ein paar Bänke tiefer hinunter müssen, wenn sie nicht mit aller Gewalt die Stühle um den Thron des Lammes aufzustellen bemüht wären; wenn sie nicht sich sorgfältig hüteten den festen Boden der Natur zu betreten, wo jeder nur ist was er ist, wo wir alle gleiche Ansprüche haben?" *

Da Jacobi, wie er Wissen und Glauben unterscheide, deutlich gesagt hat, kann man ihm Verwechslung dieser Worte nicht eigentlich, noch weniger von Ueberlieferung und Erfahrung schuld geben. Daß er sich um den Thron des Lammes vorgedrängt, konnte Goethe nur den Mißdeutungen seiner Gegner entnehmen. Aber dem ganzen Urteil liegt das Wahre zu Grund, daß Jacobi's Hin- und Herschwingen zwischen Dialektik und Gefühlsaufwand nicht ohne ein absichtliches Spannen des eigenen Innern abgehen konnte, und daß Goethe mit jeder tiefereingehenden Hingebung an seine Strebungen den Mittelpunkt der eigenen verrückt hätte.

So entschieden nun aber Goethe seinerseits dem Treiben und Leisten des Freundes seine Theilnahme versagte, so fand er doch ein ähnliches Verhalten des Letzteren gegen seine neueren Richtungen nicht eben so natürlich. Indem er die freundliche Aufnahme schildert, die er nach seiner Berührung mit der Campagne von 1792 im November d. J. in Pempelfort fand, kann er die Empfindlichkeit darüber nicht bergen, daß sein längst gedruckter Groß-Cophta unerwähnt blieb, die Vorlesung aus einem Gedicht, das er unternommen, um sich vom Eindruck der Revolution zu zerstreuen, nicht erbaulich wirkte, auch von der schon ein Jahr gedruckten Metamorphose der Pflanzen wenig Kenntniß genommen war. Es verstimmte ihn, als seinen morphologischen Mittheilungen die Vorstellung, nichts könne werden, was nicht schon sei, entgegentrat, die einem Spinozisten so sehr befremdlich nicht hätte sein sollen. Man suchte jedoch, sich mit ihm in seiner Sphäre zu begegnen; man bat ihn, Iphigenie vorzulesen; aber seiner jetzigen Verfassung war der zarte Sinn fremd und auch von Andern vorgetragen lästig; wie noch mehr der darauf in Vorschlag gebrachte Oedipus auf Kolonos. Man bat um Aufschlüsse über seine optischen Bei-

* G. W. in 12°. Bd. 29 S. 109. f. 115 f.

träge, konnte sich aber der Hypothese vom gespaltenen Licht nicht genug entschlagen. Auf die allgemeineren Interessen dieses Kreises mochte Goethe sich nicht einlassen. Er sah mit Mißfallen, daß ein gewisser Freiheitssinn, ein Streben nach Demokratie sich hier in die hohen Stände verbreitet hatte, daß man Lafayette's und Mirabeau's Büsten verehrte, jenen wegen seiner ritterlichen und bürgerlichen Tugenden, diesen wegen Geisteskraft und Rednergewalt. Das auf individuelle Vorstellungsarten beschränkte Gespräch war ihm höchst langweilig, und er verhehlt nicht, daß er oft durch gewaltsame Paradoxen Streit aufregte und das böse Prinzip spielend, Verletzendes vorbrachte, was die Andern, da sie gut sein und auch ihn gut haben wollten, für Ernst nicht konnten gelten lassen, weil es nicht gründlich, für Scherz nicht, weil es zu herb war. Zuletzt nannten sie ihn einen umgekehrten Heuchler und versöhnten sich bald wieder mit ihm.* Man vermißt hier die Spinozische Ruhe, die alle Einzelnen ohne Unmut „unter der Form der Ewigkeit" betrachtet. Goethe fand die Wohlwollenden beschränkt, weil er ihnen nicht Raum gab; weil er, verstimmt, wie er war, von der Unterbrechung seiner inneren Welt durch Krieg und Mißstände, ihre Interessen und Gesinnungen theils ablehnte, theils neckend störte und hier nicht, wie darauf in Münster bei Jacobi's Freundin, der Fürstin Galizin, mit Milde das Gemeinsame ausfand. Er sagt, daß die Freunde nichts ausschlossen, auch ihn nicht, eigentlich jedoch ihn blos duldeten. Jacobi spricht sich viel hingebender aus.

Ein Jahr nach Goethe's Besuch schreibt Jacobi zu seinem überarbeiteten Woldemar die Zueignung an Goethe (12. Jan. 1794): „Ich widme Dir ein Werk, welches ohne Dich nicht angefangen, schwerlich ohne Dich vollendet wäre; es gehört Dir; ich übergeb' es Dir; Dir, wie keinem Andern. Wie keinem Andern! — Du fühlst dieses Wort, alter Freund, und drückst mir darauf die Hand — auch wie keinem Andern." Dann die Versicherung, daß ihre nun zwanzigjährige Freundschaft ein edler Wein geworden.

Im Rückblick auf die Nachwirkungen des Besuchs sagt uns Goethe, daß ihn Jacobi und die Fürstin Galizin wahrhaft liebten und im

* G. W. Bd. 30 S. 189 ff.

Augenblick gewähren ließen, jedoch immer mit stiller, nicht ganz verheimlichter Hoffnung, ihn ihren Gesinnungen völlig anzueignen.* Zum Jahr 1795 erzält er, wie Jacobi, der inzwischen nach Holstein gezogen, ihm sein Behagen dort in der Familie des Grafen Reventlow und verschiedene häusliche Feste anmuthig beschrieb, mit wiederholter dringender Einladung dorthin. Er sei aber nicht gefolgt, weil dergleichen Mummereien innerhalb eines einfachen Familienzustandes ihm stets widerwärtig gewesen, noch mehr, weil er fühlte, daß man seine menschliche und dichterische Freiheit durch gewisse conventionelle Sittlichkeiten zu beschränken gedachte. „Auch Jacobi's Briefe über Wilhelm Meister waren nicht einladend; dem Freunde selbst, so wie seiner vornehmen Umgebung erschien das Reale, noch dazu eines niedern Kreises, nicht erbaulich; an der Sittlichkeit hatten die Damen gar manches auszusetzen. — Um so weniger konnte der Autor Lust empfinden, solche Lectionen persönlich einzunehmen und sich zwischen eine wohlwollende liebenswürdige Pedanterie und den Theetisch geklemmt zu sehen." Der Fürstin Galizin gedenkend, fügt Goethe bei: „In diesem Jahre klärte sich eine Verwirrung auf, welche Jacobi zwischen uns gewirkt hatte, ich weiß nicht, ob aus leichtsinnigem Scherz oder Vorsatz; es war aber nicht löblich, und wäre die Fürstin nicht so reiner Natur gewesen, so hätte sich früh oder spät eine unerfreuliche Scheidung ergeben." **

Was gemeint ist, läßt sich mit Wahrscheinlichkeit errathen (s. Bd. 30 S. 247) und verdient vielleicht keine so ernstliche Rüge. Jedenfalls ist aus allem Vorstehenden klar, daß Goethe's Entfremdung von Jacobi nicht erst eines einzelnen Anlasses bedurfte. Ihr Grund war die Verschiedenheit der Gemüthsforderungen. In einer dem Mechanismus des Weltlebens und des gemeinen Verstandes entgegengesetzten sittlichen Selbständigkeit und übersinnlichen Religion erstrebte Jacobi die Geistesfreiheit, während Goethe sie innerhalb der Natur im sinnigen Anschauen des Organischen suchte, im Läutern und Erhöhen der Individualität durch harmonische Einbildung ihrer Entwicklungsfolge, durch reine Durchempfindung ihres Entfaltungskreises.

* Bd. 31 S. 38 ff.
** Das. S. 48 f.

Der überwindende und unüberwindliche Geist war Jacobi's Ideal, er zog ihn aus heroischwollenden, wie aus frommgesammelten, aus mystischen, wie aus tugendstarken Seelen an. Goethe's Ideal war der bildende, mit energischem Behagen, mit tiefer Besonnenheit in's Dasein gebreitete Geist. Er mußte sich dem Gewaltsamen, nicht blos dem niedern roher Triebe, auch dem höheren ihrer moralischen Bindung, entziehen, um nirgend der Selbsterschaffung des Lebens und seinen unbefangenen Pulsen vorzugreifen. Nach außen handeln, wo das Gleichgewicht aufhört, das Uebergewicht gesucht wird, konnte seine Sache ebensowenig sein als abgezogen denken, wo Gegenwart und Anschauung schwindet. Betrachtung, parteilostheilnehmende, erkennendgenießende, dichtendausführende war sein Beruf. Wenn daher Jacobi an den Kämpfen der Theorie, den Gegensätzen der Gesellschaft, den politischen Erhebungen sich betheiligen konnte, empfand sie Goethe nur als Störungen. Selbst daß er den Verdruß über diese abzuschütteln suchte in Dichtungen gegen die Gesellschaftszustände und die Revolution, war schon Ausweichung aus seinem schönen Beruf. Daß gerade diese Dichtungen Jacobi'n gefallen sollten, der über Recht und Kultur mit praktischem Ernste dachte, konnte er nicht verlangen. Daß aber auch Goethe der Sittlichkeitsforderungen, wie sie an seine Poesie Jacobi's Freundinnen und Freunde machten, kein Acht hatte, that er in seinem Recht und Beruf. Wir verdanken dieser Behauptung seiner Unbefangenheit Gedichte von so lauterer Sinnfülle als wir vorher nicht hatten und wer weiß wann wieder haben werden; ja das Schöne, als Idee, in seinem eigenen, nicht in fremdem Gesetze ward erst durch sie in deutscher Bildung und deutscher Sprache wirklich. Als Organ aber dieser Offenbarung, in seiner Entwicklung zu ihr stand Goethe sehr einsam in einer bewegten Zeit zwischen einer Poesie, die, wo sie nicht seichtes Spiel war, einseitigen Absichten und Leidenschaften nachhing, und einer geistigen Bildung mit transscendenten Ansprüchen. Da die Stoffe der Kunst an sich auch nur die der Wirklichkeit und Sitte, der Leidenschaft und Vernunft sind, des Dichters Anschauung also mannichfaltig mit den verschiedensten Richtungen gränzen muß, brauchte es viel Kraft und Sammlung, für sich allein die reine Bahn

zu halten. Daher Goethe's Verschlossenheit, und je öfter er bei scheinbarer Nähe den Abstand anderer Sinnesweisen von der seinen erfahren, sein Mißtrauen gegen theoretischfordernde oder sittlichbestimmte Charaktere. Nichts belehrt hierüber besser als sein schöner Aufsatz über die erste Bekanntschaft mit Schiller.

Schiller's mit Kantischen Begriffen verknüpfter Idealismus war in der hartnäckigen Trennung des Geistigen und Wirklichen, in ihrer als nothwendig behaupteten Incongruenz dem Standpunkt Jacobi's verwandt und Goethe'n aus ganz ähnlichen Gründen mißfällig, ja furchtbar. Eben so entschieden als er Jacobi'n von sich abhielt, ward von ihm Schiller vermieden. Aber sie sollten sich begegnen; gleich ihr erstes Gespräch führte auf ihren prinzipiellen Scheidepunkt; keiner wich dem andern; aber Schillers reine Hochachtung für Goethe, seine schöne Charakterreife und Goethe's Bedürfniß, den bisher durch Abschließung behaupteten Stand durch möglichstes Eingehen in den entgegengesetzten, der doch vorhanden und in der Zeit bedeutend war, mit besserer Freiheit zu behaupten, gründete jene für beide und für die Welt so gewinnreiche Freundschaft. Zu eben der Zeit, wo Goethe Jacobi's neuer Annäherung widerstand, trat er in dieses Verhältniß zu Schiller, und mit ihm „entwickelten sich — wie er sagt — im Verfolg eines zehnjährigen Umgangs die philosophischen Anlagen, insofern sie meine Natur enthielt." Aber es zu schildern, dieses Uebergehen von der „behaglichen Sicherheit des Menschenverstandes" in einen „freieren, selbstbewußten Zustand" sei, sagt Goethe, ein „fast Unmögliches", und wenn er hinzusetzt, „von Bildungsstufen könne nicht die Rede sein, wohl aber von Irr=, Schleif= und Schleichwegen und sodann von unbeabsichtigtem Sprung und belebtem Aufsprung zu höherer Cultur", so hat dies Bekenntniß, wunderbar genug, die nächste Analogie zu dem Jacobi's, diesem Selbstbewußtsein im Glauben, das zu demonstriren unmöglich ist, dem vielmehr die nothwendig ab= und irrführende Demonstration nur zum Schwungbrett dient, um durch einen Sprung sein Höheres zu erreichen. Und wenn Jacobi sagt, die Liebe sei es, die, als das Leben selbst, allein den lebendigen Gott uns darstellt, während die speculative Vernunft der davongegangenen

Wahrheit nachkrüpple: so setzt sehr ähnlich Goethe der Unmöglichkeit, „wissenschaftlich in der höchsten Region des Bewußtseins immer zu wandeln, welches die Welt, welches wir selbst uns trüben, fromme Wünsche, die wir hegen dürfen, und ein nicht untersagtes liebevolles Annähern an das Unerreichbare" entgegen. — Wer jedoch schließt, nun habe sich Goethe leichter mit Jacobi verständigen müssen, der wird, wie damals vielleicht Goethe selbst, sich zur Verwunderung getäuscht sehen.

Jacobi, der inzwischen nicht müßig, besonders durch seine Beleuchtung des Kantischen Kriticismus der deutschen Philosophie wahrhaft nützlich gewesen, sprach im Todesjahr Schillers (1805) auf seiner Rückreise aus dem nördlichen Deutschland wieder bei Goethe ein und verweilte mehrere Tage. „Schon die Anmeldung, sagt Goethe (Ausg. in 4°, IV S. 651) hatte mich höchlich erfreut, seine Ankunft machte mich glücklich: Neigung, Liebe, Freundschaft, Theilnahme, alles war lebendig wie sonst. Nur in der Folge der Unterhaltung that sich ein wunderlicher Zwiespalt hervor. Mit Schiller, dessen Charakter und Wesen dem meinigen völlig entgegenstand, hatte ich mehrere Jahre ununterbrochen gelebt, und unser wechselseitiger Einfluß hatte dergestalt gewirkt, daß wir uns auch da verstanden, wo wir nicht einig waren. — Bei Jacobi fand ich gerade das Gegentheil —: wir liebten uns ohne uns zu verstehen. Nicht mehr (?) begriff ich die Sprache seiner Philosophie. Er konnte sich in der Welt meiner Dichtung nicht behagen. Wie sehr hätt' ich gewünscht, hier Schillern als dritten Mann zu sehen, der als Denker mit ihm, als Dichter mit mir in Verbindung gestanden, und gewiß auch da eine schöne Vereinigung vermittelt hätte, die sich zwischen den beiden Ueberlebenden nicht mehr bilden konnte." Hierin liegt, daß Goethe im Umgang mit Schiller mehr ein Verhältniß zu einem Philosophen als zur Philosophie gewonnen; wie er denn auch an anderer Stelle sagt: daß er seit Schillers Ableben sich von aller Philosophie im Stillen entfernt und auf die ihm angeborne Methodik beschränkt habe (Bd. 32 S. 125). Indessen fügt er dialektisch dem Obigen bei — „Jacobi hatte den Geist im Sinne, ich die Natur, uns trennte, was uns hätte vereinigen

sollen — Sonderbar, daß Personen, die ihre Denkkraft dergestalt ausbildeten, sich über ihren wechselseitigen Zustand nicht aufzuklären vermochten — Warum sagten sie nicht in Zeiten: Wer das Höchste will, muß das Ganze wollen; wer vom Geiste handelt, muß die Natur, wer von der Natur spricht, muß den Geist voraussetzen, oder im Stillen mitverstehn. Der Gedanke läßt sich nicht vom Gedachten, der Wille nicht vom Bewegten trennen!" —

Ganz treffend hat hier Goethe als Wahrheit die Totalität des Bewußtseins, die ursprüngliche Synthese seiner Anschauung ausgesprochen. Um aber zu hoffen, daß er dadurch mit Jacobi sich hätte verständigen mögen, mußte er mit dem A und O seiner Philosophie gänzlich unbekannt sein.

Jacobi setzte allen Werth darein, daß man den Geist als Erstes und Oberes, die Natur als Zweites und Unteres denke, daß Intelligenz und Wille für die unabhängige Ursache der Welt, und die Natur nur für die abhängige Folge erklärt werde. Einzig mit diesem Primat des vernünftigen Willens werde Gott, Vorsehung, Tugend anerkannt, jede andere Verknüpfung von Geist und Natur führe auf ein bewußtloses AllEins, blindes Fatum, unendliches Nichts. Jacobi's Interesse war, das zu trennen, dessen Unzertrennlichkeit — das unterzuordnen, dessen Gleichsetzung Goethe festhielt. Weil Jacobi den Geist so schlechthin getrennt vom Wirklichen wissen wollte, konnte er natürlich nur durch einen Sprung von diesem zu jenem gelangen; und er mußte denselben von anderer Seite als einen Sprung aus dem philosophischen Bewußtsein heraus in die unbegreifliche Wahrheit bezeichnen. Bei Goethe war es umgekehrt der Uebergang in ein philosophisches Bewußtsein, was er einen Sprung nannte, der nur nach Irr- und Schleifwegen möglich geworden: darum, weil die Vermittlung von Natur und Geist schon im Bewußtsein, ja als das Bewußtsein selbst zum voraus schon sein muß, wenn ihre philosophische Erreichung Wahrheit sein soll, diese Erreichung daher nur durch vorgängige Vereinseitigung, durch Trennung des an sich ganzen Bewußtseins (die Irr- und Schleifwege der Abstraktion) zu einer erst erfolgenden Vermittlung gemacht werden kann. Nun wird freilich, je erschöpfender die Ab-

straktion, je gründlicher die Zerlegung ist, um so mehr sie selbst zur Wiederherstellung der Einheit, zum Bewußtsein des Bewußtseins, und kann somit nicht ein Sprung heißen. Wem aber die Trennung nicht recht gelingt, dem verfestigt sich das Getrennte durch den heimlichen Beistand der ursprünglichen Einheit auf jeder Seite, und im gleichen Grade muß auch die Rückkehr eine springende werden. Dies war Goethe's Fall.

Beherrscht von der Idee des Schönen, gelang es Goethe'n nie, Natur und Geist so rein von einander zu isoliren, daß letzlich jedes für sich zum vollkommnen Bekenntniß des andern würde. Er konnte die Natur nur als Geist, als Leben aus sich, als „Ganzes in die Theile strebend" schauen, dachte daher meist nur sie als wahr mit stiller Voraussetzung des Geistes, und nannte dies seinen Realismus, was ein Zuschauender, da es Rückführung des Gebildes auf das Bilden, des Geschauten auf das Schauen, des Gedachten auf das Denken war, ebensowohl Idealismus nennen konnte. Dies that Schiller, der gleich bei der ersten Begegnung ihm sagte, seine symbolische Pflanze sei eine Idee, keine Erfahrung. Nun aber mit Schillers Idealismus, dessen Satz: Niemals könne eine Erfahrung mit der Idee congruiren, Goethe'n im Anfang ganz unglücklich machte, vertrug er sich auch nur insoweit, daß er, erfreut und erfrischt durch das Zusammentreffen in vielen bestimmten Resultaten bei entgegengesetztem Ausgang, die Versicherung, auf rechtem Wege zu sein, auch von außen, die Erfahrung wohlthätiger Ergänzung im Besondern, und im Allgemeinen die Ueberzeugung gewann, daß über „den größten, vielleicht nie ganz zu schlichtenden Wettstreit zwischen Objekt und Subjekt" eine höhere Einheit walten müsse. Zu dieser, so lang der Wettstreit nicht geschlichtet war, konnte freilich nur ein Sprung führen, und die „höhere Cultur" bestand eigentlich nur in der Wahrnehmung, daß das bisher schon praktisch Vorausgesetzte auch theoretisch vorausgesetzt werden müsse, oder: „In der Idee leben heiße das Unmögliche behandeln als wenn es möglich wäre."

Darin also traf Goethe mit Jacobi zusammen, daß er seine Idee logisch nur als Voraussetzung zu bestimmen vermochte; und deßhalb

mußten sie beide an die Praxis, an die Liebe appelliren. Darin aber waren sie ganz auseinander, daß Goethe die Idee als Einheit, Jacobi sie als Gegensatz voraussetzte. Goethe's Praxis war daher das Schöne und der Genuß, war Naturbetrachtung mit Liebe, Jacobi's Praxis das Sittlich-Gute und der Kampf, Naturüberwindung mit Liebe. Auch dies wurde Goethe — wie wir gleich sehen werden — gewahr. Nur begreift man schwer, wie ihm die „Aufklärung über ihren wechselseitigen Zustand" bei „unbedingtem liebevollen Vertrauen" im J. 1805 noch unmöglich gefallen, nachdem er 1787 schon ihre nothwendige Trennung vorausgesagt und Jacobi'n den Leuten beigezählt hatte, die „alles verabscheuen müssen, was die Tiefen der Natur näher aufschließt."

Zum Jahr 1811 bemerkt Goethe (Bd. 32 S. 72): „Jacobi ‚von den göttlichen Dingen' machte mir nicht wohl; wie konnte mir das Buch eines so herzlich geliebten Freundes willkommen sein, worin ich die These durchgeführt sehen sollte: die Natur verberge Gott. Mußte, bei meiner reinen, tiefen, angebornen und geübten Anschauungsweise, die mich Gott in der Natur, die Natur in Gott zu sehen unverbrüchlich gelehrt hatte, so daß diese Vorstellungsart den Grund meiner ganzen Existenz machte, mußte nicht ein so seltener, einseitig-beschränkter Ausspruch mich dem Geiste nach von dem edelsten Manne, dessen Herz ich verehrend liebte, für ewig entfernen? Doch ich hing meinem schmerzlichen Verdrusse nicht nach, ich rettete mich vielmehr zu meinem alten Asyl und fand in Spinoza's Ethik auf mehrere Wochen meine tägliche Unterhaltung, und da sich indeß meine Bildung gesteigert hatte, ward ich, im schon Bekannten, gar manches, das sich neu und anders hervorthat, auch ganz eigen frisch auf mich einwirkte, zu meiner Verwunderung gewahr."

Da Spinoza beweist, daß wir, je mehr wir die einzelnen Dinge erkennen, um so mehr Gott erkennen: so konnte kein Philosoph geeigneter sein, den Dichter in seiner genialen Anschauungsweise zu bekräftigen. Inwieweit aber diese Bekräftigung auf das Zusammentreffen von Selbsterfahrungen mit Sätzen Spinoza's beschränkt oder aber die Einsicht in jene mit folgerichtigem Verständniß des Spinozismus ver-

knüpft gewesen sei, ist schwer zu bestimmen. Die Rechenschaft, die Goethe davon gibt,* ist sehr aphoristisch und selbst mit dem Bekenntniß begleitet, daß niemand den andern verstehe, keiner bei denselben Worten dasselbe, was der andere denke.

Zur Erklärung seines Verhältnisses zu Spinoza spricht Goethe von der durch das Leben selbst unaufhörlich uns aufgedrungenen Entsagung, mit der sich der Leichtsinn als mit einem zufälligen Wechsel abfindet, bis er mit dem gotteslästerlichen Spruch endet, daß alles eitel sei. Dem setzt er entgegen die Resignation ein für allemal und im Ganzen, welche (als unbedingte Anerkennung einer allgemeinen Nothwendigkeit) zur Ueberzeugung von dem Ewigen, Gesetzlichen und zu solchen Begriffen führe, welche durch die Betrachtung des Vergänglichen nicht aufgehoben, sondern vielmehr bestätigt werden. Dies ist ganz gemäß der Spinozischen AllEinheit der Substanz, wornach das, was ist, vollkommen — und nur das Vollkommne ist. Im Weiteren weist Goethe, daß diese unverbrüchliche Nothwendigkeit der Natur auch unbewußt von allen Menschen vorausgesetzt werde, an dem Grauen nach, welches der blose Schein von einem Selbstdenken bei Thieren oder einem Empfinden und willkührlichen Bewegen bei Pflanzen uns mache. Sein Zusatz nun aber, daß uns ein ähnliches Entsetzen überfalle, wenn wir den Menschen unvernünftig gegen allgemein anerkannte sittliche Gesetze, unverständig gegen seinen eigenen und fremden Vortheil handeln sehen; und daß wir, um dies Grauen loszuwerden, es sogleich in Tadel, in Abscheu verwandeln, uns von einem solchen Menschen entweder wirklich oder in Gedanken zu befreien suchen — dieser Zusatz ist von unbestimmter Beziehung. Denn wenn er allenfalls beweisen kann, daß wir unbewußt die Nothwendigkeit auch der vernünftigen und sittlichen Gesetze voraussetzen, so hebt er sie doch durch das Zugeständniß wirklichen Entgegenhandelns auf. Und der Gedanke bleibt ungeschlossen, indem über Spinoza weiter nichts folgt als daß er eben diesen Gegensatz so kräftig hervorhebe. Allein Spinoza

* Im Anfang des vierten Theils von Dichtung und Wahrheit, der, wie auch der Aufsatz über die erste Bekanntschaft mit Schiller, erst nach 1816 verfaßt ist.

beweist vielmehr, daß unsittliche und unvernünftige Handlungen des Menschen blos natürliche Bewältigungen seien, die unter ihren Bedingungen eben so nothwendig erfolgen als irgend ein anderes Natürliche, und daß man sich darüber nicht entsetzen, sie nicht verabscheuen, sondern sie erkennen solle, endlich daß man von der Einsicht in diese Nothwendigkeit sich zur Erkenntniß Gottes, in ihr zur höchsten Beruhigung und Freiheit, Tugend und Seligkeit erhebe.

In Spinoza's Sinne hätte sich daher auch an die Stelle des Unwohlseins über Jacobi's Buch und der Entfernung im Geiste von ihm ein Herantreten zu ihm mit dem Geiste, und die Einsicht setzen müssen, daß und warum er von seinem Standpunkte urteilen mußte, die Natur verberge Gott. Unschwer würde erhellt sein, daß Jacobi von der abstrakten Natur, von der ohne Gottesbewußtsein betrachteten Wirklichkeit spreche, deren Eindrücke und Beziehungen freilich jenes nicht erzeugen können. So sagte auch Spinoza, wessen Betrachtung nicht ausgehe vom Wesen Gottes, sondern von den Sinnenobjekten, dem helfen die auf die letzteren gebauten Vorstellungen nichts zur Gotteserkenntniß.* Wieder, wenn Jacobi sagt: Wer Gott nicht sieht, für den hat die Natur kein Angesicht, trifft er mit dem Satze Spinoza's zusammen, daß, was da ist, wahrhaft nur in Gott gedacht werden könne. Und wenn Freiheit nach Spinoza nur Gotteserkenntniß ist, so hatte auch Jacobi Recht, zu sagen, nur wo Freiheit sei, werde Gott erkannt. **

Noch 1827, acht Jahre nach Jacobi's Tod, als dessen auserlesener Briefwechsel erschien, sprach Goethe in einer kurzen Anzeige desselben mißliebig über die darin sichtbare Weise geistigen Verkehrs, unwillig über Jacobi's Einsprache wider Naturphilosophie. ***

* Ethik II, Prop. 10 Schol. 2.

** S. Jacobi's W. Bd. 3 S. 425, vgl. S. VII—XV. Bd. 6 S. 153. 155. 157.

*** G. W. in 12°. Bd. 45 S. 292 f.

Anhang.

Das Letzte, was wir aus der uns anvertrauten Sammlung mitzutheilen haben, ist eine Anzahl meist kleiner Gedichte oder Gedichtbruchstücke, auch sie von Goethe's eigner Hand geschrieben, eines auf die erste Folioseite eines Bogens, zwei auf geränderte Blätter, die übrigen auf nach ihrem Maß geschnittene Papierstreifen.

Von zehn epigrammatischen sind sechs dieselben, die sich — nicht ohne vortheilhafte Aenderungen — in den gedruckten Gedichten wiederfinden unter dem Titel: Dem Ackermann, Die Geschwister (im Manuscript auf einem umrandeten Blättchen, aber, wie fast alle andern, ohne Ueberschrift), Zeitmaß, Warnung, Die Lehrer, Heilige Familie (im Manuscript Santa Famiglia). Vier nicht gedruckte geben wir hier; zuerst das muthwilligste:

(1.)

(Nach dem Lateinischen.)

Du verachtest den Armen, er lehne sich überall nieder,
Schöne Königin; wohl lieg' ich bald hier und bald dort;
Aber fändest du ihn erwachend einst in dem Arme:
Du beriefst ihn mit Recht: Lehnt er doch überall an!

(2.)

Warum siehst du Lina* verdammt, den Sprudel zu trinken?
Wohl hat sie es verdient an Allen, die sie beschädigt

* Vgl. Goethe's Gedichte (Lieder): An Lina, gedr. 1800.

Und zu heilen vergessen; die an der Quelle des Lethe
Becher auf Becher nun schlürfen: die gichtischen Schmerzen der Liebe
Aus den Gliedern zu spülen, und will es ja nicht gelingen,
Bis zum Rheumatismus der Freundschaft sich zu kuriren.

(3.)

Frage nicht nach mir, und was ich im Herzen verwahre;
Ewige Stille geziemt ohne Gelübde dem Mann.
Was ich zu sagen vermöchte, ist jetzo schon kein Geheimniß;
Nur diesen Namen verdient, was sich mir selber verbirgt.

(4.)*

Als der Undankbare floh, o Göttin ewiger Treue,
Fleht ich ihn nicht zurück, fleht' ich, verzeih du ihm, nur.
Du ergriffst ihn gewaltig und hast ihn übel gebändigt,
Graue Locke hält nun ihn den beweglichen fest.

Unter den Reimgedichten der Sammlung sind vier bekannt. Zwei nämlich haben in den gedruckten, wo sie verbessert erscheinen, die (in unserer Handschrift fehlenden) Ueberschriften: Wechsellied zum Tanze und Neue Heilige (dies im Abschnitt: „Epigrammatisch"); eine dritte Gabe, bestehend in drei Oktaven, die (gleichfalls ohne Titel) auf ein Blatt geschrieben, durch Sternchen aber getrennt,

* Dies Epigramm scheint ursprünglich noch vorhergehende Verse gehabt zu haben; wenigstens hat die Scheere einige Züge von einer Zeile übrig gelassen, die über der ersten stand.

auch im Sinn nicht zusammengehörig sind, enthält die gedruckte Gedichtsammlung an getrennten Stellen. Die erste Oktave macht nämlich, etwas verändert, die zweite Strophe in dem Fragment: Die Geheimnisse (Abschnitt: „Religion und Kirche"); die zweite steht für sich mit der Aufschrift: Für ewig (im Abschnitt: „Vermischte Gedichte"); die dritte als Bruchstück (im Abschnitt: „Gedichte an Personen". „Denk- und Sendeblätter" Nr. 77). Ein viertes Reimgedicht endlich, Grabschrift überschrieben, ist zwar in die Ausgabe der Gedichte nicht aufgenommen, aber mit Goethe's Briefen an die Gräfin Auguste von Stollberg, in einem vom 27. März 1778, gedruckt (in der Urania 1839 S. 129).

Ungedruckt aber sind zunächst folgende Reime, die sich als Theil eines Weimarschen Maskenzuges zu erkennen geben. Vor den in den Werken mitgetheilten Maskenzügen sagt Goethe selbst, daß die Programme und Gedichte der Mehrzahl dieser Festspiele verloren gegangen. Aus einem solchen haben wir denn hier die einzelnen Reime eines in schwesterlichem Geleit auftretenden — ob allegorischen, romantischen oder welches wirklichen Wesens: dies zu rathen bleibt manichfaltiger Spielraum. Goethe hat diese Verse mit seiner bekannten lateinischen Cursivschrift auf ein Quartblatt in die Einfassung eines blauen, von rothen Mäanderlinien durchzogenen Randes geschrieben und auf der Rückseite oben hingesetzt: Durchlaucht dem Herzoge.

(5.)

Zwar bin ich nicht seit gestern
Im Zauberhandwerk eingeweiht;
Doch haben meine Schwestern
Dir schon das beste prophezeit.

Drum laß mich bittend rathen:
Wend' uns ein gnädig Auge zu,
Laß uns in Deinen Staten
Genießen die erwünschte Ruh.

Doch stört den schönen Frieden
Des Krieges wilder rascher Tritt;
Nimm uns die Nimmermüden
Als Marketenderinnen mit.

Schließlich drei, wahrscheinlich ältere Gedichte; das erste nur ein kurzer Liebespruch, das zweite ein lyrischer Ausruf, wohl aus dem ersten Jahrzehend in Weimar, wenn nicht aus der letzten Zeit vor dem Eintritt in Weimar; wie noch mehr von dem dritten elegisch-lyrischen Gedicht zu glauben.

(6.)

Arm an Geiste kommt heut spät Dein Geliebter vor Dich.
Arm an Liebe kommt er weder frühe, noch spät.

(7.)

Bleibe, bleibe bei mir
Holder Fremdling, süße Liebe,
Holde, süße Liebe,
Und verlasse die Seele nicht.
Ach wie anders, wie schön
Lebt der Himmel, lebt die Erde,
Ach wie fühl' ich, wie fühl' ich
Dieses Leben zum erstenmal!

(8.)

Ein zärtlichjugendlicher Kummer
Führt mich in's öde Feld; es liegt
In einem stillen Morgenschlummer
Die Mutter Erde. Rauschend wiegt
Ein kalter Wind die starren Aeste. Schauernd
Tönt er die Melodie zu meinem Lied voll Schmerz.
Und die Natur ist ängstlich still und trauernd,
Doch hoffnungsvoller als mein Herz.
Denn sieh, bald gaukelt Dir, mit Rosenkränzen
In runder Hand, Du Sonnengott, das Zwillingspaar
Mit offnem blauen Aug, mit krausem goldnen Haar
In Deiner Laufbahn Dir entgegen. Und zu Tänzen
Auf neuen Wiesen schickt
Der Jüngling sich, und schmückt
Den Hut mit Bändern, und das Mädchen pflückt
Die Veilchen aus dem jungen Gras, und bückend sieht
Sie heimlich nach dem Busen, sieht mit Seelenfreude
Entfalteter und reizender ihn heute
Als er vorm Jahr am Maienfest geblüht;
Und fühlt, und hofft.
Gott segne mir den Mann
In seinem Garten dort! Wie zeitig fängt er an
Ein lockres Bett dem Samen zu bereiten!
Kaum riß der Merz das Schneegewand
Dem Winter von den hagern Seiten,

Der stürmend floh und hinter sich auf's Land
Den Nebelschleier warf, der Fluß und Au
Und Berg in kaltes Grau
Versteckt: da geht er ohne Säumen
Die Seele voll von Ernteträumen
Und sä't und hofft.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

lege auch keine ~~Verletzungs~~strafe für geringe
Vollstrecker(?)
dem Hang zu einer unthätigen [illegible]
Mißtrauisch in die [illegible]
Hoffe nicht nur vollständige Linderung und
Heilung zu finden, sondern laß dir diesen
Rückfall einer Krankheit, erkennende
Schwachheit, wenn du durch Gewohnheit(?)
oder eigene Schuld keine wahre(?) finden
kannst, denn die Naturkräfte [illegible]
Gerechtigkeit mit Klugheit und
Güte und deinem Zustande angemessen
und dich mit ~~und~~ oder milder Natur und
[illegible] zu lindern [illegible]

den ersten Klang zu bitten etc. 8.

Indessen bin ich [illegible] worden dem
Fortgange der unglücklichen [illegible]
[illegible] entgegenzugehen, ich habe keinen Freund
[illegible], mit welchem zu [illegible]
[illegible] mitzutheilen und [illegible]
[illegible] der [illegible]
[illegible], und sie und der mein [illegible]
erfüllen können, und [illegible]
diese [illegible] [illegible] [illegible].

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Goethe, Johann Wolfgang <<von>>,

Briefe und Aufsätze von Goethe aus den Jahren 1766 bis 1786

Weimar 1846

P.o.germ. 483 vg
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10109160-3